Volksdichtun... der siebenbürgis... und südungarisc...

Volksdichtungen

der

siebenbürgischen und südungarischen

Zigeuner.

Gesammelt und aus unedirten Originaltexten übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Wien,
Verlag von Carl Graeser.
1890.



Wagner'sche Universitäts-Buchdruckerei in Innsbruck.

Sr. kaiserlichen und königlichen Hoheit

dem Herrn

Erzherzog

Joseph von Oesterreich,

dem großen Kenner der Zigeuner,

dem hochgelehrten und großmütigen Freunde und Förderer der Volkskunde

ehrfurchtsvoll und dankbarst

zugeeignet.

Vorwort.

Seit zehn Jahren mich beinahe ausschließlich mit dem Studium der Zigeuner meines Heimatlandes beschäftigend, habe ich auf meinen häufigen, oft monatelangen Fahrten und engem Zusammenleben mit Zeltzigeunern einen reichen Schatz von Volksdichtungen dieses gutmütigen, weltverlassenen Völkchens gesammelt, von dem ich das Beste und Schönste in diesem Werke niederlege.

Ein genaues, unverfälschtes Bild des Cultur- und Gefühlslebens der Zigeuner wird diese Sammlung, wie keine andere wohl, dem denkenden Leser bieten. Der Inhalt der meisten Zigeuner-Volkslieder ist allerdings nicht „neu", ebensowenig als bei einem andern Volke; es sind ja dieselben Herzenslaute, die zu allen Zeiten und in allen Ländern nach Ausdruck ringen; freilich nur anders gestaltet durch andere Lebensbedingungen, durch ein anderes nationales Gepräge. Der Urklang der Leidenschaft, dieses eigentlichen Herdes jedes dichterischen Feuers, ist immer und überall der gleiche. Man kann sich kaum etwas Vollendeteres denken, als diese kleinen, aber sonnigen Blüten zigeunerischer Lyrik, die uns frisch entgegenduften, wenn wir das Geäst und Laubgehänge, das sie umgiebt, auseinanderbreiten. Die

Schwärmerei der jungen Liebe, der Trennungsschmerz, die schmerzliche Enttäuschung, Treulosigkeit in der Liebe und die Qualen, welche der Tod geliebter Wesen den Ueberlebenden zurückläßt, spielen auch in dem Volkssange der Zigeuner meines Heimatlandes eine große Rolle und sind in allen Stufenleitern der Empfindung vertreten. Neben schrillen, oft gar schrillen Klängen um das Vergängliche alles Guten, weniger Schönen, um des Menschen ganzes klag- und tränenwürdiges Loos, kurz Alles, was ein Menschenherz beglückt, peinigt und erfüllt, kurz, keinen Orgelton des menschlichen Registers vermissen wir in den Liedern der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner, deren Existenz man noch vor gar nicht langer Zeit rundweg leugnete und die man auch noch heute kaum beachtet, kaum kennt. Es hat dies seinen Grund zum Teil in dem erst späteren Auffinden der zigeunerischen Volkspoesie überhaupt, zum Teil wohl auch in der minder leichten Zugänglichkeit des genügenden Verständnisses der zigeunerischen Sprache [1]). Die Uebersetzungen der Lieder wollten weniger Verdeutschungen als einfache Uebersetzungen sein, und sind eben deßhalb gar oft fast wörtlich ausgefallen und stets in der Form des Originals gehalten.

Was die Sagen und Märchen als solche betrifft, so sind dieselben von verschiedenem, aber doch im Ganzen recht bedeutendem Wert, sowohl an und für sich, als auch in Bezug auf vergleichende Forschung und mythologische Beziehung. Ursprünglich war es mein Plan die einzelnen Märchen dieser Sammlung mit vergleichenden Anmerkungen zu versehen, doch mußten

---

[1]) Ueber die Volkspoesie der Zigeuner s. meine: „Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner" (in Virchow-Holtzendorffs Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Neue Folge, II. Serie, Heft 12).

dieselben, da die Sammlung zu unverhältnißmäßig großem Umfange angeschwollen wäre, fallen gelassen werden. Als oberster Grundsatz galt mir, daß jedes Stück, welches ich in diese Sammlung aufgenommen habe, ohne weitere Rücksicht auf den Wert der einen Quelle, wenigstens durch eine zweite Quelle als Eigentum des Volkes anerkannt sei, d. h. jedes der aufgenommenen Stücke habe ich wenigstens von zwei örtlich und zeitlich getrennten Personen gehört und im Original wörtlich aufgezeichnet. Von den Varianten habe ich stets die schönern und interessantern in diese Sammlung aufgenommen.

Was nun meine Uebersetzung ins Deutsche anbelangt, so war ich von Anfang bestrebt, das Original wörtlich zu geben in treuer, unverfälschter Gestalt, ohne es irgendwie zu „verschönern“ oder zuzustutzen. Daher die gar häufige Schwerfälligkeit im Stile und das Unzutreffende des Ausdrucks. Die zigeunerischen Originaltexte habe ich diesmal weglassen müssen, um den buchhändlerischen Erfolg zu sichern.

Möge diese Sammlung, die inmitten eines Lebens voll Ergebung, Entbehrung und Entsagung entstanden ist, eine gütige Beachtung im Kreise der Fachgenossen finden, dann wird es den Sammler nie gereuen, seine Jugend unter Zigeunern „verträumt“ zu haben, ein jugendfrohes Leben dafür in Kauf gegeben zu haben.

Mühlbach (Siebenbürgen), im Mai 1888.

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Stücke rühren von südungarischen Zigeunern her.

Sachregister.

(L. = Lied; B. = Balladen; M. = Märchen; K. = Kinderlied; Z. = Zauberformel.)

I.

Lieder.



1.

Immer lustig fliegt die Meise,
Singt stets eine lust'ge Weise;
Braust auch kalt der Wind durch's Ried,
Dennoch singt sie froh ihr Lied.

Dem Zigeuner ist sie gleich,
Wohnt mit ihm in einem Reich;
Schläft am Wege, ißt und springt
Und dabei stets lustig singt!

2.

Ein Zigeuner, muß ich zieh'n
Heimatlos durch's Leben hin!
Bin verlassen stets und arm,
Mir zur Seite Leid und Harm!
Schweift mein Blick auch in die Ferne,
Oben Himmel nur und Sterne,
Und auf Erden muß ich wandern
Fremd von einem Ort zum andern!
Niemand ach! erbarmt sich mein,
Nur im Himmel Gott allein!

*3.

Müd bin ich von all' dem vielen Leid,
Das mir täglich beut die Lebenszeit;
Wie der Rabe fliegt von Ast zu Ast,
Also wand're stets ich ohne Rast!
Einmal hier und einmal dort, —
Kenn' ich keinen Heimatsort!

*4.

Hab' mein Sach' auf Gott gestellt
Und durchstreif' nun froh die Welt!
Mag der Teufel ewig klagen,
Reden stets von Not und Plagen!

Wandern will ich, stets nur wandern,
Froh von einem Ort zum andern!
Laß' die Not heut' hier zurück,
Such' dann morgen dort mein Glück!

*5.

Auf der ganzen, weiten Welt
Ist mein eigen nur ein Zelt;
Führ' ein Leben sondergleichen, —
Tausch' doch nie mit einem Reichen!

Kümm're nie mich um das Morgen,
Bin ich nur für heut' geborgen;
Lebe hier und lebe dorten,
Bin bekannt an allen Orten;
Mit der Geige in der Hand
Zieh' ich froh durch's ganze Land!

6.

Golden scheint auf mich der Sonnenschein,
Läßt vergessen mich die Not und Pein!
Was kann ich dafür, daß ich so elend, arm?
Mir genügt's, daß jetzt die Sonne scheint recht warm!

7.

Pfaff' und Schultze oft erhält
Als Geschenk viel schönes Geld;
Des Zigeuners in Not und Pein
Mag erbarmen sich Gott allein!

8.

Rasch entfloh die Sommerszeit
Und der Lenz ist noch gar weit;
Mit dem warmen Sonnenschein
Zieht auch Gottes Segen ein.

Bis Weihnachten, Gott sei Dank!
Hab' ich reichlich Speis' und Trank,
Und bis Ostern schlaf' ich halt!
Wach' erst auf, wenn grün der Wald!

9.

Lieg' jetzt im Schatten hier,
Und mein Herz bricht mir schier;
Polster ist mir der Stein,
Drauf ich schlaf' hungrig ein;
Himmel hoch, deckt mich zu,
Gott beschützt meine Ruh'!

Elend und tiefen Schmerz
Kennt nur mein armes Herz;
Ende Gott, meine Not,
Send' mir den sanften Tod!

10.

Was denn And'res konnt' ich tun:
Schaffte, ohne je zu ruh'n,
Und erwarb mir schwer mein Brot,
Litt dabei oft bitt're Not!

Ja, die Welt sich wundern kann,
Wie hab ich wohl, armer Mann,
Still ertragen so viel Not
Und doch nie gesucht den Tod!

11.

Sehnsucht treibt mich hin und her,
Läßt mir keine Ruhe mehr;
Gleich der Wolke möcht' ich wandern
Rasch von einem Ort zum andern, —
Wandern, wandern durch die Welt!
Solch' ein Leben mir gefällt!

12.

Meine Jugend seh' ich flieh'n,
Weiten Weg's muß ich noch zieh'n,
Bis daß ich erreich' mein Grab, —
Ohne daß ich Stiefel hab'.

Geld send' mir, o Gott, bei Zeit,
Daß ich ja nicht ohne Kleid, —
Nackt, wie ein Zigeunerwicht,
Trete vor dein Angesicht!

13.

Heimatlos bin ich und alt,
Und der Wind bläst ach! so kalt!
Bei der warmen Feuersglut
Sorgenlos der Reiche ruht!

Gleich den Mäusen leb' ich nur
Bald im Haus, bald auf der Flur;
Irgendwo der sanfte Tod
Endigt meine bitt're Not!

14.

Rastlos muß ich armer Teufel wandern,
Schutzlos zieh'n von einem Ort zum andern,
Deßhalb man mich überall auch kennt,
Ueberall mich den „Zigeuner" nennt!

15.

Siebzig Jahr in Leid und Not!
Tag für Tag such' ich den Tod!

Schließt der Tod mein Auge zu,
Dann erlang' ich erst die Ruh!

Wenn der Lenz auf Erden ruht,
Dann fließt langsam, kalt mein Blut.

Wenn dahin der Sommer schwand,
Zittert mir schon Fuß und Hand.

Zieht der Herbst durch Wald und Ried,
Und verstummt der Vöglein Lied,
Dann, gleich einem dürren Blatt,
Ruht mein Herz auch müd und matt.
Herrscht der Winter weit und breit
Schlaf' ich fort in Ewigkeit!

16.

Schon entblättert steht der Wald,
Schneien wird es nun recht bald;
Schütz' uns Gott in uns'rer Not,
Send' uns Holz und Fleisch und Brot!

*17.

Ach, der Sommer schwand dahin,
Wolken an dem Himmel zieh'n;

Weite Halde, hoher Wald,
Euch verlassen wir nun bald!

Dürfen nicht dem Winter trauen,
Müssen uns ein Nestchen bauen,
Wo wir dann als Haftgenossen,
Harren auf des Lenzes Sprossen!

18.

Bald es regnet, bald es schneit,
Kälte herrscht jetzt weit und breit!
Auf der großen, weiten Welt
Haben wir kein Heim, kein Zelt!

Daß im Frost wir nicht verderben,
Daß vor Kälte wir nicht sterben,
Hilf uns Gott, im Himmel droben, —
Denn sonst wird dich Niemand loben!

19.

Wenn die Vorrät' uns aufgeh'n,
Müssen wir nach Arbeit seh'n!

Seine Hoheit, unser Bauch
Wünscht ja Fleisch und Branntwein auch!

Uns're Hände ruhen nicht,
Arbeit ist ja ihre Pflicht!

Haben oft schon Tag und Nacht
In der Arbeit zugebracht!

Ist die höchste Not schon nah,
Stehlen sie auch hie und da!

20.

Wahrlich, es ist schwer zu sagen,
Ob uns Menschen alle Plagen
Schickt zu uns'rem Heil wohl Gott,
Oder treibt er mit uns Spott?

21.

Schön ist jede Frau, wenn sie nur reich,
Wackelt sie auch einer Ente gleich!
Die Zigeunerin, ob häßlich oder schön,
Ist und bleibt doch stets der bösen Welt Gehöh'n!

*22.

Breiter Fluß, zu deinen Wellen
Möcht' ich Wand'rer, mich gesellen,
Und in raschen, frohen Tänzen
Möcht' ich gern als Welle glänzen!

Zwischen Dornen nur und Hecken
Darf ich flieh'n in Leid und Schrecken;
And're geh'n auf breiten Straßen,
Ich auf Stegen öd', verlassen.

*23.

In die wilden Rosenhecken
Flieht das Vögelein voll Schrecken;
Friedlich ruh' ich im Gehäge,
Lausch' auf meines Herzens Schläge.
Wie vielmal in wie viel Tagen
Wird mein armes Herz noch schlagen?

*24.

Wo der Sommervöglein Lied erklingt,
Unter Birken eine Quelle springt;
Besen bind' ich und in süßer Ruh
Flüstern mir die Birken traulich zu.

Wandervöglein zieh'n durch Feld und Hag
Und ich Armer sitz' hier Tag für Tag
Binde Besen um ein Stückchen Brot,
Gott im Himmel, ende meine Not!

*25.

Lebe heute so, wie morgen,
Lustig leb' ich, ohne Sorgen;
Was auch sollt' ich den beginnen,
Einmal muß ich ja von hinnen!

*26.

Mich begrüßt laut das Gebell der Rüden,
Flieh'n muß ich und lange nicht ermüden;
Wollt' im Hühnerstall aufräumen,
Wenn die Menschen schlafen, träumen;
Nur ein Hühnchen fing ich ab,
O ich armer, dummer Knab'!

*27.

Donau darf nicht ruhig liegen,
Muß die Schiffe tragen, wiegen;
Und die Sonne muß erhellen
Berg und Tal und Waldesstellen.

Wellen kommen, weiterrinnen,
Sonne kommt und geht von hinnen;
Wir auch kommen, gehen, wandern
Stets von einem Ort zum andern!

28.

Schlechtes ich darin nicht find',
Wenn mein Zelt zerstört der Wind;
Einem Siebe gleicht's fürwahr,
D'raus Wein trinken will ein Narr!

29.

Gott, wie sollst du Glück mir geben,
Wenn ich redlich nicht kann leben?
Soll ich deiner nie vergessen
Und doch stehlen mir das Essen?
Nein, ich will, ich mag nicht stehlen,
Will den Tod mir lieber wählen!

*30.

Jene Hand wachs' aus dem Grabe,
Die mich mit dem Haselstabe
Blau und blutig hat geschlagen
Und vermehrt hat meine Plagen!

Knuspre stets am kahlen Knochen
Jener Mund, der es gesprochen,
Daß man mich in Ketten schlage
Und einsperr' auf sieben Tage!

In dem Kerker, wo gesessen
Ich mit Schmerzen, unermessen,
Soll noch heut' der Blitz einschlagen,
Wasserflut ihn weitertragen!

*31.

Jenen Richter, der getrieben
Hat mich aus dem Dorf mit Hieben,
Seien auf die dürren Wangen
Dreißig Schlangen hingehangen;

Nie ruh' er in weichem Arme,
Nie sein kalter Leib erwarme;
Flöhe sollen Läuse jagen
Auf dem Leib ihm mit Behagen;
Soll kein einz'ges Glied dann obendrein
Je zu rühren er im Stande sein!

*32.

Dem Backofen werde gleich —
Stets so hart, an Hitze reich,
Jener Frau der Bauch, die Brust,
Die in wilder, toller Lust
Mich mit schweren Peitschenhieben
Hat aus ihrem Hof getrieben!

*33.

Wolken kommen und vergeh'n,
Werd' den Lenz ich wiederseh'n?
Oder lieg' ich unbegraben
Auf der Haid', ein Fraß den Raben?

Wie ein alter ird'ner Topf,
So zerspringe auch der Kopf
Jenes Richters, der gefangen
Hält mich hinter Gitterstangen!

34.

Mag nicht die Leibeigenschaft,
Hab' mich nun emporgerafft!
Als Leibeig'ner leb' ich nicht,
Mir am Guten es gebricht!
Sterb' ich auch im grünen Wald,
Dorthin geh' ich dennoch bald!

Grundherr, leb' wohl! wie das Stroh,
Brenn' dein Haus bald lichterloh!
Dreschen soll im Sommer heiß,
Deine Frucht das Hageleis!
Dreißig Hunde aus dem Leib'
Deiner Frau der Hunger treib'!
Sechsmal soll die Todespein
Zieh'n in deinen Leib hinein! [1])

*35.

Blüten sind jetzt aufgegangen,
Reich im Laub die Buchen prangen,
Klar zieht hin des Baches Welle; —
Such' mir jetzt die Lagerstelle.

Unter wilde Rosenhecken
Will mein Zelt ich jetzt verstecken;
Fürchte mich vor Fang' und Schlingen,
Die Gensdarmen mit sich bringen!

*36.

Gott im Himmel, sag' mir doch,
Ob ich leb' im Winter noch?
Wenn du willst, daß ich soll leben,
Mußt du Fleisch und Brot mir geben!

Wenn der Sommer Qual und Not
Stets auf Schritt und Tritt mir bot,
Soll zur Winterszeit geborgen
Ich doch sein vor allen Sorgen!

[1]) Siehe meinen Aufsatz: „Die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zigeuner" im: „Globus" Bd. LIII. S. 183).

*37.

Meinen Leib bedecken Fetzen;
Flicken muß auf Flicken setzen
Täglich ich mit flinker Hand
Auf mein Kleid, auf mein Gewand!

Daß mein Leib sei doch geborgen,
Dafür werden Läuse sorgen;
In dem Kleide Loch an Loch
Werden sie verstopfen noch!

*38.

Ei, jetzt sind wir lust'ge Leut'!
Morgen ist's nicht so wie heut';
Gaben heut' des Richters Roß
Froh den letzten Todesstoß!
Mit dem Fleisch vom dürren Gaul
Stopfen wir nun unser Maul;
Für die Haut der Jude giebt
Branntwein, den ja Jeder liebt!

39.

Krächzend fliegt der Raben Schaar
Durch die Sommerlüfte klar!
Lustig krächzen sie recht bald,
Wenn ich erst im fernen Wald
Meinem Klepper, blind und lahm,
Das nichtsnutz'ge Leben nahm!

*40.

Weißer Mann hat Speis' und Trank,
Gibt doch Gott nie einen Dank; —
Wenn wir schinden einen Hund,
Spricht den Dank schon unser Mund!

41.

Schulz' und Pfarrer oft erhält
Zum Geschenk viel Wein und Geld:
Der Zigeuner muß allein,
Loben Gott bei Schnaps, Branntwein.

*42.

Meine Geige schweigt, denn trüber
Winterwind zieht jetzt vorüber;
Ach, es ist schon tief im Winter,
Schnee bedeckt die Welt, dahinter
Kaum erwartet un'sre Erde,
Daß es einmal Frühling werde!

Nach den trüben Wintertagen
Sind vorbei auch meine Plagen;
Dann zieh' ich durch grüne Auen,
Spiel' zum Tanze den Jungfrauen,
Allen, die mir nur begegnen,
Hei! da wird es Küsse regnen!

*43.

Schon muß ich dies Dorf verlassen,
Weiterziehen meine Straßen;
Jeder nennt mich dummen Wicht!
Mich, der stets nur Kluges spricht!

Ja, so sind die „weißen“ Leute,
Morgen sind sie so, wie heute, —
Halten sich für schön und klug,
Treiben stets nur Lug und Trug!

*44.

„Weißer Mann“ und weißer Hund,
Geben dir manch' Böses kund;
Heult der Hund: bald Jemand stirbt;
Lacht der Mann: dein Weib verdirbt.

45.

Mist und Stroh die Stätte war,
Wo die Mutter mich gebar;
Deßhalb sagt es Jedermann:
„Herr“ ich nimmer werden kan!

O, das stört nicht meine Ruh;
Wär' ein Herr ich! doch wozu?
Wenn ich kein Zigeuner blieb,
Hätt' mein Liebchen mich dann lieb?

Herrn liebt mein Liebchen nicht,
Wenn er ihr auch Geld verspricht!
Bleib ihr Liebster d'rum allzeit,
Und ich leb' in Herrlichkeit!

46.

Das, wornach ich stets gestrebt,
Hab' ich endlich doch erlebt!
Hei! ein Nest voll Sonnenschein!
Und das Alles nenn' ich mein:
Blumen rings im weiten Feld,
Lied und Lieb' in meinem Zelt!

47.

Dahin kleine Bächlein fließen,
Wo im Tal viel Blumen sprießen;
Dahin, dahin eilt mein Fuß,
Wo mich wartet süßer Kuß!

48.

Auf der Wiese steht dein Zelt,
Käm' zu dir, du meine Welt,
Gäbst du mir ein Pfühl recht warm,
Stürb' ich gern in deinem Arm.

*49.

Bin an Leib und Seel' verdorben
Seit ich mir ein Lieb erworben,
Das ich stets so gerne schau,
Wie die Blume auf der Au!

50.

Mit den Rosen spielt der Wind;
Hinter jenem Berg find
Ich mein süßes Lieb gar bald, —
Dort im hohen, grünen Wald.

Ach, sie glaubt; flieht sie vor mir,
Ich dann nimmer komm' zu ihr!
Wo die Maid auch immer weilt,
Hin zu ihr mein Schritt stets eilt!

51.

Munt'res Sommerbächlein ruht,
Denn versiegt ist seine Flut;
Mit des warmen Lenzes Hauch
Fließen seine Fluten auch.

Liebster, bin jetzt fern von dir,
Und die Tränen fließen mir;
Meine Augen sind so trüb,
Weinen stets nach dir, mein Lieb!

52.

Lieg' im Walde müd' und matt,
Auf mich fällt leis' Blatt um Blatt;
Vöglein singt in Waldeshöh'n.
Von der Liebe, die so schön!

Doch mein armes, müdes Herz
Kennt jetzt nur der Liebe Schmerz;
Schön'res, als die Lieb' gibts kaum,
Doch auch sie ist nur ein Traum!

53.

Solchen Burschen gibt es nicht,
Dem ein Stern gehört, so licht!
Liebchen ist mein Stern voll Schimmer,
Gäb's für alle Sterne nimmer!

54.

Hier im Wald, im grünen Trieb,
Zog vorbei mein süßes Lieb;
Hoher Himmel schöner blaut,
Weil mein Lieb er hat erschaut!
Hier hat mich die Maid geküßt,
Die mein Leben stets versüßt!
Wo wir Beide kosend geh'n'
Dort viel schöne Blumen stehn;
Dort kein Sturm vorüberzieht,
Dort klingt schön des Vögleins Lied;
Wo mein Liebchen bei mir ist,
Dort nur Lieb' um Liebe sprießt!

55.

Rosen bringt der Lenz geschwind
Ist vorbei der Winterwind;
Dann mein Liebchen zieh'n wir fort,
Hin zu einem stillen Ort!

Kindern gleich, so leben wir
In dem Zelt, im Waldrevier;
Auf den Matten, grün und weich,
Kosen wir den Tauben gleich!

56.

Stets hab' ich die Vöglein lieb,
Wenn im frischen, grünen Trieb
Fröhlich, lustig ihr Gesang
Tönt den hohen Wald entlang.

Deckt der Schnee Wald, Feld und Ried,
Dann verstummt der Vöglein Lied;
Doch im Herzen, im Gemüt
Stets mir frohe Liebe blüht.

57.

Nimmer kann ich weitergeh'n,
Seh' ich vor der Tür dich stehn!
Komm' zu mir du süßes Kind,
Komm' und küß' du mich geschwind!
Doch nicht einmal, tausendmal, —
Weiß ja, daß ich dir gefall'!

58.

Liebster mein ist wohlbekannt
Hier und dort, im ganzen Land;
Wenn er geigt, dann Groß und Klein
Tanzt nach seinen Melodein.
Männer, Frauen tanzen, lachen
Und zuletzt mit Stöcken schwer,
Sie der Lust ein Ende machen!

59.

Gut verfloß die Winterszeit
Und der Lenz ist nicht mehr weit;
Lebet wohl nun insgesammt,
Die ihr heiß in Liebe flammt!

Wie das Feuer treibt der Wind,
Treibt mich Lieb' zu dir, mein Kind!
Täubchen unter'm Fenster dort,
Doch jetzt muß ich von dir fort!

Süßes Mägdlein nicht mehr wein'!
Weißt mein ganzes Herz ist dein;
Mich verläßt die Treue nicht,
Wie kein Stern den Himmel licht!

60.

Heiß des Sommers lichter Tag,
Bald das Korn ich schneiden mag!
Und von dem erworb'nen Lohn
Leben wir im Winter schon!
Kauf' im Herbst mir Stiefel fein,
Will mein süßes Lieb dann frei'n!

61.

Nirgends wächst jetzt mehr ein Kraut,
Oeffne mir, o Liebchen traut!
Gib mir deinen Pfühl so warm,
Sterben laß' mich dir im Arm!

62.

Lieber Mann aus fernem Land,
Drück' verstohlen mir die Hand;
Willst du, so umarme mich, —
Herzlich werd' ich küssen dich!

63.

Wie viel Stern' im Himmelreich,
Wie viel Blumen farbenreich;
Mein Zigeunerliebchen braun,
Mag ich doch viel lieber schau'n!

64.

Vöglein singen lustig weit und breit;
Ich verlaß' dich Lieb zur Sommerszeit,
Kauf' im Herbst mir Stiefel fein,
Und dann werd' ich um dich frei'n!

65.

Kalt die Winterwinde blasen,
Durch die Nacht sie tosen, rasen;

Glücklich, wer an Herdesglut
Sanft bei seinem Liebchen ruht!

Winterwind blas' immerzu,
Bald find' ich auch Rast und Ruh;
Meine Hochzeit wird bald sein, —
Nenn' ein Zelt, ein Weib dann mein!

66.

Wenn das Bächlein fließt recht schnell,
Spielt mein Lieb die Geige hell;
Fließt das Bächlein klar und leise,
Lebt mein Lieb' nach herrenweise!

67.

Rotes Tüchlein in meiner Hand,
Mein Geliebter ist Musikant!

Ist mein Tüchlein gelb und gar fein,
Muß auch mein Liebster ein Schulze sein!

Hab' ich ein Tüchlein weiß in der Hand,
Wird auch mein Liebster ein „Herr“ genannt!

Wenn ich ein schwarzes Tüchlein habe,
Ist mein Lieb ein Zigeunerknabe!

68.

Wie das meine, so ein Leben,
Kann's auf Erden nimmer geben!
Habe Speise, Trank, ein Weib —
Alles nur zum Zeitvertreib!
Esse, trinke, bin gesund,
Küss' des Weibchens roten Mund!
Ja, den ganzen lieben Tag
Ich nur essen, trinken mag;
Und vom Abend bis zum Morgen
Küss' mein Weibchen ich ohne Sorgen!

69.

Hoch am Himmel blinkt ein Stern,
Dich, nur dich hab' ich ja gern!
Heute dich und morgen schon die Andre;
Wo der Maisbrei gut, zu der ich wand're!

70.

Laß' dich küssen Mägdelein,
Blüh'n die Au'n im Sonnenschein!
Ist die Blume abgeblüht,
Flieht auch Liebe mein Gemüt;
Steht entlaubt der hohe Wald,
Dann verläßt die Lieb' mich bald,
Welkt gleich einem zarten Blatt,
Das der Reif getroffen hat;
Wenn der Winterwind kalt weht,
Meine Lust zum Kuß vergeht!

71.

Durch die Nacht, durch tiefen Kot
Schreit' ich vorwärts nur mit Not
Auf den mir bekannten Stegen,
Trotz dem Sturmwind, trotz dem Regen.

Dort, ein Lichtstrahl bricht hervor,
Liebste öffnet Tür und Tor!
Bin ich einmal nur bei ihr,
Ich gewiß dann nicht mehr frier'!

72.

Schöne Stiefel kauf' ich mir,
Einen Rock zu größ'rer Zier,
Hosen auch will ich mir kaufen
Und dann schnell zur Liebsten laufen!

Ich gewinn' sie dann im Flug, —
Macht erst einen guten Zug
Aus der Flasch' ihr Mütterlein,
Kann getrost mein Lieb ich frei'n!

73.

Wohl kein Weib bäckt solches Brot,
Wie mein süßes Lieb es bot
In dem Wald, beim Festgelag
Mir am Sanct Georgitag [1]).

Knetet Blumen von der Au
In den Teig und frischen Tau,
Bäckt hinein die Liebe groß, —
Sklav' wird ihr, der es genoß.

*74.

Werd' ich einen Liebsten haben,
Will ich dann ein Brünnlein graben!
Kommt ein Fremder hier vorüber,
Fließ' es trüb und immer trüber;
Will er trinken, dann o Quelle,
Rasch versiege deine Welle;
Will mein Liebster Wasser haben,
Dann sollst du ihn köstlich laben,
Dann verwand'le, klare Quelle,
Rasch in Wein sich deine Welle!

---

[1]) An diesem Tage backen die Zigeunerweiber eine Art Kuchen, der durch verschiedene Kräuter gewürzt, geheimnißvolle Wirkungen in Liebesangelegenheiten hervorbringen soll. Siehe darüber meine: „Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner" S. 22 (in Virchow-Holtzendorff's Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. N. Folge, II. Serie, 12 Heft) Vgl. das 171. Lied.

* 75.

Gehst du Liebchen, durch die Wiesen
Soll dich jeder Grashalm grüßen;
Gehst du Liebchen, in dem Walde
Jeder Baum sprich: Gott erhalte
Dieses Mägdlein zart und fein!
Wo es hinsetzt seinen Fuß,
Dort ein Blümlein sprießen muß!

* 76.

Steh' ich nachts vor deinem Haus,
Wirf zum Fenster dann heraus
Einen einz'gen Seufzer mir;
Froh geh' ich in's Waldrevier,
Singe dort dem Waldgetriebe
Von der Freude uns'rer Liebe.

77.

Schöner Sommer schwand dahin,
Wandervögel weiterflieh'n,
Doch aus Liebchens Augen bricht
Heiß hervor das Sonnenlicht,
Daß ich frei von Angst und Leid
Lebe selbst zur Winterszeit!

78.

Auf der Straße wie der Wind
Fährt der Bauersmann geschwind;
Ich erreiche auch zu Fuß
Jenen Ort, wo süßer Kuß
Mich empfängt im Waldgetrieb',
Dort, bei meinem süßen Lieb!

79.

Auf der Haid' von Hermannstadt
Jeder Stern viel Lichtlein hat!
In mein Stübchen blinkt herein
Licht der gold'nen Sterne Schein;
Doch für alle Sterne licht,
Gäb' mein süßes Lieb ich nicht!

80.

Birnbaum blüht so schön am Gartenzaun,
Nicht vergeblich komm' zu dir ich, traun!
Deine süßen Küsse sind mein täglich Brot
Und in deinem Arm vergeß' ich Pein und Not!

81.

Von des Lenzes warmen Hauch
Frisch ergrünt bald jeder Strauch;
Blühen wird er doch erst dann,
Wenn mich herzt ein schöner Mann.

82.

Wo ich immer geh' und steh',
Kommst du Lieb mir in den Sinn,
Wo ich immer geh' und steh,
Möcht' ich Liebchen zu dir hin!

Möcht' ich Liebchen zu dir hin,
Möcht' zu dir, du meine Ruh!
Meiner Seele trüb und matt,
Liederfrohe Lerche du!

Einsam steht mein Zelt und leer,
Sehnt sich nach dem Lenz so sehr,
Daß ergrüne Wald und Au
Und du werdest meine Frau!

83.

Was ist mir am Sturm gelegen?
Mich nicht hindert Wind und Regen;
Wenn ich Liebchens Zelt erreich',
Ruh' in ihrem Arm ich weich!

84.

Eil', mein Pferdchen, eile nur!
Hafer wächst dort auf der Flur!
Will dir Hafer beim Zelte geben,
Dort wird lustig erst unser Leben!

Schwiegervater hat gesät
Und den Hafer abgemäht, —
Nicht gesät wohl, doch ihn gestohlen!
Wird kein Teufel ihn deßhalb holen!

Schwiegervater hat mein Weib
Auch beschützt an Herz und Leib;
Sorgte treulich, daß ihr kein Mann
Heimlich in Lieb' sich nähern kann.

85.

Sommervöglein singt im grünen Ried versteckt,
Hab' mit Küssen meinen Liebsten aufgeweckt,
Küßt' ihn heiß im gold'nen Morgenschein,
Ihn, deß' Herz ist ewig, ewig mein!

86.

Schöner Sommerblumen Duft
Rings erfüllt die Morgenluft!
Blick' der Maid ich in's Gesicht,
Brauch' ich Trank und Speise nicht!
Schäckert sie dann noch mit mir,
Hab ich bald der Liebsten vier!

*87.

Sprich, warum läßt du dein Köpfchen hangen,
Sprich, was hält dein armes Herz befangen?
„Ach, mein Herz stahl längst ein Dieb,
Dieser Dieb, das ist mein Lieb;
Hat geraubt mir den Verstand
Und auch mein Gehirn verbrannt!“

*88.

Nur ein einz'ger Augenblick!
Und bestimmt war mein Geschick!
Kaum sah ich dich Mägdelein,
Mußt' ich schon dein Sklave sein!

*89.

Mag der Regen draußen rinnen,
Ich sitz' in der Höhle drinnen;
In die Welt bin ich gegangen
Und der Fuß blieb mir jetzt hangen;
Doch nicht Freund, an einem Dorn,
Sondern bei der Freude Born
Sitz ich jetzt, bei meinem Liebchen zart,
Und ergötze mich nach meiner Art!

*90.

Ich war des Gedankens voll,
Wie zur Maid ich sprechen soll?
Wenn sie mir ist angetraut
Und sie wird mein Weibchen, traut!

Hab' mich d'rum an sie geschmiegt,
Doch mich nicht in Schlaf gewiegt,
Sie geküßt, an mich gepreßt,
Sprachlos sie umarmt gar fest . . . .

So hab' ich die erste Nacht
Bei dem Weibchen zugebracht!

*91.

Mägdlein, du bist mir gar lieb!
Trank und Speise du mir gieb,
Für den Hunger eine Wurst,
Recht viel Schnaps für meinen Durst!
Dann die ganze, lange Nacht
Halt' vor deinem Zelt ich Wacht!

92.

Nein, das kann ich so nicht dulden!
Nimm mein Liebchen, diesen Gulden,
Kauf' dafür dir einen Kranz
Und dann geh'n wir flugs zum Tanz!

Mädchen, doch den Schuster meide!
Einen Stock ich bald mir schneide,
Und dann schwere, schwere Hiebe
Kostet deine falsche Liebe!

93.

Rot im Garten wächst das Kraut;
Ich verlaß' dich Liebchen, traut!
Nach der Ernte kehr' ich heim,
Bring' dir Fleisch und Honigseim!
Will um dich dann Liebchen, frei'n,
Dein werd' ich und du wirst mein!

94.

Auf die Bäume unbewegt,
Hat sich kalt der Schnee gelegt;
Gleich dem Baum im Winterfrost,
Ist mein Herz vom Leid umtost.

Winterschnee gar bald zergeht,
Wenn die laue Lenzluft weht;
Doch nie schmilzt mein Herzeleid,
Denn mein Lieb weilt von mir weit! . . .

Bienchen meinen Finger stach,
Erde heilt' den Stich gemach;
Wenn mein Herz im Grabe weilt,
Ob mein Leid die Erde heilt?

95.

Fröhlich singt die Lerche auf der Au,
Denn sie trank vom frischen Morgentau!
Ich sing auch recht zärtlich, süß,
Wenn mein schönes Lieb ich küß'.

*96.

Welk die Bäume steh'n im Garten,
Auf den Regenguß sie warten;
Ich nach dir, mein Lieb, verlange,
Daß von dir ich Lieb' empfange!

97.

Licht erglänzt der Sterne Schein;
Dein bin ich mein Lieb, ja dein!
Daß wir Beide arm, verhöhnt, —
Längst hab' ich mich d'ran gewöhnt!
Gab für dich, mein süßer Schatz,
Jüngst beim Schenken in Versatz
Meinen Kittel, schön und bunt, —
Küßtest mir dafür den Mund!
Gäb' für dich die Augen mein,
Dürft' ich stets nur bei dir sein!

98.

Kleines Bächleins klare Welle
Eilt zum tiefen See so schnelle;
Auch ich laufe hin und her,
Find' die Ruh' doch nimmermehr.

Durch das Feld zieh'n Regenschauer,
Durch mein Herz zieht tiefe Trauer;
Hast mit Treu' und süßem Lieben
Stets dein böses Spiel getrieben.

Alle Menschen hier auf Erden
Ruh' im Grabe finden werden,
Doch selbst aus des Grabes Schlummer
Wird aufwecken mich der Kummer.

99.

Mich beweinen alle Blumen auf der Au,
Tränenfeucht sie steh'n im frischen Morgentau;
Klagelieder klingen in den Zweigen,
Die sich tief zur Erde niederneigen.
Doch was nützt mir Trän' und Klaggesang,
Bleibt mein Herz doch ewig trüb und bang!

100.

Treulos ward mir nie mein süßes Lieb,
Als ich in der Welt herum mich trieb,
Keinem Burschen lief sie nach;
Sei gesegnet sie d'rum tausendfach!

Ach, vor Sehnsucht ist sie fast erstarrt,
Hat in treuer Lieb' auf mich geharrt;
Als ich mit dem Frühling wiederkam,
Neues Leben seinen Anfang nahm!

*101.

Alles jauchzt dem Lenz entgegen,
Vöglein singen allerwegen;
Ich auch hab' mein kleines Zelt,
An dem Bachrand aufgestellt.

Blumen hast du, Lenz, gebracht,
Und verscheucht des Winters Nacht;
Kehre auch ins Herz mir ein,
Schenke mir ein Liebchen fein!

Möcht' mit ihr im Grase liegen,
Möcht' mit ihr gen Himmel fliegen,
Lagern stets nur im Waldraum,
Träumen manchen schönen Traum!

*102.

Hab' ein Feuer mir entfacht
Und erwarte nun die Nacht;
Hätt' ein Lieb' ich, oder einen Braten doch!
Hätt' ich beides, wär's mir wahrlich lieber noch!

*103.

Bin ein Vöglein, das im Schatten
Zwitschert hier auf grünen Matten;
Wo ich immer steh' und gehe
Weilt die Lieb' in meiner Nähe!

*104.

Weiber hast geliebt du nie,
Stets verachtet hast du sie!
Wirst du alt, bleibst du allein, —
Ohne Licht und Sonnenschein!

*105.

Freitags in dem Wald allein,
Zählt' ich jüngst des Kukuks Schrei'n;
Neunzigmal der Kukuk schrie,
Also heirat' ich auch nie!

*106.

Auf dem Grenzstein sitz' ich hier;
Freude, sprich, wo blühst du mir?
In dem Himmel licht und hoch,
Oder hier auf Erden noch? ....

Deinem Lieb blick' in's Gesicht,
Dann an Freud' dir's nicht gebricht!

*107.

Milch in der Johannisnacht und Brot [1])
Stets ich, Arme, den Verstorb'nen bot;
Fraß das Brot jüngst, trank die Milch, o Graus!
Heimlich in der Nacht mein Liebster aus!

*108.

Ja, was soll noch hier auf Erden
Aus mir armen Burschen, werden?
Schlaf' in Betten, schön und weich,
Hab' drei Liebchen, schön und reich!

Die Dorfschulzin ist die eine,
Ja, die ist es, die ich meine!
Eine Herrin ist die zweite,
Ich allnächtlich zu ihr reite;
Mein Zigeunerliebchen braun,
Ist mein schönstes Liebchen, traun!

---

[1]) Dem Glauben der Zigeuner gemäß besuchen in dieser Nacht die Todten ihre Angehörigen: dieserwegen wird vor die Zelte Milch und Brot gestellt, damit sich daran die Verstorbenen laben mögen. Vgl. meine: „Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung" („Globus, 1887. LI. Bd. S. 249 ff.)

*109.

Laut, wie wilde Seufzer ziehn
Winde über Bäume hin;
Doch wir stehen Hand in Hand
Liebchen, uns die Lieb' verband.
Des Windkönigs stärkster Sohn
Flög' mit dir so gern davon;
Doch die Lieb' ist starkes Band,
Stärker als die Felsenwand!

*110.

Bin versteckt im Waldesgrün,
Bin ein Röslein im Verblühn;
Ob wohl Jemand mein gedenkt,
Hat man mich in's Grab gesenkt?

*111.

Warum ich nicht lieben soll,
Wenn der Lenz der Rosen voll?
Denn in niegeseh'ner Pracht
Mir die Lieb' entgegenlacht!

*112.

Mögen Winterstürme tosen,
Mit dem Lenz blühn wieder Rosen;
Für das Herze kalt und leer,
Kommt der Frühling nimmermehr.

*113.

Eine Frau hat mir es prophezeit:
Lieben werd' ich eine blonde Maid!
Eine blonde mich ja einst betrog,
Die das Mark beinahe mir aussog!

Hab' jetzt d'rum ein Liebchen schön und braun,
Die allein mag ich recht gerne schau'n;
Braune Maide haben stets Erbarmen
Mit den Burschen, den verlass'nen, armen!

*114.

Sonnenkönig du beneidest mich,
Weil mich liebt mein Liebchen inniglich;
Such' dir auch ein Liebchen bald,
Schön sei es und auch nicht alt!

115.

Ach, zu Mühlbach [1]) auf den Höh'n
Wohnen Mädchen zart und schön,
Und so mancher dumme Wicht
Geht vorbei und sieht sie nicht!

116.

Trüb vom Himmel Wolken hangen,
Und ach! meine jungen Wangen,
Bleich wie Herbstesblumen sind.

Ach, zu Mühlbach [1]) fließt ein Bronnen,
Mädchen gleichen dort den Sonnen,
Doch für mich ich keine find'.

*117.

Wenn es Frühling jetzt auch wieder ist,
Altes Glück mein Herz doch nicht vergißt;
In mein armes Herz zieh' Lenz hinein
Und in Träume wieg' es sanft du ein!

---

[1]) Ein Städtchen im Südwesten Siebenbürgens.

118.

Bei den Mädchen überall
Wachsen Küsse ohne Zahl,
Wächst und blüht die Seligkeit!
D'rum weil' ich zu jeder Zeit
Dort, wo gut ist stets der Wein,
Kußgelaunt die Mägdelein!

*119.

Zahlreich sind die Blätter an dem Baum,
Zahlreich sind die Stern' im Himmelsraum;
Nur ein einz'ges Mädchen, hold und zart,
Ist auf dieser Welt von guter Art!

120.

Feuer brennt in meiner Esse
Und ich schmied', daß ich vergesse
Jene Maid, o! jene blasse,
Die ich jüngst sah auf der Straße.

Dort an Mühlbachs Kirchenmauer [1])
Weh'n die Frühlingslüfte lauer,
Ach! dort träumt im Lenzgetriebe
Jene blasse Maid von Liebe.

Könnt' ich doch zu ihr einkehren,
Dürft' ich sie doch Liebe lehren;
Ihre Wangen von den Küssen,
Dann wohl röter werden müssen.

121.

Sprich doch schönes Mägdelein,
Soll ich dir behülflich sein?

---

[1]) S. Anmerk. zu Nr. 115.

Willst du: helf' ich dir gar schnell,
Schöpfe Wasser aus dem Quell
In den Krug dir, schön und bunt,
Wenn du küßest meinen Mund!

122.

Dort, am Fenster Rosmarin,
Möcht' zu jenem Mädchen hin!

Dort, im Topf blüht Rosmarin,
Liebe meine Schwägerin!

Dort, im Garten Rosmarin,
Ja, ein schöner Bursch ich bin!

Lieben hundert Mädchen mich,
Lieb' ich tausend inniglich!

123.

Liebchen ach! bald kommt die Zeit,
Wo ich wand're von dir weit!
Gott beschütze, Liebste dich,
Die ich lieb' so inniglich!

Wenn ich gehe: blickt mir nach
Deine Mutter hoch vom Dach;
Und mit einem Besenstiel
Blitze sie dann fangen will [1]),
Daß sie mich damit erschlage,
Mich, der ich ja ihre Plage.

---

[1]) Die ansässigen Zigeuner bringen unter dem Dachfirst einen alten Besen an, damit — ihrem Glauben gemäß — der Blitz nicht in das Gebäude einschlage.

124.

Als wir neulich nach Hermannstadt kamen,
Gab man mir „Mädchenjäger“ zum Namen!
Bin kein Mädchenjäger fürwahr,
Wenn ich liebe die Mädchenschaar!

125.

Ach, es bebt der Blütenkeim,
Fliegt der Wandervogel heim;
Zieht von mir der Liebste mein,
Fehlt mir stets der Sonnenschein!

*126.

Täubchen fliegt von Dach zu Dach;
Wand're stets dir Liebchen, nach.

Täubchen fliegt im Sonnenschein;
Ich doch wand're stets in Pein.

Täubchen findet bald sein Paar;
Mein wann wirst du Lieb, fürwahr?

Täubchen bald im Neste ruht;
Mich verzehrt die Liebesglut!

*127.

Komme, komme, komm' herbei
Blütenschwerer, holder Mai
Und verscheuch' die Träne jetzt,
Die stets meine Wangen netzt!

*128.

Auf dem Felde blüht schon rot der Mohn,
Ach, mein süßer Liebster zog davon!
Bald, ja bald wird ja der Mohn auch reif,
Dann allein die Au ich nicht durchstreif'.

Dann kehrt ja mein Lieb zu mir zurück
Und mit ihm mein größtes, höchstes Glück;
Wie viel Körnchen dann enthält der Mohn,
So viel Küss' erhält mein Lieb zum Lohn!

129.

Gott behüt' dich, schöner Wald,
Scheiden muß ich von dir bald!
Hier mein Lieb zum erstenmal
Küßt' ich einst im Morgenstrahl!

Wenn ich in die Welt muß fort,
Schmerzvoll ziehn von Ort zu Ort,
Dann beschütze du mein Lieb,
Das zurück hier bei dir blieb!

Winter kommt ins Land ja bald,
Dann komm' ich zu dir, o Wald!
Deinen Schlaf ich dann bewach',
Sollst dann auch ruhn, still, gemach!

*130.

Hoher grüner, schöner Wald,
Deiner Vöglein Lied erschallt
Ach! noch stets, wie dazumal,
Als mein Lieb mein Herze stahl!

131.

Auf den Höh'n von Varalja [1])
Ist der Bursch der Maid stets nah;
Weil sie tanzen alle Tage,
Sind sie glücklich, ohne Plage.

---

[1]) Eine Gemeinde im Südosten Siebenbürgens, am Maroschfluß gelegen.

Hei, wenn keine Geigen wären,
Fließen würden ihre Zähren!
Ja, die Geig' hat Gott bestellt,
Daß sie stets erfreut die Welt!

*132.

Wer wird jetzt beim Zelte weilen?
Nein, in's Dorf muß ich jetzt eilen,
Eine Maid erkrankte schwer,
Meine Geige stellt sie her!
Wer schon mit dem Tode rang,
Wird gesund beim Geigenklang;
Wer's nicht wird, der ist es wert,
Daß die Krankheit an ihm zerrt.

133.

Auf, steh' auf, Geliebter mein! [1])
Ach, geschieden muß es sein!
Wahrlich, unlieb wär' es mir,
Träf' dich meine Mutter hier!

Wird es Abend: kehr' zurück.
Du mein Blümchen, süßes Glück!
Oeffne dann das Pförtchen ich
Liebster, stets nur, stets für dich!

134.

Weithin hallt der Vöglein munt'rer Ton,
Aufgestanden ist mein Liebster schon!
Und in aller Frühe manchen Kuß
Meinem Liebsten ich schon geben muß!

---

[1]) Nr. 133 — 138 sind eine Art „Tagelieder", die in der deutschen und französischen Litteratur des Mittelalters wohl bekannt sind.

135.

Steh' auf, steh' auf, du Vielliebster mein!
Die Sonne scheint zum Zelt herein,
Die Sonne blinkt schon in Feld und Wald,
Wir scheiden nun, du mein Liebster, bald!
O, wenn es ewig Nacht nur blieb,
Daß nie von mir du gingst mein Lieb!

*136.

Wach' nun auf, o Liebster mein!
Golden scheint der Sonnenschein
Auf die ganze weite Welt, —
Treibt dich fort aus meinem Zelt!

Abends schlafen geht die Sonne,
Dann kommst du, o meine Wonne;
Ruhst auf meinem Lager warm,
Ruhst in meinem weichen Arm!

*137.

Lieg' dem Schlafe hingegeben
Und mein Liebchen weckt mich eben:
Steh' auf, steh' auf meine Wonne!
Sieh, es scheint ja schon die Sonne;
Dürfen nur den Abend segnen,
Wo wir uns in Lieb' begegnen!

*138.

Ueber Berg und Tal
Scheint der Sonnenstrahl!
Steh' auf, o Geliebter mein,
Denn geschieden muß es sein!
Meine Mutter stellt sich auf die Lauer,
Und der Tag vergeht uns stets in Trauer!

*139.

Ein Weib ohne Zopf,
Ohne Fleisch ein Topf,
Ein Haus ohne Dach,
Ohne Wasser ein Bach,
Ein zahnloser Hund,
Ohne Zunge ein Mund,
Ohne Mädchen ein Reigen,
Ein Zigeuner ohne Geigen,
Ohne Säbel ein Husar:
Sind gar schlecht bestellt, fürwahr!

*140.

Rabe, auf dem Eichbaum hoch,
O erhör' mein Flehen doch:
Wenn mein Lieb mich so weit gebracht,
Daß für mich man den Galgen macht,
Dann verzehre mein Herze du,
Das auf Erden nie fand die Ruh!
Meine Zunge doch reiße aus,
Häng' sie hoch an des Liebchens Haus,
Daß sie die Treulose anklage,
Geht zum Tanz sie am Feiertage! [1])

Meine Zunge wird dann schreien:
Diese Maid soll Niemand freien!
Denn am Galgen drei junge Knaben,
Ach! ihr Leben gelassen haben!
Sie bestahlen alle Welt,
Weil die Dirn' begehrt' viel Geld!

[1]) Aehnlich ein neugriechisches Lied in Sakellarios Sammlung (s. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 167). Vgl. meinen Aufsatz: „Zu neugriechischen Volksliedern" (in der „Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur" N. Folge, Bd. I. S. 352 ff.).

141.

Tag und Nacht ich stets nur wein',
Hin sind ach! die Blumen mein!
Böser Knab' zerriß die zarten,
Die in Lieb' ich wollte warten!

Weinen, wie werd' ich erst dann,
Wenn du mich fliehst, lieber Mann!
Nicht um Blumen, nicht vergebens —
Wein' um's Glück dann meines Lebens!

142.

Bächleins Wellen weiterziehn,
Rastlos weiter, weiter fliehn;
Mich vergaßt du, treulos Lieb,
Spott dein Herz stets mit mir trieb.

Bist jetzt eines Andern Braut,
Du, der ich in Lieb' vertraut!
Meine Seufzer, meine Pein
Sollen dein Ruhkissen sein!

Auf Pfingstrosen unbewegt,
Hat sich kalter Schnee gelegt;
Die ich liebt treu, inniglich,
Stets betrog, belog sie mich!

*143.

Ach, auf einem Bett von Rosen
Ließ ich mich vom Schlaf umkosen;
Liebte einen Knaben, einen losen,
Der mein Herz hat jetzt verstoßen!

144.

Kalter Wind weht über's Feld,
Schnee bedeckt die weite Welt!

Wer jetzt frei und ledig blieb,
Weiß nun: was bezahlt die Lieb'!

Ach, der jetzt kein Liebchen hat,
Schleicht einher stets müd' und matt,
Friert im Schnee und Windgetos,
Gleich dem Hunde, herrenlos.

145.

Wer kein Lieb im Winter hat,
Schleicht einher stets müd' und matt;
Such' dir drum ein Lieb geschwind,
Eh' noch kommt der Winterwind!
Denn der Liebsten Liebe wacht
Ueber dir stets Tag und Nacht;
Hast am Tage frohen Mut,
Wenn sie nachts dann bei dir ruht,
Fühlst den Frost, die Kält' du nicht,
Dann an Nichts es dir gebricht!

146.

Eh' dein Liebster kommt hervor,
Sperr', du Maid, nur rasch das Tor!
Seit du ihn betrogen hast,
Hat er nirgends Ruh noch Rast!

Du betrogst ihn, falsche Maid!
Schlägt er dich in bitt'rem Leid
Der verlass'ne, arme Mann,
Dann hat er nur wohlgetan!

147.

Auf den Straßen treibt geschwind
Vielen Staub einher der Wind;
Stets schwelgst du in hoher Lust,
Wenn du ruhst an Liebchens Brust.

Wenn in Lieb' sie bei dir ruht,
Hast du stets gar frohen Mut;
Wenn sie treulos von dir flieht,
Deine Lust auch mit ihr zieht!

148.

Wär' ich nie bei dir geblieben!
Hast mit mir nur Spiel getrieben;
War voll Lieb' das Herze mein,
Doch du goßt mir Gift hinein!

Ich verlasse jetzt dein Zelt,
Kummer treibt mich in die Welt;
Lebt im Himmel noch ein Gott,
Straft er dich mit Leid und Not!

149.

Röslein, sag's mir, sag's mir doch,
Liebst du treu mich immer noch?
„Liebe dich, bist du bei mir,
Doch um Jenen sterb' ich schier?"

150.

Du betrogst mich, schlau und klug
Und ich litt dabei genug!
Schön'res, als die Lieb gibt's kaum,
Doch die Treu' ist nur ein Traum!

151.

Kalter Wind treibt rasch einher den Schnee,
Unter'm Fenster weint der Bursch' vor Weh!
Drinnen in der Stube licht und warm,
Ruht sein Lieb in eines Ander'n Arm!

152.

Stirb tausendmal viel lieber du,
Nur gib für Lieb' nicht deine Ruh';
Liebe hat mich elend, arm gemacht,
Hat um Geld und Ruhe mich gebracht!

153.

Wolken treibt vor sich der Wind;
Treues Lieb ich nimmer find';
Die einst ganz besaß mein Lieben,
Hat mit mir nur Spiel getrieben.

Rasch verwelkt die Liebesblüt',
Und erstarrt ist mein Gemüt,
Und kein warmer Sonnenschein
Scheint mir in das Herz hinein!

154.

Bald verwelkt ist Blüt' und Blatt,
Die der Lenz gespendet hat;
Denn des Herbstes kalter Wind
Tödtet jedes Blumenkind.

Auch von meiner treuen Lieb
Mir kein Lächeln übrig blieb, —
Triebst mit mir nur Spott und Hohn,
Teufelsbesen sei dein Lohn! [1])

155.

Als beim Mütterchen ich noch gelebt,
Hab' vor Schmach und Schand' ich nie gebebt;
Doch seitdem mein Liebster mich verließ,
Stets nur Schmach und Schande vor mir schwebt!

---

[1]) „Teufelsbesen" heißt die Krätze bei den Zigeunern.

156.

Auf dem Felde wächst die Rübe über Nacht;
Einen Ring hat mir mein Liebster jetzt gebracht!

Wär' der Ring aus lauter'm Gold,
Blieb ich ihm auch treu und hold;
Falsch ist ach! das Ringelein,
Meine Lieb' wird auch so sein!

157.

Gelbe Blume blüht dort auf der Flur;
Tritt heran Freund, brich sie ab dir nur!
Läßt von Jedermann sich gerne brechen,
Mag man ihr nur Geld, recht viel versprechen!

158.

Ach, des Hirten Flöte traurig klingt,
Und sein Herz vor Liebe fast zerspringt!
Armer Tropf, er ist verliebt in mich,
Meint: er liebe mich herzinniglich!
Armes Hirtchen du, in voller Brunst,
Nicht verstehst du noch der Liebe Kunst!
Nicht bin ich ja so geartet,
Daß mein Herz auf Lieb' nur wartet!
Ihren Preis stets meine Liebe findet,
Doch viel Geld in meinem Sack verschwindet!

*159.

Karten willst du dir aufschlagen,
Willst um Rat auch diese fragen:
Ob dein Liebster zart und fein,
Wird dein treuer Gatte sein?

Karten lügen, doch ich nicht:
Blick' du ihm nur in's Gesicht,
Deutlich steht es dort geschrieben,
Daß mit dir er Spiel getrieben!

*160.

Mag dich nicht, ja! geh' nur fort!
Sprich von Lieb' zu mir kein Wort!
Seh' an deiner Hände Adern,
Daß du stets wirst mit mir hadern!

Kann d'rum Jeder prophezeien,
Die du einmal dir wirst freien:
Ist dein Weib sie, Tag für Tag
Gibst du ihr manch' schweren Schlag!

161.

Freier bin ich und mein Lieb
Mich geärgert von sich trieb!
Solchen Kerl braucht sie nicht,
Der auch Andern Lieb' verspricht! . . .

Fürcht' dich nicht, o Mägdelein,
Das wird ja so arg nicht sein:
Liebt mich deine Mutter inniglich,
Ich sie auch, dabei o Maid, auch dich!

162.

Heuer fiel gar hoher, hoher Schnee;
Nun als Frau mein Lieb ich wiederseh';
Einen And'ren hat sie sich gesucht, —
Diese Dirne, elend und verflucht!

Segne lieber Gott, den Mann fürwahr,
Der ja so ein großer Ochse war,
Der zum Weibe sich die Dirne nahm, —
Und durch sie nicht ich in's Unglück kam!

163.

Armer Bursch', nicht klag so sehr,
Ist dein Herz auch noch so schwer!
Bald hast du ein Lieb fürwahr, —
Nicht nur eins, ja tausend gar!

164.

Auf dem Laub die Sonne ruht,
Jetzt hast du noch frohen Mut;
Steht der Wald in tiefem Schnee,
Ist dein Herz auch voller Weh!

Deinen Liebsten immerzu
Liebe Mägdlein, lieb' ihn du!
Einmal wirst du Mägdlein, noch
Treffen ihn am Galgen hoch!

*165.

Wie das meine, so ein Leben,
Kann's auf Erden nimmer geben;
Quält am Tage mich das Sehnen,
Fließen nächtlich meine Tränen!

Schuld daran ist jener Knabe,
Dem geglaubt ich, Arme habe;
Ruh' find' ich an keinem Orte,
Seit ich glaubte seinem Worte!

*166.

Was vorbei, kehrt nicht auf's Neue,
Fahre hin d'rum Leid und Reue!
And'rer hat mein Lieb genommen,
Werd' ein And'res schon bekommen!

*167.

Als sie mich noch „Röschen" nannten,
Alle Männer mir nachrannten.

Als ich eine „Rose" war,
Liebten Viele mich fürwahr!

Bin jetzt alt, ein dürrer Dorn,
Keinem mehr ein Freudenborn!

168.

Ach, jetzt les' ich aus den Karten,
Daß ich auf mein Lieb kann warten
Wohl auch bis zum jüngsten Tag, —
Mich er nicht mehr lieben mag!

Nun kann ich verlassen wandern,
Doch er sitzt bei einer andern;
Brenn' sein Körper lichterloh,
Unter ihm verfaul' das Stroh!

*169.

Bin allein mit meinem Harm,
Einsam bin ich und so arm;
Hier im wüsten Waldesgrau'n
Will ich keinen Menschen schau'n!

Den ich liebt' herzinniglich,
Hat verlassen treulos mich!
Auf dem Galgen sollen Raben
Fressen diesen bösen Knaben!

*170.

Eine Rose war ich einstens auch,
Doch jetzt bin ich nur ein dürrer Strauch!
Der die Rose, meine Lieb gepflückt,
Straf' ihn du, o Gott, mach' ihn verrückt!

*171.

Jene Maid, die mich belogen,
Die mich treulos hat betrogen,
In dem Kot verfaulen mag
An dem heil'gen Georgstag! [1])

---

[1]) S. Anmerk. zum 73. Lied.

Liegt sie einst in Kindesnöten,
Sollen sieben große Kröten
Fressen ihren schwang'ren Bauch
Und ihr falsches Herze auch!

*172.

Dreimal drei ist neun!
Ja, das wird mich freu'n,
Wenn einst jener böse Knabe,
Dessen Wort vertraut ich habe,
Baumelt an dem Galgen hoch, —
Ach! erlebte dies ich doch!
Meine Freud' wär' unermessen,
Möchte dann auch gar nichts essen,
Möcht' drei Tage lang stets fasten,
Wenn sie ihm den Strick anpaßten!

*173.

O, verflucht sei jener Knabe,
Dem geglaubt ich einstens habe!
Schlange wohn' in seinen Därmen,
Keine Glut soll ihn erwärmen;
Und im Sommer soll kein Schatten
Kühl umweh'n den Wandermatten!
Jede Nacht brenn' lichterloh
Unter seinem Leib das Stroh;
Die geküßt so oft ich habe —
Seine Lippen freſſ' der Rabe!
Und abfaule seine Zunge
Und vertrock'ne seine Lunge!

*174.

Ach, in fremdem, fernem Land
Leb' ich jetzt in Schmach und Schand;

Seit er mich verlassen hat,
Gleich ich einem welken Blatt,
Das der Wind abriß vom Baum,
Treibt jetzt durch den Weltenraum!

*175.

Durch das maiengrüne Land
Zogen wir einst Hand in Hand,
Ich und mein vielliebstes Lieb,
Das drei Wochen treu mir blieb.

Nach drei Wochen aber kam
Ein Bulgare krumm und lahm, —
Und mein Lieb sich an ihn schmiegt
Und mit ihm zum Teufel fliegt!

176.

Vöglein, dort im grünen Wald!
Sag' mir: wird es Sommer bald,
Werd ich Liebchen wiedersehn,
Eh' noch Winterstürme wehn?

„Sehn' dich nicht nach deinem Lieb,
Das zwei Tag nicht treu dir blieb!
Küßt im Heu Soldaten zwei, —
Mit der Treu' ist's längst vorbei!"

177.

Ach, so mancher dumme Wicht
Glaubt, er könnte leben nicht,
Wenn ein And'rer umarmt den Leib
Jener Frau, die er nennt sein ‚Weib'!

*178.

Als im Walde ich lag und schlief,
Kukuck auf dem Baume rief:

„Kukuck, Kukuck, Ku-kukuck!
Mägdlein duck' dich, duck' dich, duck!
Denn es kommt ein schöner Mann,
Der dich küssen, herzen kann!“

Hörte nicht des Kukucks Wort,
Schlief und schlief ineinemfort!
O, du böser, schöner Mann,
Was hast du mir angetan?
Bin nicht krank, bin nicht gesund,
Seit ich küßte deinen Mund.

179.

Wie viel Stern' im Himmelreich;
Dem Husar'n kommt Niemand gleich!
Säbel hängt an seiner Seit',
Mädchen gibt ihm das Geleit!

Wenn ich den Husar'n seh',
Wird mir ach! so trüb und weh',
Und es fließet meine Zähre;
Liebster ist beim Militäre!

180.

Bin ein Mägdlein, zierlich, fein!
Wie denn könnt' es anders sein:
Daß mich Alle haben lieb!
Wenn das immer auch so blieb'!

181.

Vater, Mutter zürnen gar schwer,
Weil die Burschen ich lieb' so sehr!
Doch was kann ich, Arme, dafür,
Wenn ich in mir viel Liebe spür'!

182.

Väterchen, das zürnt gar schwer,
Weil ich Mädchen lieb' so sehr;
Sagt: mein Schnurrbart sei noch klein
Und schon hätt' ein Lieb ich fein!

Vater nimmer mach' mich aus,
Wenn ich nachts nicht schlaf' zu Haus!
Nur so wächst mein Schnurrbart groß,
Ruht mein Haupt in Liebchens Schooß![1])

*183.

Nicht mag mich mein Mütterlein,
Nenn' ich ihr die Liebste mein;
Deßhalb will ich nicht verderben,
Will auch ehelos nicht sterben!

*184.

Väterchen, das zürnet mir,
Weil geneigt ich stets nur dir!
Sagt: es sei ein Pferdedieb,
Den sein Töchterchen hab' lieb!

Väterchen, das macht ja nichts
Stiehlt im Glanz des Mondenlichts
Er auch Pferde von der Au,
Wenn er mich nur nimmt zur Frau!

185.

Als die Mutter mich gebar,
Grüne Au ihr Lager war

---

[1]) Aehnlich ein rumänisches Volkslied. S. meinen Aufsatz: „Zur vergleichenden Volkslyrik aus Siebenbürgen" (in der „Zeitschrift für vergl. Litteraturgesch. und Renaissance-Litteratur. N. Folge Bd. I. S. 254).

Und dann ist ein Regenbogen
Ueber mir hinweggezogen! [1])
Für mich gäbe schweres Gold
Deshalb Mancher, der mir hold!

186.

Steht ein Kreuzlein auf dem Grabe,
Schmach und Schand' ich nimmer habe;
Tret' ich über seinen Schatten,
Den es wirft auf grüne Matten! [2])

Gleich dem Blatt im frost'gen Winde,
Stürb' die Schmach mit mir geschwinde, —
An mein Kind, trotz Schmach und Schande,
Knüpft mich doch der Liebe Bande!

*187.

Fluchst du der, die dich geboren,
Hast du Lieb' und Gut verloren,
Geh' dann in den grünen Wald,
Der heilt deine Schmerzen bald!

Heilt der Wald dein Leiden nicht,
Dann gewiß dein Herze bricht,
Trittst du über einen Schatten,
Den ein Kreuz wirft auf die Matten.

---

[1]) Dem Glauben der Zigeuner gemäß erlangt ein Kind außergewöhnliche Schönheit, wenn „das die Erde berührende Ende des Regensbogens über dasselbe hinwegzieht."

[2]) Die Zigeuner glauben, daß derjenige, wer über den Schatten eines Kreuzes hinwegschreitet oder eine Blume von einem Grabe pflückt, von unheilbarer Krankheit behaftet wird und bald stirbt. Vgl. das 201. und 202. Lied.

188.

Hier auf Erden weit und breit
Find' ich überall nur Leid, —
Schmerz und Leid muß stets ich haben,
Seit ich Mütterchen begraben.

Schmucklos, einfach war der Sarg,
Der mein Liebstes in sich barg;
Blumen konnt' ich ihr nur geben,
Ihr, die mir geschenkt das Leben! . . .

Schöner Sommer schwand dahin, —
Grau die Wolken seh' ich ziehn,
Kalt fühl' ich den Regenschauer
Und mein Herz ist ach! voll Trauer!

189.

Zieh' durch Wälder hoch und weit,
Kummer gibt mir das Geleit;
Als mein Mütterchen gelebt,
Hat mein Herz vor nichts gebebt;
Doch seitdem sie ruht im Grab,
Ich nur Leid und Kummer hab';
Jeder Tag bringt mir auf's Neu'
Schweren Kummer, Leid und Reu';
Wand're ohne Rast und Ruh'
Meinem frühen Grabe zu!

*190.

Ich erwarte kaum den Tag,
Wo ich unter'm grünen Hag
Meine Augen schließe zu
Und erlang' die letzte Ruh!

191.

Kleines Lämmchen eilt nach Haus,
Fürchtet sich vor Sturmgebraus;
Seit die Eltern ich verlor,
Oeffnet sich für mich kein Tor!

Längst schon ruhen sie im Grab,
Ich nun Niemanden mehr hab';
Auf der ganzen weiten Welt
Ist der Himmel nur mein Zelt!

192.

Ach, viel Kummer, tiefes Leid und Pein
Schloß sich in das müde Herz mir ein;
Nun im allergrößten, allertiefsten Leid
Bring' ich einsam draußen zu die Winterszeit.

Wo begraben liegt mein Mütterlein
Steh' ich Arme, einsam und allein!
Hier auch meines Vielgeliebten Grab ich seh';
Hochbedeckt von starrend Eis und frost'gem Schnee!

Und ich Arme hab' mich schmerzbewegt,
Auf die beiden Gräber hingelegt!
Die du keine Mutter, keinen Liebsten hast,
Halte unten, tief im Grabe, süße Rast!

193.

Ist die schöne Sommerszeit dahin,
Schwalben weit in fremde Länder ziehn;
Und das Herze dem der Sommer schwand,
Einen zweiten Lenz es nimmer fand!

194.

Wo ich Armer, immer geh' und steh',
Ueberall ich nur die Oede seh'!
Felsen hoch und nackt, und kahlen Stein,
Ohne Lenztrieb, ohne Sonnenschein!

Alles meinem trüben Herzen gleicht,
Dem der Lenzschmuck früh entweicht!
Keine Träne heißer Reu'
Weckt mein todtes Lieb auf's Neu!
Ob ich unten in der Erde
Einmal wohl auch glücklich werde?

*195.

Einer welken Blume bin ich gleich, —
Einer Blüt' im Herbste, krank und bleich;
Kaum daß mir der Morgen ist erwacht,
So umhüllt mich schon die tiefe Nacht!

Seit dich, Liebster deckt die Erde zu,
Find' auf Erden ich ach! keine Ruh';
Dir allein war ich stets zugetan, —
Möcht' mit Willkommruf dem Tod' d'rum nah'n!

196.

Traurig ist mir stets zu Mut,
Seit mein Lieb im Grabe ruht!
Wenn ich And're kosen seh',
Fast zerspringt mein Herz vor Weh!

Selbst die warme Sommerszeit
Bringt für mich nur Winterleid;
Seit ich einsam und allein,
Ist mein Herz voll Leid und Pein!

197.

Alle ruhen in dem Grab,
Die stets ich geliebet hab';
Kehr' zu ihnen bald ich ein,
Endigt dann mein Leid, die Pein!

Oft in stiller Sommernacht
Hab' im Friedhof ich gewacht;
Dort kehrt in mein Herz zurück
Mein verlor'nes Liebesglück.

Du kommst mir dann in den Sinn
Kind, deff' Mutter ich jetzt bin!
Nicht durft' dich dein Vater sehn, —
Sterb ich, wie wird's dir ergehn?

Deines Vaters Grab allein
Hat kein Kreuz, kein Kränzelein!
Steh' als Kreuz im Friedhofsgrund,
Du der Kranz d'rauf, schön und bunt!

198.

Bin ein Wand'rer, einsam und verlassen,
Zieh' einher stets müde meine Straßen!
Ach, ich hab' mein Lieb verloren;
Wär' ich Armer, nie geboren!

Bin ein Vöglein in dem welken Riede,
Sprich von Klagen nur in meinem Liede!
Ach, ich hab' mein Lieb verloren,
Wär ich Armer, nie geboren!

Zög' ich durch die Welt auch mit den Winden,
Würd' ich doch die Liebe nirgends finden!
Keine Lieb' mehr auf der Welt ich habe,
Denn beim Liebchen ruht sie, dort im Grabe!

199.

Gottes Sonne scheint so hell
Auf den Berg, das Tal, den Quell;
Doch ich lebe arm und allein
Auf der Erde voller Pein,
Während mein gestorb'ner Sohn
In den Himmel zieht hinein!

200.

Sprichst: ich soll dir nur Vertrauen
Und du wirst mir Kräuter brauen,
Daß mir endlich sei beschieden
Ach, der langersehnte Frieden!

Kannst mich solchen Trank nicht lehren,
Daß der Friede wiederkehren
Mag in's Herz, das stets voll Kummer
Sehnt sich nach des Todes Schlummer!
Was verwelkt, verwest, es kehrt zurück,
Nur die Ruh' nicht, nicht des Herzens Glück!

201.

Auf dem Grab die Rose
Blüht so freudenlose;
Will sie mir abbrechen, —
Mag sie sich d'rum rächen!
Sprießt auf Liebchens Grabe,
Ich gepflanzt sie habe;
Brech' ich sie mir ab geschwind,
In dem Grab ich Ruhe find';
Meinem Liebchen, meiner Ruh,
Führt mich dann die Rose zu! [1])

202.

Falsche, böse Menschenschaar,
Hör' mein letztes Wort, fürwahr!
Wenn ich einst gestorben bin,
Legt zur letzten Ruh' mich hin!

---

[1]) S. Anmerk. zum 186. Lied.

Schöne Rosen blühen dann
Auf dem Grab mir, armen Mann;
Doch wer eine sich abpflückt,
Ist dem Leben bald entrückt! [1])

203.

Schnell des Mühlbachs Fluten eilen,
Wo mag jetzt mein Liebster weilen?
Bleibt doch steh'n ihr schnellen Wogen,
Sagt, wohin ist er gezogen?
Dies will ich von euch erfragen,
Dies allein sollt ihr mir sagen!

„Hoch am Berge ruht dein Knabe
Längst schon in dem dunklen Grabe,
Und sein todtes, kaltes Herz
Kennt nicht mehr den Liebesschmerz!"

204.

Hat die Erde dich zugedeckt,
Kein Gewürm in dem Zahn dir steckt; [2])
Dort im Grab wirst du, dort unten
Auch vom Liebesschmerz gesunden!

205.

Schlag mich Gott, daß ich zur Stund'
Sterb' auf jenem Blütengrund,
Wo beim Brüderchen ich liege,
Auch an's Schwesterchen mich schmiege!

---

[1]) S. Anmerk. zum 186. Liede.

[2]) Die Zigeuner glauben auch — so wie viele andere Völker, — daß der Zahnschmerz durch einen Wurm verursacht wird.

206.

Unter grünem Baume steh' ich hier,
Mein verwaistes Herz, das bricht mir schier;
Dich entführte mir der Tod,
Die mir Trost im Leiden bot.

Längst verrauscht ist Liebesspiel und Kuß,
Endlos ist nur meiner Tränen Fluß;
Solch' ein Weib, wie du, gab's kaum
Auf dem ganzen Erdenraum!

207.

Liegt die Nacht auf Erden weit und breit,
Weckt mich auf mein tiefes Herzeleid,
Und ich denke dein, du Röslein rot,
Das so schnell gepflückt der rauhe Tod.

Auf der Au der schönste Rosenstengel
Warst mein Liebchen du, ein lichter Engel!
Um dein Grab spielt jetzt des Mondes Strahl
Auf verlass'ner Haide, bleich und fahl;
Dorthin möcht' ich auch so gerne geh'n
Und erwarten dort das Aufersteh'n!

208.

Hier ein klares Bächlein war,
Dr'aus trank einst ein Taubenpaar!
Ach, das Bächlein ist versiegt, —
Gott weiß, wo das Pärchen fliegt!

Fließen kann ja noch der Bach,
Doch mein süßes Täubchen, ach!
Das ich einst geküßt hier hab',
Ruht schon längst im kühlen Grab!

209.

Blumen, die am Felde stehn,
Wissen, daß sie auch vergehn,
Wenn dahin der Sommer schwand
Und der Winter kommt in's Land.

Leb' gleich einer späten Rose,
Leb' so einsam, freudenlose;
Kommt der Winter, dann im Grabe
Die erwünschte Ruh' ich habe!

*210.

Ach, ich träum' von grünen Auen,
Träum' von Blumen roten, blauen,
Die jetzt blüh'n vor jedem Zelt,
Draußen in der freien Welt!

Doch ich muß die Flinte tragen,
Als Soldat muß ich mich plagen;
Der die Flinte ach! erfand,
Dem verdorr' die rechte Hand!

Herz und Seele zittern, beben,
Denk' ich an mein früheres Leben!
Häuser hier und Häuser dort, —
Lust'ge Zelt' an keinem Ort!

*211.

Daß ich Liebchen, dir jetzt bieten muß
Meinen letzten, allerletzten Gruß,
Schuld daran mein Schicksal ist,
Das mir Leib und Seele frißt.

Fort muß ich zum Militäre,
Fließen mag nun deine Zähre,
Mächt'ger Kaiser ruft mich fort,
Ach! von diesem lieben Ort!

212.

Sei verflucht die böse Stunde,
Wo man mir gebracht die Kunde,
Daß ich jetzt muß werden ein Soldat,
Weil der Kaiser so gewollt es hat!

Rinnen mag nun Liebchens Zähre,
Wenn ich fort zum Militäre;
Wenn mein Lieb der reiche Kaiser säh',
Blieb sammt mir er stets in ihrer Näh'!

213.

Armer Bursche wird Soldat,
Einen Strauß am Hut er hat;
Gäb' ihm gerne das Geleit
Auf dem Weg, so endlos weit!

Brauner Bursch, reich' mir die Hand;
Bist in Lieb nur du entbrannt,
Brauchst du nicht des Kaisers Brot,
Wenn dir Liebe Bess'res bot!

214.

Rosen, die im Garten blühn,
Seh'n die Wandervögel ziehn,
Die froh singend sich ein Nestchen traut,
Hier im wonnevollen Lenz gebaut!

Braune Mägdlein, Gott zum Gruß!
Und zum Abschied einen Kuß!
Schweif' ich fern von euch im fremden Land,
Seufzt ihr: „Käm' doch bald der Musikant!"

215.

Meine Geige hat zwei Gefährten,
Die beinahe mein Mark verzehrten!
Durst und Liebe heißen die Beiden,
Die mich Musikanten, begleiten!

216.

Wein her, Wirtin! Wein recht schnell!
Hier! für Geld ich ihn bestell'!
Küß' mich, Frauchen zart und fein, —
Wenn du willst, so werde mein!

Ein Zigeuner bin ich zwar,
Doch viel Geld hab' ich fürwahr!
Alle Weiber sind ja hold
Blankem Gelde, laut'rem Gold!

217.

Wenn aufwachsen meine Knaben,
Wird die Welt erst Bursche haben!
Werden nie zu Boden sinken,
Gleich dem Vater, ewig trinken!

218.

Laß uns trinken, Kamerad,
Liebchen mich verlassen hat!
Ist verflogen uns're Lieb',
Nur der Durst uns übrig blieb!

„Ohne Lieb zur Sommerszeit
Lebt der Bursch in Herrlichkeit;
Doch im Winter, Gott erbarm'!
Ist sein Leben, elend, arm!"

219.

Willst du in dem Himmel sein,
Trink' dann Schnaps und vielen Wein!

Niemand störe dann dein Glück, —
Zieh' dich in den Wald zurück;
Sinkst du auf die Erde dann
Kraftlos, ein betrunk'ner Mann:
Niemand störe deine Ruh',
Hörst Sanct Petri Flöten du! [1])

*220.

Trink' den Wein in vollen Zügen,
Wein und Weib sei dein Vergnügen!
Schönes Weib und guter Wein
Macht vergessen Not und Pein!

221.

Meine Frau, die zürnt gar schwer,
Weil die Nas' ihr wächst so sehr,
In ihr Maul herab sie reicht, —
Einer Gurke groß, sie gleicht!

Von dem Schnaps wuchs ihre Nas',
Denn sie trank stets ohne Maß;
Ja, sie trank so oft ihr Gatte
Sie gut durchgeprügelt hatte!

222.

Ach, dein Mann ist nie auf uns erpicht,
Doch mein Liebchen, du verstehst ihn nicht!
Branntwein gieb du ihm nur immerzu
Und er läßt gewiß uns stets in Ruh!

---

[1]) Sct. Petrus soll nämlich die Flöte erfunden haben; als er einen Betrunkenen der am Wege lag, für todt hielt, soll er seinen hohlen Stab durch die Luft schwingend, Töne vernommen haben, die ihn dann zur Entdeckung der Flöte führten; dies die Sage der Zigeuner.

223.

Schwere Flüche fliegen hin und her!
Meine Frau sah mich besoffen schwer;
Und das war ja niemals ihr Geschmack,
Wenn berauscht ich in der Pfütze stack.
Mich, ja mich belästigt es doch nicht,
Wenn sie herzt und küßt ein jeder Wicht!

224.

Liebchen quält' mich stets und schalt, —
Teufel holte sie gar bald!
Nun in Frieden, Ruh' ich bin,
Doch mein Geld, mein Geld ist hin!
Denn sie soff aus lauter Lieb',
Bis mir nur ein Kreuzer blieb!

225.

Frisch ergrünen wird gar balde
Ilyefalva's [1]) weite Halde!
Kräftig, tüchtig ist mein Weib,
Denn wir hofften nicht, bei Leib!
Daß sie je noch sollt' genesen, —
Ach, so krank ist sie gewesen!
Trinken könnt' sie, müßt' es sein, —
Heute schon drei Maaß Branntwein!

226.

Feuer vor dem Zelte hier,
Sticht und sengt die Augen mir;
Und mein Herz nicht leiden kann
Meinen stets betrunk'nen Mann!

---

[1]) Eine Gemeinde im Südosten Siebenbürgens.

227.

Schön ist Hermannstadt fürwahr
Und drei Kreuzer sind ein Paar
Nur wenn ich noch einen find', —
Meine Frau ist langher blind!
Blind ist sie, was liegt daran?
Jetzt wär' ich ein lust'ger Mann!
Ihre Zunge, schwere Not!
Sticht und frißt mich noch zu Tod!
Könnt' ich Branntwein ihr nicht geben,
Scheiden müßt' ich aus dem Leben!

228.

Hör' ich recht: es naht mein Mann!
Heut' kommt er recht spät! Was dann?
Kann ich doch auf Ruh' jetzt hoffen,
Denn er ist recht stark besoffen!
Was kann ich dafür? wenn der Halunk
Nicht in seinen Stiefel gießt den Trunk!

229.

Nur der Bergmann sah es klar,
Was hier Gold und Schlacke war;
Nur ein Witwer krank und alt,
Weiß ja was ein Weib bezahlt!

230.

Löffelstiel' gar leicht zerbrechen;
Acht' nicht d'rauf, was Bursche sprechen!
Bursche häßlich, schön, ob reich —,
Schlau ist er, dem Fuchse gleich!

231.

Schwer der Hammer für das Eisen,
Für den Mann des Weibes Beißen; —
Beide sind ach! solche Dinge,
Die man niemals schätz' geringe!

232.

Harte Schale hat die Nuß;
Jedes Weib man schlagen muß!
Alle Burschen! Gott erhalt!
Ob sie jung noch, oder alt
Gleichen Fischen auf dem Sand;
Mägdlein sitzt am Uferrand,
Fängt die Fisch' mit flinker Hand!

233.

Hündchen bellt es Tag für Tag:
Weib ist stets des Mannes Plag'!
Hat ein Pferd der dumme Knabe,
Will trotzdem auf schwankem Stabe
Reiten durch die Welt so weit, —
Deßhalb er sein Liebchen freit!

234.

Wie viel Stern' im Himmelreich;
Meinem Weib kommt keine gleich!
Hab' ein Weibchen und seither
Sind auch meine Taschen leer!

235.

Feuer ist gar bald entfacht,
Bläßt einher der Wind mit Macht;
Witwe liebt! denn nicht genug
Sie der erste Gatte schlug!

236.

Ein Witwer, o Jammer! freit um ein Weib,
Denn Ledigsein ist ihm kein Zeitvertreib!
Er nimmt sich ein Weibchen d'rum fein und klug;
Er hatte mit der ersten ja nicht genug!
Die erste, die starb ihm, o Jammer und Leid!
Bevor sie versoff noch ihr letztes Kleid!

237.

Zierlich geht dies Weib und hold,
Hat ja einen Ring von Gold!
Doch die Schuh! wo blieb die Sohle?
Hüpft sie d'rum wie eine Dohle?

238.

O, im Schnattern ist mein Weib nicht faul!
Stopf' der Teufel doch ihr böses Maul,
Kürz' er ihre Zunge unverzagt,
Denn mich hat sie ja genug geplagt!
Ihre Zunge ach! ihr böses Wort!
Plerrt und sticht und beißt ineinemfort,
Läßt mir keine Ruh' an keinem Ort!

239.

Bald verwelkt das Laub, die Blüt',
Wenn der Reif vom Himmel sprüht;
Ohne Mann, die arme Maid!
Bald verwelkt in bitt'rem Leid'!

240.

Stock ist stets in meiner Hand,
Ist der Schlag dem Mann gewandt;
Nur mit Peitsche meinem Weib
Ich das Weh vom Rücken treib'!

241.

In der Zeltwand Loch an Loch!
Und der Wind zerfetzt sie noch;
Nur d'rauf los! wenn's ihm gefällt!
Blitz fährt nimmer in mein Zelt,
Denn er ist ja so gescheidt:
Nicht bereitet er ein Leid
Seiner Tochter, meinem Weib, —
Schlüg' er doch in ihren Leib!

242.

Bin kein Schneider, bin ein Schmied,
Eisen ich zusammenniet'
Wenn ich rufe: Schrei' nicht mehr,
Schwere Not! . . . mein Hammer schwer . . .
Schweigt sogleich mein teu'res Weib.
Doch der Schneider, o bei Leib!
Wie des Weibes Zunge sticht,
Seine kleine Nadel nicht!

243.

O, mein Weib wollt' von mir fliehn,
Doch jetzt muß sie mit mir ziehn;
Folgt mir jetzt aus freien Stücken,
Denn ich walk' ja ihren Rücken,
Daß sie nicht vor Jucken weine,
Daß die Arme nimmer greine,
Hab' ich lang mich nicht bedacht,
Hab' es kurz und gut gemacht!

244.

Hämm're Schmied, das Eisen nicht,
Leer ist ja dein Bauch, du Wicht!
Schlag' vielmehr die Gattin dein,
Sie allein fraß ja dein Schwein!

245.

Trost sprach ich der Liebsten ein,
Daß ich bald sie werde frei'n;
Sie erwartet kaum die Zeit,
Harrt und hofft nun hocherfreut.

Doch wer mag es gerne haben,
Daß im Zelt sich Mädchen, Knaben, —
Mit dem Weib auch Flöh' einstellen,
Die das Leben ihm vergällen?

246.

O, wie zierlich ist dies Mägdelein,
Hüpft der Ente gleich, so fein!
Doch schon jeder Hund es bellt:
Wer die Kleider ihr bestellt!
An der Dirn' Gefallen fand
Längst ein junger Lieutenant!

247.

Jeder Hund mich jetzt anbellt,
Denn mein Loos ist gut bestellt!
Zog zerfetzt einst, ohne Schuh'
Meiner Wege ohne Ruh';
Hab' jetzt Stiefel, blanke Sporen,
Bin zum Tanze wie geboren!
Denn der schönen Richterin
Ich der Allerliebste bin!

248.

Wo ich immer stehe,
Wohin ich nur gehe,

Ach, an jedem Ort
Klingt des Weibes Wort,
Das bald kneift, bald girrt —
Und die Welt regiert!

249.

Was zu viel ist, ist zu viel!
Müd' schlepp' ich mich hin zum Ziel!
Hab' zwei Flaumen auf dem Haupt, —
Hab' an Treue auch geglaubt;
Meine Stiefel sind voll Staub und Kot,
Der Gedanke quält mich noch zu Tod:
Daß ich habe nicht mehr ein Lieb,
Seit kein Heller mir übrig blieb!

250.

Lust'ger Kauz ist Liebster doch!
Hat am Hute Loch an Loch,
Und er sagt: in Liebesglut
Hat zerfetzt er seinen Hut!

So sagt er: so sei's geschehn!
Doch hat Niemand es gesehn;
Ja, das sah man, als die Knaben
Tüchtig ihn geschlagen haben!

251.

Lange Straße, lang fürwahr!
Stolz geht dort der Enten Schaar!
Enten können es nicht sein!
Weiber sind es, zart und fein!

252.

Anfangs scheint der Gatte dein
Gutgeartet, brav zu sein!
Doch das Rad, das dreht sich gar schnell, —
Und du sagst: „Welch' roher Gesell'!“

253.

In ein Buch die Richter schrieben:
Habe Sonntag Spaß getrieben
Und am Montag mich geschlagen,
Darum in den nächsten Tagen
Steh' für mich die Kost bereit, —
Küss' im Kerker keine Maid!

254.

Komm' doch Mägdlein, komm' hervor!
Den dein Herzchen sich erkor,
Stiehlt das Obst aus deinem Garten, —
Ihn verdroß das lange Warten!

255.

Zürnst du mir Mägdelein?
Zürnst du mir, Röschen fein?
Zürne du nur frank und frei, —
Lieben Mädchen mich zwei, drei!

256.

Braunes Mägdlein, du mein Röslein hold,
Hätt' ich: gäb' ich dir ja all' mein Gold!
Doch voll Löcher sind die Taschen mein, —
Ohne Geld ist Liebe mir nur Pein!

257.

Wie viel Stern' im Himmelreich!
Meiner Frau kommt keine gleich! —
Hat mir zwar die Suppe aufgetischt,
Doch vorher das Fleisch herausgefischt!

258.

O, die Mutter meiner Frau
Ich nur dann recht gerne schau',
Wenn besoffen, sie vergißt:
Ob sie Mann, ob Weib sie ist!

259.

Hei! jetzt geht eine gar gute Zeit!
Guter Markt ist jetzt weit und breit,
Denn zum Markt die Mütter laufen,
Für die Töchter sie Männer kaufen!
Einen Mann die Tochter braucht,
Das ist ja doch klar!
Sei er ein Zigeuner nun
Oder ein Magyar!

260.

Diese Jungfer ist stets lustig, froh gelaunt,
Steht sie vor der Tür, so wird sie angestaunt, —
Ihre Sach' ist ja gar gut bestellt,
Metzenweis' verdient sie sich das Geld!

261.

Grasend ziehn die Küh' einher;
Warum weint ihr Hirt so sehr?
Wegen ihm hat eine Maid
Sich erhängt aus Liebesleid.

262.

Bin verlassen und verloren!
Und es klingen meine Sporen,
Sagen mir ein traurig Lied:
Von dem Lieb, das vor mir flieht!

263.

Schlaf' mein Männchen, schlaf' die ganze Nacht,
Hab' dein Lager gut zurecht gemacht!
Schlaf' mein süßes Männchen, schlaf du gut, —
Bald ein And'rer mir im Arme ruht!

264.

Kluges Tier ist mein gefleckter Hund!
Gibt durch Winseln, Bellen stets mir kund,
Wenn zu meinem Weib ein Bursche dringt,
Den der Teufel Höchster zur ihr bringt.

Neulich abends hat mein teures Weib
Unbewußt umarmt des Teufels Leib,
Als im Dunkeln statt des Liebsten — mich
Sie umhalst, geküßt hat inniglich!

265.

Habe oft in trüber Nacht
Auf den Weg mich aufgemacht;
Hab auf Kot und Stein nicht Acht;
Sondern lauscht' nur überall,
Bis daß ich mein Ziel erreicht,
Und geleert den Hühnerstall!

266.

War als Knecht einst angestellt
Und verdiente mir viel Geld,

Einen Gulden monatlich!
Angestrengt auch hab' ich mich:
Das, was sich mein Herr erworben,
Hab zerstört ich und verdorben!

267.

Solch' ein Mädchen frei du nicht,
Das stets schön schminkt das Gesicht;
Liebe nie ein solches Weib,
Das nur pflegt und hegt den Leib;
Wo das Geld, sie dort gedeiht
Und verschafft dir Schmerz und Leid!

268.

Niemals magst du Freund, vertrauen
Deinen Schmerz, dein Leid den Frauen;
Denn ach! ihre sanften Blicke
Nur verschlimmern dein Geschicke!

269.

Was Frau Muhme hier und dort
Hat gehört an manchem Ort,
Gibt sie jedem Menschen kund, —
Hat kein Schloß vor ihrem Mund!

Lauscht und horcht an Tür und Tor,
Nichts entschlüpfet ihrem Ohr;
Schimmel ihr im Munde blüht,
Lug und Trug in dem Gemüt!

*270.

Meiner Muhme schlich ich nach
Bis zum Kreuzweg, still, gemach,

ah dann, was die Hexe kocht,
Bie sie auf die Trommel pocht [1])
nd den Teufel ruft zu sich,
aß er küß' sie inniglich!
, der Teufel, er kam nicht!
äßlich ist ja ihr Gesicht;
a, der Teufel holt sie nie,
enn zu schlecht auch ihm ist sie.

*271.

Hast geseh'n du einer Muhme Mund
e vom Schwatzen, Klatschen werden wund?
ast ihn einmal du geseh'n,
Bird die Welt bald untergeh'n!

272.

Ach, mein Männchen ist rothaarig, lahm und krumm;
Bald nach Karlsburg wir ziehen, biribiri-bum!
auf' dort Krücken meinem Mann,
Daß er mit mir tanzen kann!

273.

In dem Pfarrhof Gänse stehn;
icht darf ich jetzt weitergehn,
ör' ich ach! der Gänse Schrei'n,
Röcht' ich gern ein Füchslein sein!

274.

Meine Sünde ist recht groß,
Beil ich gerne Lieb' genoß!
abe dafür ja nun ein Weib,
Das betrügt mich — zum Zeitvertreib!

---

[1]) S. Anmerk. 2 zum 60. Märchen.

*275.

Ueberall schimpft man mich nun Betyàr,
Weil ich eingesperrt zwei Wochen war;
Und ich hab' ja Armer, nichts gestohlen,
Wollt' nur ohne Geld mir Würste holen!

276.

Hühnchen manch Körnlein finden mag,
Scharrt es den ganzen lieben Tag;
Gackert und schreit dann: Gack,
Gackgack, Gack!

Stehet vor mir gefüllt mit Wein,
Heida! ein Gläschen, aber groß und fein,
Gluckst meine Kehle, so laut und so helle:
Gluck, gluck, Gluckgluck!

277.

Voller Freud' ist jetzt mein Mann,
Tanzt nun, was er tanzen kann!
Er vergißt jetzt Leid und Plag',
Die wir haben Tag für Tag;
Auch das Elend er vergißt,
Das uns Herz und Seele frißt!
Alles er vergaß geschwind,
Als er küßte heut' sein Kind,
Das ich heute ihm gebar, —
Gleicht es ihm ja doch auf's Haar!

*278.

Lustig, lustig ist mein Leben!
Schön'res kann es nimmer geben;
Seit mein Weib ein Kind gebar,
Ist mein Herz, mein Sinn, fürwahr!

Voll von Lust und Fröhlichkeit, —
Freude blüht mir weit und breit!
Eheleben, schönes Leben!
Schön'res kann es nimmer geben;
Kinderweinen, Kinderlachen
Uns zum rechten Menschen machen!

*279.

Ja, das sind die schönen Zeiten,
Wo die Kinder mich begleiten!
„Vater, Vater, gib uns Brot!“
Du mein Gott! du liebe Not!
Keinen Wunsch sie mir verhehlen,
Und ich möchte wahrlich stehlen,
Könnt' ich's einmal nicht erlangen,
Was die Würmchen klein, verlangen!

280.

Keine Biene ohne Stachel ist;
Ach, mein Sohn schon jetzt auf mich vergißt!
Seine alte Mutter, müd und matt,
Er im Elend hier gelassen hat.
Bist mein Trost, den ich noch hab',
Grabe mir doch nicht das Grab!
Meine Freud' bist du allein,
Bist mein goldner Sonnenschein;
Komm' zu mir sammt deinem Lieb,
Alles tu' ich euch zu lieb!

281.

Im Gebirg verstrich die Zeit
Meinem Knaben ohne Leid!
Doch jetzt gleicht er einem Blatt,
Das der Sturm ergriffen hat!

Auf die Mutter hört' er nicht,
Folgt nur dem, was Liebchen spricht.
Wissen möcht' ich dies allein:
Liebt er noch sein Mütterlein!

*282.

Warum ließt du mich allein,
Du mein gold'ner Sonnenschein?
Ich erzog dich ja, o Sohn, —
Ist das meiner Liebe Lohn?

Bei der Maid der Sohn vergißt,
Daß der Mutter Träne fließt,
Weil er sie verlassen hat,
Und sie alt und lebensmatt!

283.

Schlaf' mein Blümchen, zart und klein,
Schlaf' mein Blumensträußchen fein!
Noch in süßer Mutterhut
Ja dein kleines Herzchen ruht!
Sollst von Elend nie was wissen,
Nie das Glück sollst du vermissen!

284.

Gott, du sollst das Weibchen segnen!
Unglück soll ihr nie begegnen!
Schenk' dem Mann im Zelte hier,
Kinder schenk' dem Weib; schenk ihr
Und ihm viel Fleisch und Brot
Und beschütze sie vor Not! [1])

---

[1]) Dies Lied wird bei Hochzeiten gesungen, s. meine „Hochzeitsgebräuche der transsilvanischen Zigeuner“ (in den „Originalberichten der k. Museen zu Berlin“ Heft 1/2).

285.

Segne Gott mein Mütterlein,
Das mich schuf zum Sträußchen fein!
Daß ich sei der Schönsten Schöne
Und kein Mensch mich je verhöhne!
Daß ich sei den Mädchen stets ein Dorn,
Doch den Burschen stets ein Freudenborn!

*286.

Mutter mein, gesegnet sei!
Bin ein Bursche frank und frei!
Wenn du mich zur Maid geboren,
Wär' mir Ehr' und Leib verloren!

287.

Einen Engel mit gold'nen Schwingen
Seh' ich gold'ne Aepfel bringen!
Wer von euch schläft ruhig ein,
Dem wird auch der Apfel sein,
Dem wird auch der Apfel sein!
Wer bald eingeschlafen ist,
Morgen gold'ne Aepfel ißt!

288.

Vöglein du, in meinem Zelt,
Du mein Liebstes auf der Welt!
Schlaf' mein Blümchen, schlaf' in Ruh,
Meines Herzens Lerche du!

Hab' bei dir schon manche Nacht
Bis am Morgen treu gewacht!
Wach' auch jetzt bei dir, mein Stern,
Dich allein hab' ich stets gern!

289.

Viel Erdbeeren sind im Wald;
Meine Kinder Gott erhalt!
Das ich jetzt wieg', hab ich gern,
Ist mein allerschönster Stern!

Liebe die sechs Kinder mein,
Doch das wird mein Liebstes sein,
Das mein Herz in Liebe hegt,
Das sich gleich zur Ruhe legt!

*290.

Süßes Kindchen gute Nacht!
Hast den Tag gut zugebracht!
Gott im Himmel, send' uns Brot
Und beschütze dich vor Not!

291.

Hier im grünen Wald,
Gott, mein Kind erhalt!
Ruht im Grase weich,
Der Erdbeere gleich;
Und sein Aug' ist hell,
Wie der Waldesquell;
Gleich der Blütenpracht
Ist es, wenn es lacht!

*292.

Ja, wer keine Kinder hat,
Schleicht durch's Leben müd' und matt!
Nur wer hat ein liebes Kind,
Hat im Herzen Freude lind.

293.

Auf ihr Vettern, auf ihr Basen!
Putzt mir rein den weichen Rasen!
Dahin will zum Schlaf ich legen —
Seht, mein Kind, den Gottessegen!

*294.

O, wie lustig ist's zu wandern
Kind, von einem Ort zum andern!
Ja, für deine Augensterne
Gäbe Mancher Gold wohl gerne;
Doch ich laß' dich von mir nimmer,
Du mein gold'ner Sonnenschimmer!

295.

Wenn ich kehre ein zur Ruh',
Decke du mich, Kindchen, zu,
Deck' mich zu mit schwarzer Erde,
Dort ich Ruh' dann haben werde!
Hör' ich doch nach Jahr und Tag
An dem Grabe deine Klag',
Möcht' ich in der Erd' nicht liegen,
Wollt' ich gerne zu dir fliegen!

Todtenklagen.[1])

*296.

Für ein Kind.

Du mein einzig, einzig Kind,
Du verläßt mich ach! geschwind!
Rosenknospe, reich geschmückt,
Ach, dich hat der Tod gepflückt!

---

[1]) Werden während der Todtenwacht von den Weibern gesungen.

Auch das Grab wird sein dir hold,
Denn du bist ja laut'res Gold,
Laut'res Gold bist Kindchen du,
Schlafe, schlaf' in süßer Ruh'!

*297.

Für junge Mädchen.

Schöne gold'ne Taube,
Fielst dem Tod zum Raube!
Schlank bist du, wie ein Hanfstengel,
Liegst gebrochen nun du Engel!
Gleich dem Baum emporgeschossen,
Sahen stolz dich die Genossen.
Ach, in deinem weichen Arm
Ruhte Niemand liebeswarm!
Und dein Mündchen zart und rot,
Keinem Mann je Küsse bot!
Ach, du läßt hier Lieb' und Labe,
Ruhst schon morgen in dem Grabe.

*298.

Für Männer.

Hoher Baum im hohen Walde,
In die Erde sinkst du balde.
Mag die Sonne golden scheinen,
Deine Zweig' und Aeste weinen!
Ach, du willst zur Ruh' dich legen,
Weißt: dir folgt nur unser Segen!
Wenig Männer hier auf Erden
Dir an Güte gleichen werden.
Ohne Sonne nun wir wandeln,
Werden ohne Führer handeln,
Denn wir haben dich verloren
Hoher Baum, im Licht geboren!

*299.

Für berühmte, alte Frauen.

Ach, du starbst und manches gute Kraut,
Mancher Grashalm, manche Blüte traut,
Fragt: Wohin, wohin, wohin
Willst du Gute, von uns ziehn?
Und es fragt dein leeres Zelt:
Ach, wo bist du, beste Frau der Welt?
Alle fragen, Mann und Frau:
Wo bist du, o Seelentau?
Du bist jetzt vom Leiden frei,
Doch wer steht uns Armen bei?
Ach, geschlossen ist dein Mund,
Gibt uns keinen Rat mehr kund!

*300.

Für gewöhnliche Frauen.

Laut im Winde braust der Wald,
Du verläßt uns Schwester, bald!
Die Verstorb'nen wirst begrüßen
Du im Todtenreiche müssen.
Dreißig Jahr' lang suchtest du
Für den Leib, für's Herz die Ruh'!
Hast sie nun gefunden,
Wirst auch bald gesunden
Ach, von jedem Schmerz und Leid —
Nicht bei uns, ach! von uns weit!

II.

Kinderlieder und Reime.

1.

Würmchen, Würmchen glüh'!
Wir haben nicht Schweine,
Wir haben nicht Küh'!
Würmchen, Würmchen sei uns hold
Und verbrenne rasch zu Gold!
Kaufen uns dann eine Kuh, ein Schwein, —
Laden zum Schmauße dein Kindchen auch ein! [1])

2.

Sommervöglein fliege, flieg',
Hin zu meiner Mutter flieg';
Sag': wir wollen Beide leben,
Brot und Speck soll sie uns geben! [2])

---

[1]) „Würmchen, Gottes-Würmchen" (kirmoro devleskero) nennen die Zeltzigeuner das Marienkäferchen (Gotteskäferchen) und glauben, daß an dem Orte, wo mehrere solcher Käferchen sich vorfinden, Gold in der Erde vergraben sei. Dasselbe glauben sie vom Johanniswürmchen, das sie gleichfalls Gotteswürmchen, Gotteslichtchen nennen. Ihrem Glauben gemäß stirbt das Johanniswürmchen nicht, sondern verbrennt und wird in Gold verwandelt.

[2]) „Sommervöglein" (ciriklo ñiláyákri) heißen die Zeltzigeuner den Maikäfer.

3.

Grille, Grille komm' heraus,
Bauen dir ein gold'nes Haus;
In dem Haus ist Speck und Brot,
Dort sing' du dich dann zu Tod!

4.

Schnecke, Schnecke, Schneckelein,
Flieg' du in die Welt hinein!
Flügel wollen wir dir geben,
Sollst damit gen Himmel schweben!

5.

Schnecke, Schnecke, Schnecke,
Deinen Fuß heraus du strecke!
Ich zur Hilfe dir jetzt kam,
Wenn du blind bist, wenn du lahm,
Zieh' ich dich ja schon heraus;
Schnecke kriech' aus deinem Haus! [1])

6.

Storch, der Storch sucht sich den Schmauß,
Fliegt dann, fliegt dann, fliegt nach Haus!
Biß die Mutter in den Fuß,
Kindchen er ihr bringen muß!

Storch, o Storch flieg' bald zurück,
Bring' uns Fleisch ein gutes Stück;
Bis du bringst das Kindelein,
Wird Fleisch gebraten sein! [2])

---

[1]) Nr. 3, 4 und 5 sind „Lockliedchen", um die Grillen und Schnecken zum Verlassen ihres Hauses zu bewegen.

[2]) Vgl. über den Storchbiß Liebrecht: „Das verlorene Hufeisen", in seinem trefflichen Werke: „Zur Volkskunde" S. 490 ff.

7.

Die Ameise und der Heuschreck
Wollten Hochzeit halten;
Fiel das Eisen von den Hufen
Ihrer Wagenpferde;
Schickten mich zum Schmied —
Schmied will Schuhe haben —
Schuhe hat der Schuster, —
Schuster, der will Borsten haben, —
Borsten hat das Schwein, —
Schwein will Eicheln haben, —
Eicheln hat der Wald, —
Wald will eine Axt nun haben, —
Axt, die hat der Schmied, —
Kam zurück zum Schmied, —
Einen Hammer gab er mir, —
Köpfchen zu zerklopfen dir! [1])

8.

Will erzählen dir ein Mährchen klein,
Du mußt aber fromm und ruhig sein:
War einmal ein Würmchen,
Kam heran ein Käferchen,
Fraß das arme Würmchen!
Kam heran ein großer Schneck,
Schnicki-Schnacki-Schneck!
Fraß das kleine Käferchen,
Das gefressen das Würmchen!

---

[1]) Das 7. und 8. Stück verwandt mit neugriechischen Kinderliedern, s. Liebrecht a. a. O. S. 178 und 180. Vgl. Anmerk. zum 140. Lied.

Kam heran unser Hahn,
Fraß den großen Schnick-Schnack-Schneck,
Der gefressen das Käferchen,
Das gefressen das Würmchen!
Kam nun uns're Mutter heran
Und erschlug den großen Hahn,
Der gefressen den Schnick-Schnack-Schneck,
Der gefressen das Käferchen,
Das gefressen das Würmchen!
Hast vom Hahn gegessen auch,
Hör' er schreit in deinem Bauch:
Kukuriku! [1])

9.

Auf der Haid' von Hermannstadt
Schönes Zelt dein Vater hat!
Vor dem Zelte sitzen wir,
Reiten, reiten weg von hier,
Reiten hin nach Reschinar [2])
Dort gemacht aus Gold so klar
Ist ein langes, langes Seil;
Hopp, mein Pferdchen, eile, eil'!
Keschalyi hat es gemacht,
Es gewoben über Nacht.
Auf dem Seil nach Orlat hin
Mit den Winden wir dann zieh'n;
Kleider schön aus Seiden
Schenkt man uns dort Beiden.

---

[1]) S. Anm. zum vorhergehenden Stück.

[2]) Reschinar und Orlat sind rumänische Ortschaften in der Gegend von Hermannstadt.

Wollen hin zum gold'nen Seil,
Hopp, mein Pferdchen, eile, eil'! [1])

10.

Braves Pferdchen eile, eil'
Lauf' noch eine kleine Weil'!
Mutter buck uns einen Kuchen,
Wollen den mein Pferdchen, suchen.

11.

Unser Vater geht in den Wald,
Schneidet dort ein Kind sich bald;
Legt's der Mutter in das Bett, —
Brüderchen ist's klein und nett. [2])

*12.

Brennessel, brenn' uns nicht!
Niemand in's Haus einbricht,
Zum Phuvusch geht kein Kind, —
Treibt die Würmer weg geschwind! [3])

---

[1]) Vgl. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz S. 139 ff. und meinen Artikel: „Zu den drei Mareien" (demnächst in der Germania herausgegeben von Behagel, Jahrg. 1889); vgl. Anmerk. 1 zum 12. Märchen.

[2]) Vgl. die 32. Zauber- und Besprechungsformel.

[3]) Die Brennessel (çádcerli) wächst — dem Volksglauben der Zigeuner gemäß — gewöhnlich an den Orten, wo sich ein versteckter Eingang in die unterirdischen Wohnungen der Phuvusch-Leute befindet; sie ist diesen unterirdischen Wesen gleichsam geheiligt, daher auch ihr Name: Kástá Pçuvusengré — Holz der Phuvusche. Ferner glauben die Zigeuner, daß die Phuvusche Feinde der Würmer, überhaupt jedes kriechenden Getiers sind, mit Ausnahme der Schnecke, die daher auch mit dem Namen: Gráy Pçuvusengré = Pferd der Phuvusche, belegt wird. Ueber den Phuvusch s. Anmerk. 1 zum 14. Märchen.

*13.

Dreck, o Dreck, o wache, wach'!
Lauf' dem (Peter), lauf' ihm nach!
Bist ein Hirte, stehe auf
Und dann laufe, laufe, lauf';
Küß' den Peter auf den Mund,
Ist er krank: mach' ihn gesund! [1])

14.

Ja, du bist ein kleiner Mann,
Der viel Bohnen fressen kann!
Frißt du sie, — o wehe, weh'!
Dann ich stets dich sch . . . . . . seh'!

15.

Guter Mann ist der Walach,
Der Walach, der Walach!
Selbst dem F . . . . läuft er nach,
Läuft er nach, läuft er nach,
Den ein Weib gelassen hat,
Gelassen hat, gelassen hat,
Trinkt ihn, wird nicht müd und matt!
Müd und matt, müd und matt!

*16.

Serbe, ja der ist ein Mann,
Der viel fressen, sch . . . . . kann!

---

[1]) Die Zigeuner gebrauchen für grumus merdae den Ausdruck „Hirte" und herrscht bei ihnen der Glaube, daß solange der „Haufen", welchen der Dieb auf dem Schauplatz seiner Tätigkeit errichtet, warm ist, er vor jeder Störung gesichert bleibt, vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 353. Obiges Lied singen die Kinder während der Entleerung eines ihrer Genossen.

Hat er nichts zu fressen,
Wird auch Dr . . . gegessen!
Denn gesch . . ßen muß ja werden,
Hier auf Erden, hier auf Erden!

*17.

Ungar, bis zur Nase steck'
Jetzt und immer in dem Dr . . .!
Wie ich dir befohlen habe,
Sollst du selbst in deinem Grabe
Fressen, fressen frischen Dr . . .,
Bis zur Nase stets drin steck'!

*18.

Ungar, Ungar lauf' nach Haus,
Lauf' nach Haus,
Findest dort manch' dicke Laus,
Dicke Laus, dicke Laus;
Wenn du sie gefressen hast,
Gefressen hast, gefressen hast,
Häng' dich auf an einem Ast,
An einem Ast, an einem Ast!

*19.

Schnecke, Schnecke kriech' heraus,
Kriech' aus deinem Eierhaus,
Das wir dann vergraben,
Daß wir Eier haben![1])

---

[1]) Es herrscht der Glaube, daß die vergrabenen Schneckengehäuse sich nach Jahr und Tag in goldene Eier verwandeln.

20.

Wespe, Wespe, Wespelein,
Kriech, du in die Erd' hinein!
Bring' uns Silber, Gold hervor,
Das der Phuvusch im Sand verlor![1])

21.

Beim Sehen eines Weih oder Falken.

Mit den Flügeln um dich schlag'
Roter Vogel, schlag',
Bring' uns schnell den lichten Tag!
Bring' uns Kuchen, bring' recht vielen,
Wollen auf der Wiese spielen![2])

22.

Roter Vogel hinauf dich schwing',
Mach' mir, mach' mir sieben Ring'!
Mach' mir dreizehn Ring',
Dreizehn Hasen mir bring'!
Vogel, Vogel, Vogel rot,
Bring' uns Milch und Fleisch und Brot!

23.

Hast ein Huhn gestohlen!
Teufel soll dich holen!
Deinen Körper, den schnellen,
Soll der Blitz zerspellen!

---

[1]) Die Erdwespen sind die Hüterinnen der vergrabenen Schätze. Ueber die Phuvusche s. Anmerk. 1 zum 14. Märchen.
[2]) Der Weih heißt „roter Vogel", weil er die Sonne bei trübem Wetter zurückbringen kann. Das 23. Lied bezieht sich als Verwünschung auch auf ihn.

*24.

Froschgeschrei.

Quack, quack, quack!
Ich hab' 'en leeren Sack!
Quack, quack, quack!
Zum Teufel du dich pack!
Meine gelben Hosen, sieh!
Und zum Teufel hin du flieh'!

*25.

Füchslein mit dem langen Schwanz,
Komm', o komm' mit mir zum Tanz!
Eine Gans doch bring' mir mit,
Sonst zum Tanz mich nimmer bitt'!

26.

Fuchs, mit deinem roten Rock,
Springst jetzt über Stein und Stock!
Springst so lange, springst so lange,
Bis dein Rock hängt auf der Stange!

27.

Beim Kartoffel-Essen.

Kartoffel, Kartoffel, wir müssen dich lieben, —
O, wärst du doch lieber im Loche geblieben!
Bist trocken, bist trocken, bist voll Schmutz
Es fehlt dir der Speck, es fehlt dir der Putz!
Wie Sandstein, wie Sandstein so füllst du den Magen,
Doch leider, doch leider mit keinem Behagen!

*28.

Beim Suppenblasen.

Blas', nur blas'!
Die Suppe ist heiß;
Blas bis der Schweiß
Rinnt vom Gesicht,
Doch verbrenne dich nicht!
Verbrennst du dich, so spring' in die Höh'
Und schreie du dreimal: o wehe, weh', weh'!

*29.

Auf der Lausjagd.[1]

Weiße Männer zwei,
Gehen frank und frei,
Haben einen Hasen gefangen,
Sprachen drauf sie ohne Bangen:
„Knick=knack=knick!“
Häschen brach sich das Genick!

30.

Beim Waschen und Kämmen.

Ich hab' einen wirren Zopf,
Ich hab' einen krausen Kopf,
Ich hab' ein schmutziges Gesicht —
Mag's sein! — doch Mutter mag es nicht!
Wasser, Wasser, wasch' mich ab;
Kämmchen, Kämmchen kämm' mich ab —
Stöckchen, Stöckchen klopf' mich aus —
Juhe! nun in die Welt hinaus!

---

[1]) Vgl. das 30. Rätsel.

III.

Balladen und Romanzen.

1.

Anrus und der Tod.[1]

„Meine Frau, die ist so schön,
Wie der Stern' in Himmelshöh'n!
Selbst der Tod, sollt er sie sehn, —
Ohne sie möcht' er weggehn!“

Also sprach der starke Anrus
Zu den Freunden, den Genossen,
Die voll Neid sein Weib angafften.
Doch einst kam der böse Tod;
‚Guten Abend‘, zum Gruß er bot, —
Sprach zum starken Anrus dann:
„Du bist ein gar starker Mann!
Sprichst: sollt' ich dein Weibchen sehn,
Ohne sie möcht' ich weggehn!
Nun denn, zeige mir dein Weib,
Und ergötzt mich dann ihr Leib,
Will ich sie am Leben lassen!“

---

[1]) Aehnlich ein neugriechisches Lied; s. meinen Aufsatz: „Zu neugriechischen Volksliedern“ (in der „Zeitsch. f. vergl. Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur“ N. Folge Bd. I. S. 358).

Sah der Tod das schöne Weib
Und umfaßt' den schlanken Leib, —
Todt fiel drauf des Anrus Frau
Nieder auf die grüne Au!
Kämpfte drauf drei Tage lang
Anrus mit dem bösen Tode;
Auf drei Bergen kämpften sie, —
Auf dem Berg von Steine,
Auf dem Berg von Glase,
Auf dem Berg von Eisen.
Brach der Berg von Steine,
Brach der Berg von Glase
Unter ihren Füßen.
Wo der Tod anpackte,
Preßt' das Blut dem Anrus
Er aus allen Gliedern;
Anrus, wo er packte
An den Tod, den bösen,
Mahlt' er dessen Knochen
Bald zu feinem Staube.
Auf dem dritten Berge,
Auf dem Berg von Eisen,
Fiel der Anrus nieder
Und blieb todt dort liegen.
Die Genossen legten
Ihn zu seinem Weibe
In das Grab, das dunkle.
Zwei Rohrhalme [1]) wachsen
Schlank auf ihrem Grabe;
Hab' erlernt von ihnen
Dieses trübe Liedchen.

---

[1]) Ueber die Rohrhalme s. Liebrecht a. a. O. S. 183.

*2.

Die böse Schwiegermutter.[1])

„Krank bin ich, o Gatte;
Dich verlaß' ich balde!
Sterben werd' ich Arme,
Hier im grünen Walde!
O wehe, weh'!"

„„Was hast du gegessen,
Was hast du getrunken,
Du mein süßes Weibchen?
O wehe, weh'!""

„Deine Mutter gab mir
Schlangenmilch zu trinken,
Schlangenfleisch zu essen!
O wehe, weh'!"

„„Böse, böse Mutter!
Hast mein Glück verdorben;
Ist mein Weib gestorben,
Will ich nimmer leben,
Will den Tod mir geben!
Böse, böse Mutter!
O wehe, weh'!""

Mit dem Messer stach er
Sich in's Herz, in's kranke.
„Mutter, was soll werden
Noch aus dir auf Erden?
O wehe, weh'!

---

[1]) S. die Anmerk. zum vorhergehenden Stücke.

Herz, mein armes Herze,
Kühl wirst du gar schnelle,
Wirst so kalt, so kühle,
Wie die Well' der Quelle!
O wehe, weh'!"

Ruhten bald die Beiden,
Frei von allen Leiden
In dem Grab, dem kühlen.
O wehe, weh'!

*3.

Der todte Gatte. [1])

„Mutter, was soll das bedeuten:
Hör' allnächtlich vor dem Zelte
Flüsternd eine Stimme sprechen:
‚Wehe, wehe, Gattin, Süße!
Muß allein im Grabe liegen!
Nicht bist du hinabgestiegen
Ach! zu mir in's Grab, das dunkle!
Also muß ich dich besuchen;
Doch bald kann ich nimmer kommen,
Wenn vermodert meine Füße!

[1]) Obiges Stück scheint die älteste Fassung der ‚Leonorensage' zu sein. Liebrecht sagt (a. a. O. S. 197) mit Bezug auf den ganzen Kreis dieser weitverbreiteten Sage: „Die ganze Vorstellung ist, wie mir scheint, aus der Sitte entstanden, daß die Frauen ehedem mit ihren gestorbenen Ehemännern lebendig begraben wurden oder sich begraben ließen, und wenn dies nicht geschah, als von diesen schließlich geholt gedacht wurden." Nachklänge dieser uralten, besonders in Indien verbreiteten Sitte finden wir in obigem Stücke deutlich ausgeprägt. Vgl. das 43. Märchen.

Pflanz' ein Kreuz mir auf den Hügel,
Daß ich es als Pferd benütze!'
Hör' allnächtlich vor dem Zelte
Flüsternd diese Worte sprechen!"

Sprach die Mutter, sprach die Alte:
„Diese Worte spricht dein Gatte,
Der allein liegt in dem Grabe!
Darum seinen Wunsch erfülle:
Pflanz' ein Kreuz ihm auf den Hügel,
Daß er es als Pferd benütze,
Bis sein Kopf ihm auch vermodert
Und er geht in's Reich der Todten!" [1])

Also tat die junge Wittwe,
Pflanzt' ein Kreuz dem todten Gatten
Auf den grünen Grabeshügel . . . .

„Werd' ein Roß, du schlankes Kreuzlein!
Daß zur Gattin windesschnelle
Ich hinreite, ich hinreite,
Sie abhole, sie abhole!
Denn freiwillig wollt' sie nimmer
In das Grab zu mir einkehren!"

Ward ein schwarzes Roß das Kreuzlein.
Hu! da ritt er windesschnelle!
Auf das Pferd schwingt vor dem Zelte
Er die schöne, junge Gattin!
Hu! zurück ging's windesschnelle.

---

[1]) Dem Glauben der Zigeuner gemäß, kehrt die Seele des Verstorbenen erst dann in das eigentliche Jenseits ein, wenn der ganze Körper verwest ist; s. meinen Aufsatz: „Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung" (im „Globus" 1887, Nr. 16 und 17).

„Wehe, wehe, lieber Gatte!
Hast ein Roß, das gleicht dem Winde!“
„„Nicht ist es aus Wind geboren;
Aus dem Holz ist es erstanden,
Das gepflanzt du Gattin, gestern
Auf mein Grab als schlankes Kreuzlein!““

„Wehe, wehe, lieber Gatte!
Deine Beine sind vermodert!“

„„Ja, vermodert sind die Beine
In dem dunklen, feuchten Grabe!““

„Wehe, wehe, lieber Gatte!
Schont ergraut sind deine Haare!“

„„Ja, ergraut sind meine Haare,
Sie bescheint jetzt nur der Mondschein!““ [1])

Stolpernd brach das Pferd zusammen
Und die Beiden hat verschlungen
Rasch das Grab, das enge, dunkle ....

4.

Versprechen. [2])

— Weine nicht, o du mein Engel,
Weine nicht, du Rosenstengel!
Auf den Markt will ich jetzt gehen,
Will nach bunten Bändern sehen;
Kauf' sie dir, mein Töchterlein! —

---

[1]) Dem Volksglauben der Zigeuner gemäß ist es nicht gut baarhaupt im Mondschein zu gehen; man wird dadurch glatzköpfig oder ergraut vor der Zeit.

[2]) Zu Nr. 4, 5 und 6 s. meinen Aufsatz: „Zur vergleichenden Volkslyrik aus Siebenbürgen“ in der „Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur“ N. Folge Bd. I. S. 245 ff.

„Schöne Bänder hab' ich schon,
Schöne Bänder brauch' ich nicht!
Etwas andres gieb du mir,
Liebe, liebe Mutter!“

— Weine nicht, o du mein Engel,
Weine nicht, du Rosenstengel!
Auf den Markt will ich jetzt gehen,
Will nach schönen Stiefeln sehen;
Solche kauf' ich, Tochter, dir! —

„Schöne Stiefel hab' ich schon,
Schöne Stiefel brauch' ich nicht!
Etwas andres gieb du mir,
Etwas andres kauf' du mir,
Liebe, liebe Mutter!“

— Weine nicht, o du mein Engel,
Weine nicht, du Rosenstengel!
Auf den Markt will ich nun gehen,
Will nach gutem Specke sehen;
Solchen kauf' ich, Tochter, dir! —

„Guten Speck, den brauch' ich nicht,
Guten Speck, den mag ich nicht!
Etwas andres gieb du mir,
Etwas andres kauf' du mir,
Liebe, liebe Mutter!“

— Weine nicht, o du mein Engel,
Weine nicht, du Rosenstengel!
Auf den Markt werd' ich nun gehen,
Will nach schönen Männern sehen;
Einen solchen kauf' ich dir! —

„Einen Mann! ja, kaufe mir!
Einen Liebsten bringe mir!“

5.

Die kranke Maid.

Mutter, Mutter, ich bin krank,
Mutter, Mutter, ich muß sterben!
Fern von mir mein Liebster weilt,
Ohne Lieb' muß ich verderben!

„Tochter, Tochter, du mein Schatz,
Wie bedauer' ich deine Schmerzen!
Auf den Weg will Hirs' ich streuen,
Kommt dein Lieb', wird er dich herzen!"

Mutter, Mutter, ich bin krank,
Mutter, Mutter ich muß sterben!
Fern von mir mein Liebster weilt,
Ohne Lieb' muß ich verderben!

„Tochter, Tochter, du mein Schatz,
Wie bedauer' ich deine Schmerzen!
Will aus Zucker Häuschen bauen,
Kommt dein Lieb', wird er dich herzen!"

Mutter, Mutter, ich bin krank,
Mutter, Mutter, ich muß sterben!
Fern von mir mein Liebster weilt,
Ohne Lieb' muß ich verderben!

Und es starb die schöne Maid!
Drauf ihr Liebster kam zurück,
Küßte sie; drauf rasch erwacht
Ist die Maid bei diesem Glück!

6.

Eile, eile, Mutter, mein!
In die Brust kroch mir hinein
Ach, ein großer Wurm, o Graus!
Sticht mich, zieh' ihn rasch heraus!

„Ach! ich kann, ich kann ihn nicht!
Fürchte mich, daß er mich sticht!"

Eile, eile Schwester, mein!
In die Brust kroch mir hinein
Ach, ein großer Wurm, o Graus!
Sticht mich, zieh' ihn rasch heraus!

„Ach! ich kann, ich kann ihn nicht!
Fürchte mich, daß er mich sticht!" —

Eile, eile, Liebste, mein!
In die Brust kroch mir hinein,
Ach, ein großer Wurm, o Graus!
Sticht mich, zieh' ihn rasch heraus!

„Will vom Wurm dich gern befrei'n!
Stürb' ich auch, o Liebster mein!"

7.

Guter Rat.

Munt'res Bächlein munter rauscht,
Mägdlein seinen Worten lauscht:
„Mägdlein, den Schmied, den liebe du nicht,
Rußig und schmutzig ist stets sein Gesicht!
Mägdlein, den Wand'rer liebe du nicht,
Stets vergißt er, was er verspricht!
Mägdlein, den Herrn liebe du nicht,
Kränklich ist er, bleich sein Gesicht!
Mägdlein, den Geiger, den liebe du schnelle,
Horch! seine Geige, wie klingt sie so helle!"

8.

Frage.

Frug die Gans am Dorfesend',
Frug in meinem Kummer sie:
„Sahst du meinen Liebsten nicht?"
Doch sie hat ihn nicht gesehn.

Frug den Hahn am Dorfesend':
„Sahst du meinen Liebsten nicht?"
Doch er hat ihn nicht gesehn.

Frug den Raben am Dorfend':
„Sahst du meinen Liebsten nicht?"
„„Fern von hier, am Galgen hoch,
Seh' ich deinen Liebsten noch.
Segne Gott die Weiber immerdar,
Sie verschaffen Speisen uns fürwahr!""

*9.

Herr und Knecht.

Sprach der Knecht zu seinem Herrn:
„Meine Herrin hab' ich gern!"
— O warum, o warum?
Viribarirum! [1]) —

„Gäb' dafür das Himmelreich,
Könnt' im Arm ich ruh'n ihr weich!"
— O warum, o warum?
Viribarirum! —

„Meine Herrin liebt dich nicht,
Wenn sie dir von Lieb' auch spricht!"
— O warum, o warum?
Viribarirum! —

---

[1]) Dies unverständliche Wort wird beim Vortrag dieser Ballade vom Chor der Zuhörer gesungen.

„Du bist grau und du bist alt
Und dein Leib ist dürr und kalt!“
— O darum, o darum!
Viribarirum! —

„Sie ist schön, wie Sternenschein,
Sie ist jung, liebt mich allein!“
— O warum, o warum?
Viribarirum! —

„Gleich dem Lenz ist deine Frau,
Du die herbstlich kalte Au!“
— O warum, o warum?
Viribarirum! —

„Darum, Alter, sterbe bald,
Daß ich sie zur Frau erhalt'!“
— Stirb darum, stirb darum!
Viribarirum! —

Sprach der Herr zu seiner Frau:
„Schlug den Knecht todt auf der Au'!“
— O warum, o warum?
Viribarirum! —

„Weil dein Herz gehabt ihn lieb,
Gab ich ihm den Todeshieb!“
— Grab' das Grab auch mir darum!
Viribarirum! —

Junger Knecht und junge Frau
Ruhen nun auf stiller Au'! —
O warum, o warum?
Viribarirum! —

Aus dem Grabe wächst hervor
Eine Blume und ein Rohr!
— O warum, o warum?
Biribarirum! —

Blühen dort im Waldesgrund,
Geben diese Mär' dir kund!
— O darum, o darum!
Biribarirum! —

10.

Rückkehr.

In dem Vaterhause liebt'
Ich den Knaben ungetrübt.

Meine Schwester es vernahm, —
Sie verzehrte Neid und Gram.

Sagt' es bald der Mutter mein;
Schnell sollt' ich verraten sein!

Mutter schwatzt auf Schritt und Tritt, —
Teilt' es meinen Brüdern mit.

Brüder hatten mich nicht gerne;
Führten schnell mich in die Ferne.

Sie verkauften dort mich dann
Einem ungeliebten Mann.

Kummer ich am Tage aß,
Nachts trank ich der Tränen Naß!

Und der Mann ward schwach und krank,
Er in meinen Tränen ertrank.

Kehrte nun zu dir zurück,
O Geliebter, du mein Glück!

Rosen ess' ich stets bei dir,
Warme Liebe trink' ich hier!

11.

Das hungernde Kind.[1])

— Mutter, der Hunger plagt mich sehr;
Reich' mir ein Stückchen Brot doch her! —

„Wollen erst säen, mein Kind, mein Leben,
Will dir dann Kuchen, recht süßen, geben.“

— Mutter, der Hunger plagt mich sehr;
Reich' mir ein Stückchen Brot doch her! —

„Wollen das Korn erst schneiden, mein Leben!
Will dir dann Kuchen, recht süßen, geben!“

— Mutter, der Hunger plagt mich sehr;
Reich' mir ein Stückchen Brot doch her! —

„Wollen das Korn erst dreschen, mein Leben!
Will dir dann Kuchen, recht süßen, geben!“

— Mutter, der Hunger plagt mich sehr;
Reich' mir ein Stückchen Brot doch her! —

„Wollen das Korn erst mahlen, mein Leben!
Will dir dann Kuchen, recht süßen, geben!“

— Mutter, der Hunger plagt mich sehr!
Reich' mir ein Stückchen Brot doch her! —

„Wollen erst backen, mein Kind, mein Leben;
Will dir dann Kuchen, recht süßen, geben!“ . . .

Als der Kuchen gebacken war,
lag das Kind auf der Todtenbahr'.

---

[1]) Vgl. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder („Das hungernde Kind“) S. 206.

12.

Die Maid und der Wald.

Ging die Maid den Wald entlang
Und sie sprach zum grünen Hain:
„Warum bist du, Wald so grün?
O verrat' es mir allein!"

„„Aber Mädchen, sag' du mir,
Woher stammt deiner Schönheit Zier?""

„O, warum ich bin so schön,
Sollst du Wald, gar bald verstehn!
Mir an Kuchen es nie gebricht;
Wein trink' ich, doch Wasser nicht;
Küsse den Geliebten mein,
Darum muß ich schön auch sein!"

„„Wenn an Kuchen dir's nie gebricht,
Wein du trinkst, doch Wasser nicht,
Küssest den Geliebten dein,
Deßhalb du auch schön mußt sein:
Dann trink' ich den Morgentau
Und in Liebe küssen mich
Mond und Sonne inniglich!""

„Sei doch still, du hoher Wald!
Meine Brüder kommen bald
Und sie fällen dich, o Wald!"

„„Kommen deine Brüder her:
Fürcht' ich mich auch dann nicht sehr!
Meine Wurzeln über's Jahr
Treiben Aeste schon fürwahr!
Doch die Maid, die ihre Ehre verliert,
Nichts mehr im Leben sie schmückt und ziert!""

13.

Vater und Sohn. [1])

Auf der Aue, auf der Flur
Folgt ein Knab' des Mannes Spur,
Folgt ein Knab' dem Wand'rer sacht,
Der ein Tuch mit sich gebracht.
Und der Knab' ihn tödtet bald
In dem finst'ren öden Wald;
In des heil'gen Flusses Flut
Wirft er ihn mit frechem Mut;
Ach! er hatte nicht gedacht,
Daß den Thagar [2]) er umgebracht.
Drauf der Knab' im raschen Lauf
Sucht das Weib Bakilo auf,
Froh das Tuch der Mutter zeigt,
Die erstaunt sehr lange schweigt, —
Ihren Sohn drauf laut verflucht:
„Werd' vom Unglück heimgesucht!
Hast den Vater umgebracht,
Ihm geraubt sein Thagartuch'"

14.

Zinka Panna.

„Zinka Panna, Haiderose!
Möchte dich so gern umarmen,
Möchte dich so gerne küssen!
Komm' du in mein Schloß hinauf!"

---

[1]) S. meinen Aufsatz: „Eine Hildebrandsballade der transsilvanischen Zigeuner" im „Magazin für die Litteratur des Auslandes" 1880. 49. Jahrgang Nr. 19. (auch als Sonderabdruck bei W. Friedrich in Leipzig erschienen).

[2]) Thagar = Fürst, Wojvode. Thagartuch, das Abzeichen seiner Würde. Unter dem „heiligen Fluß" ist wohl der Ganges, der heilige Strom der Inder zu verstehen.

„„Will nicht gehen, mag dich nicht;
Nicht will ich im Schlosse wohnen,
Nimmer will ich bei dir wohnen!
Schöner ist der Wald, die Aue;
Hier wohn' ich bei den Genossen!““

Reich und mächtig war der Jüngling;
Den Wojvoden ließ er tödten,
Zinka Panna's alten Vater;
Und entführt' die Haiderose
Aus dem Walde den Genossen.
Zinka Panna, sie entlief ihm,
Lief und lief dann in die Ferne
Lief und lief, doch ach! vergebens, —
Die Genossen fand sie nimmer.
In dem Wald, vom klaren Himmel
Fiel herab ein frisches Fleischstück;
Hungrig war sie und sie aß es.
Von dem Fleisch ward Zinka Panna
Ach, befallen von der Tollwut. [1])
Ihr nach schlich der reiche Jüngling,
Führte mit sich viele Diener, —
Und sie fanden bald die Jungfrau;
Sie ergriffen Zinka Panna;
Die Verfolger biß sie alle,
Die dann Alle rasend wurden.
Zinka Panna, die Haiderose,
Lief dann vorwärts, immer weiter, —
Endlich fand sie die Genossen;
Als sie dann ihr Vielgeliebter
Heiß geküßt und froh umarmt,
Ist die Tollwut ihr entschwunden . . . .

---

[1]) Dem Glauben der Zigeuner gemäß, werden Menschen und Tiere von der Tollwut befallen, wenn sie von solchem Fleische essen, das vom Himmel herabgefallen ist.

15.

Der Tod und die Zigeunerin.

O, wie hoch ist dieser Wald!
Sitzt dort ein Zigeunerweib,
Unter einem Baum allein,
Sitzt sie bei des Feuers Schein!
Sitzt und singt ein trübes Lied . . . .
Schöner Wand'rer zu ihr tritt,
Küßt die schöne, junge Frau, —
Traun, das war ihr eben recht!
Blieben dort die ganze Nacht . . . .

„Morgen wird es, Liebster, bald!
Vöglein singen schon im Wald!
Sag' mir, du Geliebter, mein,
Sag' mir, schöner Wandersmann:
Wer bist du? wie heißt man dich?"

„„O, nicht frage du darnach!
Sag' ich's dir, dann Liebste ach!
Läßt dein Leben du schon heut'!""

„Sag' mir, du Geliebter, mein,
Sag' mir, schöner Wandersmann,
Wer du bist? wie heißt man dich?"

„„Wenn du willst, so sag' ich's dir:
Mit dem Tode hast du hier
Froh die ganze liebe Nacht
Liebesfreudig zugebracht!
Ja, nun weißt du: wer ich bin, —
Heut' schon flieht dein Leben hin!""

16.

Der schwarze Bodas.

— Steh' auf, steh' auf Barsony Gyuri;
Setz' dich an den Blasbalg nieder!
Schmied' Hufeisennägel rasch! —

„Gleich, sogleich!“ versetzt der Gatte,
„Nimm den Besen, mache Ordnung!“

Von dem Lager rasch aufsprang dann
Gyuri, setzt sich an den Blasbalg,
Schmiedet rasch Hufeisennägel;
Und er ging dann auf den Marktplatz,
Kauft sich Braten dort und Weißbrot;
In die Schenke kehrt er ein,
Aß und trank dort ganz allein.
Doch vergaß er einen Kittel
Heut' zu kaufen seiner Gattin.
Diese klagt ihr Leid dem Bodas;
Zur Geliebten sprach drauf Bodas:
„Geh' zum Kaufmann und erforsche
Du den Preis des Kittels, Liebste!“
Gyuri's Frau ging rasch zum Kaufmann:
Dieser sprach: „Ich hab' für Baargeld
Feil nur meine schönen Waaren!“
Bodas kaufte gleich den Kittel . . .
Doch es nahte Barsony Gyuri
Und ertappte seine Gattin, —
Warf sie rasch in den Backofen.
Und das Weib begann zu schreien:
„Bodas, Bodas, brauner Bodas!
O, es brennen meine Füße!“
— Laß' sie brennen, laß' sie, Dirne!
Haben viele Schuh' zerrissen. —

„Bodas, Bodas, brauner Bodas!
O, mein Bauch beginnt zu brennen “
— Laß' ihn brennen, Dirne, laß' ihn!
Hat viel Kittel schon zerrissen! —
„Bodas, Bodas, brauner Bodas!
O, schon brennen meine Brüste!“
— Laß' sie brennen, Dirne, laß' sie!
Viele haben sie betastet! —
„Bodas, Bodas, brauner Bodas!
O, schon brennen meine Lippen!“
— Laß' sie brennen, Dirne, laß' sie!
Haben Manchen schon geküßt sie! —

*17.

Die gefangene Herrin.

Stolz die Herrin ging zur Morgenstund'
Durch die Schlucht, durch den Waldgrund;
Führt' ihr Kindchen an der Hand
Ueber das Geröll' gewandt;
Doch vier Räuber, stolze Herren,
Kamen ihr im Wald entgegen,
Sprachen: „Herrin, stolze Herrin!
Bist von Gott und Menschen fern,
Welchen hast du von uns gern?“
„„O, ihr Räuber, ihr vier Räuber!
Keinen hab' ich von euch gern!
Seht dies Kindchen zart geartet,
Und daheim ein Mann mich wartet!““

Sprachen d'rauf die stolzen Räuber:
„Liebst du Herrin, von uns Keinen, —
Bis die Sonn' wird wieder scheinen,
Mußt du mit uns vieren schlafen!“

„„O, ihr Räuber, ihr vier Räuber,
Bis die Nacht kommt hergezogen,
Mögt ihr meines Leibes schonen!““

Einen Raben hatt' die Herrin,
Und sie sprach zu diesem Vogel:
„Rabe, Rabe, flieg' nach Hause!
Sag' zu Hause meinem Vater,
Daß vier Räuber mich gefangen, —
Wollen hundert Gulden haben!“

— Vater, Vater, komm' geschwind,
Denn gefangen ist dein Kind!
Und vier Räuber wollen haben
Hundert Gulden schon heut' abend! —

„Rabe, Rabe, flieg' geschwind,
Sag' es meinem armen Kind:
Hundert Gulden ist viel Geld,
Und mein Haus ist schlecht bestellt!“

Sprach die Herrin zu dem Raben,
Sprach voll Tränen in den Augen:
„Rabe, Rabe, flieg' nach Hause!
Sag' zu Hause meiner Mutter,
Daß vier Räuber mich gefangen, —
Wollen hundert Gulden haben!“

— Mutter, Mutter, komm' geschwind,
Denn gefangen ist dein Kind!
Und vier Räuber wollen haben
Hundert Gulden schon heut' abend! —

„Rabe, Rabe, flieg' geschwind,
Sag' es dem geliebten Kind:
Hundert Gulden hab' ich nicht
Und mein Herz im Grame bricht!“

Sprach die Herrin zu dem Raben,
Sprach voll Tränen in den Augen:
„Rabe, Rabe, flieg' nach Hause!
Sag' zu Hause meinem Bruder,
Daß vier Räuber mich gefangen, —
Wollen hundert Gulden haben!"

— Bruder, Bruder, komm' heran,
Deine Schwester schändet man!
Denn vier Räuber wollen haben
Hundert Gulden schon heut' abend! —

„Rabe, Rabe, fliege hin!
Nicht mehr ich ihr Bruder bin!
Schlaf' bei Räubern sie die Nacht, —
Hat sich selbst in Not gebracht!"

Sprach die Herrin zu dem Raben,
Sprach voll Tränen in den Augen:
„Rabe, Rabe, flieg' nach Hause!
Sag' zu Hause meinem Gatten,
Daß vier Räuber mich gefangen —
Wollen hundert Gulden haben!"

— Gatte, Gatte, komm' heran,
Deine Gattin schändet man!
Denn vier Räuber wollen haben
Hundert Gulden schon heut' abend! —

„Rabe, Rabe, fliege hin,
Gleich ich bei der Gattin bin!"

Und er nahm die Hacke schwer,
Stürmt' rasch den Weg einher;
Als er zu den Räubern kam,
Er das Leben ihnen nahm . . . .

* 18.

Das Mägdlein im Felde.

Ging ein Mägdlein in dem Feld,
Golden war die ganze Welt —
Und es sprach das Mägdelein
Trüb und matt in großer Pein:

„Sagt mir doch ihr Aehrenwogen,
Warum hat er mich betrogen?
Sag' mir gold'ner Sonnenglanz,
Warum ist verwelkt der Kranz,
Den er einst zur Abendstunde,
Als wir auf dem Blütengrunde
Ruhten, mir gegeben hat?
O wehe, weh'!"

Und die Aehren flüstern leise:
„Das ist eine alte Weise,
Das ist ja ein altes Lied,
Daß die Treu' die Lieb' oft flieht;
Daß die Lieb' oft keine Treue,
Keine Lust, nur bitt're Reue,
Schmerzen nur gefunden hat!
O wehe, weh'!"

Und es spricht der Sonnenschimmer:
„Liebe findet ja nicht immer
Hohe Freude, stete Lust.
Oefter in der Menschenbrust
Sich ein festes Zelt aufschlagen
Große Schmerzen, bitt're Klagen,
Und das Herz wird müd' und matt!
O wehe, weh'!"

D'rauf nun sprach das Mägdelein
Trüb und matt, in großer Pein:
„Wenn die Liebe selten Treue
Findet, sondern bitt're Reue,
Schmerzen nur und tiefe Pein,
Dann ade, du Sonnenschein!
Dann ade, ihr Aehrenwogen!
Dort, im dunk'len, tiefen Teiche
Ruhen soll jetzt meine Leiche,
Denn mein Herz ist müd und matt!
O wehe, weh'!"

19.

Die vergiftete Braut.

In das Dorf geht Johann eilig hin,
Traurig ist sein Mut, verwirrt sein Sinn.
„O, Herr Weber, hört! ich bitte euch!
Meiner Braut webt einen Kittel gleich!
Mutter will's, ich heirat', ja fürwahr, —
Borisch [1]) Kukur wird mein Lebenspaar!"

In das Dorf geht Johann eilig hin,
Traurig ist sein Mut, verwirrt sein Sinn.
„O, Herr Schuster, hört! ich bitte euch!
Schuh' verfertigt meiner Braut sogleich!
Mutter will's, ich heirat', ja fürwahr, —
Borisch Kukur wird mein Lebenspaar!"

In das Dorf geht Johann eilig hin,
„Apotheker, hört! ich bitte euch!
Für zwei Kreuzer Gift gebt mir sogleich!"
„„Deine Braut willst du vergiften, sprich?
Bald vom Galgen fressen Raben dich!""

---

[1]) Borisch = Bärbchen, Barbara.

In das Dorf geht Johann eilig hin,
Lustig ist sein Mut und froh sein Sinn.
„O, Herr Tischler, hört! ich bitte euch!
Einen Sarg verfertiget sogleich!
Wollte Hochzeit halten, ja fürwahr, —
Bald im Grabe ruht mein Lebenspaar!“

20.

Agnes.

— Agnes, Agnes mir es sag':
Wo sitzest du den ganzen Tag? —
„Am Waldrand, im grünen Ried;
Stets mein Herz mich dahin zieht!“
— Am Waldrand, im Ried? und sag':
Was machst du den ganzen Tag? —
„Mit gestillter Sehnsucht dort
Schlaf' ich an dem stillen Ort!“

— Schläfst im Walde! Agnes, sag':
Was träumst du den ganzen Tag? —
„Blumen blüh'n dort, rot und blau;
Würz'ge Luft durchweht die Au!“

— Blumenduft? o Agnes, sag':
Warum du verträumst den Tag? —
„Mit dem Liebsten manchen Traum
Träum' ich dort im Waldesraum!
Seine Lieb' ist Frühlingswonne,
Meines Lebens Morgensonne!
Dort am grünen Waldesrand
Glück und Ruh' mein Herze fand!“

21.

Die Treulose.

„Jahre kamen, zogen fort,
Und getreu hielt sie ihr Wort;
Schloß mich in ihr Herz hinein,
Liebt' nur mich, nur mich allein.
Doch jetzt weiß ich es bestimmt;
Ihre Liebe nicht mehr glimmt;
Der ich Jahre lang lief nach,
Längst das Wort der Treue brach;
Einen And'ren liebt sie jetzt,
Hat mein Herz gar tief verletzt.
Sie, die einst mein Sonnenschein,
Stürz' ich jetzt ins Grab hinein!"

Wolken an dem Himmel steh'n,
Herbstlich kühl die Winde weh'n;
Trüb und dunkel ist die Nacht
Jedem, der jetzt draußen wacht.
Röschen, Röschen, deine Ruh'
Suchst in fremden Armen du!
Ruhst bei dem, der dich belügt,
Der dich morgen schon betrügt.

Des Altstromes [1]) tiefe Flut
Unheilsschwanger im Bette ruht;
Hüt' dich, hüt' dich rote Rose,
Gott bestraft dich, du Treulose!

„Tiefes Dunkel dunkler Nacht
Nur bei meinem Leiden wacht!
Selbst in diesem Augenblick
Zieht zu ihr mein Herz mich zurück!

---

[1]) Der Alt ist einer der größten Flüsse Siebenbürgens.

Wach' auf, wach' auf, Röschen mein,
Kaufte Stiefel dir, nett und fein!
Will: der Pfarrer soll es hören,
Wie wir ewige Treu' uns schwören!
Pfarrer steht vor dem Altar,
Wartet längst auf uns fürwahr!"

Treulos Röschen hört das Wort
Und verläßt des Lagers Ort;
Ihren Arm dann rasch erfaßt
Janko und dann weiter rast,
Weiter stürmt er, wie der Wind
Und erreicht den Alt geschwind.
Also zum Geliebten sprach —
Als die Flut Schön-Röschen sah —:
„O Geliebter, sag' fürwahr,
Wo ist hier denn ein Altar?"

„„Hast die Kirche nie besucht,
Nur gelügt stets und geflucht;
Weißt nicht, wo der Pfarrer steht
Der den Segen auf uns fleht?""

Bald ihr Leib in seinen Armen ruht
Und er stürzt sich in des Altes Flut ....

22.

Die Mutter und ihr Kind.

Der Wojvode schwach und alt,
Ging einst durch den grünen Wald;
Einen Säugling er dort fand,
Todtgeweiht am Bachesrand.

Der Wojvode hebt ihn auf,
Eilt zu seiner Leute Schaar.

„Tochter, Tochter, Rosenstengel,
Warum bist du bleich, mein Engel?“

Hatte in der Nacht nicht Ruh',
Bracht' die Nacht stets wachend zu!

„Schliefst nicht, Tochter? sag' du mir,
Milch fließt aus den Brüsten dir?“

Aus den Brüsten Milch nicht fließt, —
Herzensblut hervor dort sprießt!

„Herzensblut? du Rosenstengel,
Warum fließt es, du mein Engel?“

Ja, ich sag's dir, Vater mein,
Leid mein Herz quält, tiefe Pein!

„Tiefes Leid und tiefen Schmerz
Hat dein armes, armes Herz?“

Ach, nach großer, großer Lieb',
Nur zurück das Leiden blieb!

„Tochter, Tochter, Rosenstengel,
Wem gehört dies Kind, du Engel?“

Wem es will, mag es gehören!
Mir doch nicht, ich kann es schwören!

„Gut, verbrennen laß' ich das Kind;
Auf, mein Volk, macht Feuer geschwind!“

Nein, o nein! o Vater mein!
Nicht verbrennen soll dies Kindelein!
Mich betrog, den ich geliebt, —
Doch dies Kind hat mich nie betrübt! . . .

23.

Der Verliebte und das Vöglein.

An der Marosch Uferrand
Blinkt ein Haus in's grüne Land;
Golden ist sein Dach und Fach,
Laut'rer Diamant
Jede Seitenwand.

Eine Maid steht vor dem Haus,
Blickt in die Ferne stolz hinaus;
Sie ist's, o! ich leugne nicht! —
Sie ist ja mein Sonnenlicht!
Seit ich Armer sie gesehn,
Muß mein Herz in Leid vergehn.
Ach, wär' sie mein, ob arm ob reich —
Ich gäb' sie nicht um's Himmelreich!
Ach, wär' sie mein, ich trüg' sie schnell
Hinaus zum klaren Waldesquell,
Wo in dem duft'gen, grünen Ried
Erklingt des Waldesvögleins Lied
Und auf der ganzen weiten Welt
So froh kein Herze wär' bestellt!

O, Vöglein fliege, fliege fort,
Verlaß des Waldes grünen Port!
Mein Herz ja Ruhe nimmer hat,
Ist müde stets und lebensmatt!

„Nicht verlaß' ich den Waldesraum,
Nicht verlaß' ich den grünen Baum
Mein Nestchen stehet hier
Wo Liebe blühet mir!
Ich lieb' des Baumes Blüt,
Bin selig im Gemüt!"

— Der Blüt' schenkst du der Liebe Lohn,
Die bald der Wind treibt rasch davon?
Und stürmt der Winter bald einher,
Dann find'st du Blüten nimmermehr!

„Und treibt hinweg die Blüt der Wind,
Nicht fürchte dich, du Erdenkind,
Bald kommt der schöne Lenz einher,
Bringt Laub und Blüten schön und schwer;
Doch deine Liebe, Erdensohn,
Flieht aus dem Herzen sie davon:
Dann findest du sie nimmermehr, —
Dein Herz bleibt öde, hohl und leer!

24.

Die Wanderer.

Des Bächleins Wellen rasch weiter gehn —,
Zwei schöne Mädchen am Ufer stehn.
„Trüb ist zu Mute mir,
Scheid' ich doch jetzt von hier!"
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

„„Trüb nicht zu Mut sei dir,
Folg' du nur, Schwester, mir!
Schöner wir leben dort,
Wohin wir ziehen fort!""
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

Sitzen am Uferrand
Die Mädchen jetzt Hand in Hand,
Und den Bach kommt entlang
Bald ein Bursch' jung und schlank.
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

Sein Auge ist dunkelbraun,
Ist so trüb anzuschau'n,
Blickt vor sich, wie wenn sein Lieb
Nicht in Treue ihm verblieb.
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

„Nicht wag' ich dich anzuschau'n,
Blume der grünen Au'n,
Dein Auge so licht und klar,
Mich verlockst doch, fürwahr?“
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

„Trüb bist du Blume, licht?
Blick' mir ins Angesicht,
Bin verlassen und allein, —
Du mußt mein Schätzchen sein!“
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle? —

Singend am Uferrand
Zieht ein Bursch' durch das Land,
Während durchs grüne Ried
Kosend das Pärchen zieht.
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

„Küsse den Rosenmund,
Küß' dir die Lippen wund!
O, du mein Sonnenlicht,
Das Lieb' mir für Lieb' verspricht!“
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie doch so schnelle?

Sangvoll die Lüfte wehn,
Wo die zwei Pärchen gehn;
Liebe gibt das Geleit
Ihnen zu jeder Zeit!
Klaren Bächleins klare Welle,
Warum eilt sie nicht mehr schnelle? — [1])

25.

Anrusch und Kukuj.[2])

In einem schönen Land gar weit,
Am Waldessaum, zur Sommerszeit,
An einem Sommertag so lind,
Ein Mädchen schön, ein Feenkind
Saß unter einer schönen Eich';
Und in des Schattens kühler Hut
Zwei gute Freunde schliefen gut,
Und ihre Pferde gingen nach
Der süßen Weid' am nahen Bach.

---

[1]) Ich kann nicht umhin den Originaltext wenigstens der ersten Strophe dieser schönen, aber schwer übersetzbaren Romanze mitzuteilen:

Pál páñi duy ráklá
Beshen máy shukárá;
„M're vodyi somores.
Jánen most máy dures!"
E páñi shilále
Jánel sár sikárdye?

y entspricht dem deutschen j, j = dsch, ñ = ny, sh = sch; s. meine: „Sprache der transsilvanischen Zigeuner" (Leipzig, 1884) S. 3.

[2]) Diese schöne Ballade, die auch den südungarischen Zigeunern bekannt ist, teile ich in der Uebersetzung meines mitstrebenden Freundes Prof. Dr. Anton Hermann mit; vgl. dessen Aufsatz: „Liebe wider Freundschaft" (in den von ihm redigirten, trefflichen „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn" Bd. I. Seite 74).

Das Mädchen nun, das Feenkind,
Saß an der schönen Eiche dort,
Und weint' vor Lieb' ineinemfort
Auf Anrusch's Haupt viel Tränen gar,
Der aber schläft und nimmt's nicht wahr;
Doch endlich wacht er auf und da
Die Maid er heftig weinend sah,
So stand er auf und sprach zu ihr:
„O, sage mir, was fehlet dir?"

Es sah ihn an und sagte lind
Das goldgelockte Feenkind:
„Dich, Anrusch, liebe ich gar heiß,
Du aber magst mich nicht, ich weiß;
Dein Kamerad erlaubt es nicht."
Der schöne Anrusch aber spricht:
„Du wirst es sehn, er wird sich freu'n,
Daß ich nun hab' ein Liebchen fein. —
Freund Rukuj, steh' nur auf und schau:
Dies Mädchen da wird meine Frau!"

Und Rukuj sieht das Mädchen an,
Blickt traurig auf die Beiden dann;
Er weiß nicht, was er sagen soll,
Doch endlich spricht er trauervoll:
„Dein wird dies Mädchen nimmermehr;
Zu meinem Weib ich sie begehr',
Du hast zu Hause schon ein Weib,
Bei der mit deiner Liebe bleib'!"

Den Freund mit einem Schwerte jäh
Der böse Anrusch nun erstach.
Der arme Rukuj starb, jedoch
Erst sprach er diese Worte noch:

„Du hast die Freundschaft hingemacht,
Hast den Gefährten umgebracht;
Das böse Weib zum Mord dich trieb,
Vergoßest Blut der Dirn' zu Lieb'.
Ich gebe dir mein gutes Pferd,
Kein schön'res gibt es auf der Erd'!
Du setze nun darauf die Maid,
Und eile, wie du kannst, so weit,
Und immer weiter, nur geschwind,
Als trüge euch der schnelle Wind!"

Am Wege eine Krähe saß;
Nur einen Flügel hatte die;
Der böse Anrusch fragte sie:
„Dir fehlt ein Flügel, wie ich seh',
Sag' mir, du Kräh', tut dir das weh?"
„„Wie dich es schmerzt"" — die Krähe meint,
„„Daß dir gestorben ist der Freund,
So tut mir stets mein Flügel weh,
Wenn ich die andern Krähen seh'.""

Da stöhnt Anrusch auf vor Schmerz.
Sieht nach dem Mädchen hinterwärts,
Doch mag er spähen noch so sehr:
Sie sitzet auf dem Pferd nicht mehr.
Die böse Maid, das Feenkind,
Die schlechte Frau dem Bösewicht,
Gefolgt ist sie dem Anrusch nicht.
Zurück der böse Anrusch kehrt,
Und wo ihm starb der Freund so wert,
Ersticht auch er sich mit dem Schwert.

IV.

Zauber- und Besprechungsformeln.

1.

Gegen Zahnschmerzen.

Schmerz, o Schmerz in meinem Zahn,
Stürme nicht so stark heran!
Geh' von mir, o geh' hinaus,
Ist mein Mund doch nicht dein Haus!
Komm' zu mir nicht auf Besuch,
Stets ich dich ja nur verfluch'!
Kommt dies Stroh jetzt in den Bach,
Folge du ihm friedlich nach!

Gegen Zahnweh gebrauchen die transsilvanischen Zeltzigeuner folgendes Mittel: Der Leidende wickelt einen Gerstenstrohhalm um einen Stein, den er dann in ein fließendes Wasser wirft, wobei er obigen Spruch hersagt.

2.

Gegen Kopfweh.

Schmerz, du Schmerz in meinem Kopf!
Mit dem Vater alles Schlechten
Sollst du Schmerz, verfluchter, rechten!

Zieh' jetzt weiter, sei so klug; —
Mich gequält hast du genug!
Hier hast du nicht Sitz, noch Bleiben,
Will dich aus dem Kopf vertreiben!
Wo man dich gesäugt, dahin
Sollst zurück du Böser, ziehn!
Wer betritt den Schatten mein,
Fahr' in dessen Kopf hinein!

Bei Kopfschmerzen läßt sich der Leidende von einer andern Person den Kopf reiben, drücken und mit Essig oder Wasser befeuchten, wobei er obigen Spruch hermurmelt. Die Zigeuner glauben, daß alle körperlichen Leiden dadurch entstehen, wenn böse Geister in den Menschenleib hineinfahren. Ueber den Schatten s. das 186. Lied.

3.

Gegen Augenweh.

Schmerz aus den Augen,
Geh' in das Wasser;
Geh' aus dem Wasser
In den Safran;
Geh' aus dem Safran
In die Erde;
Geh' aus der Erde
Zum Phuvusch, —
Dort ist dein Haus,
Dort ruft man dich zum Schmauß!

Gegen Augenweh wenden die transsilvanischen Zeltzigeuner Waschungen mit Quellwasser an, welchem Safran beigemischt worden ist. Während der Waschung wird obiger Spruch hergesagt. Ueber den Phuvusch s. das 14. Märchen.

4.

Gegen das Fieber.

Fieber, Fieber weich' von mir,
Wasser, Wasser geb' ich dir!
Ich kein Freund dir bin,
Gehe darum hin,
Wo man dich gesäugt hat,
Wo man dich gepflegt hat,
Wo man dich geliebt hat!
Maschurdalo helfe mir!

Gegen das Fieber wird folgendes Mittel angewendet: Man geht zu einem Fluß und wirft neunerlei Holz rückwärts in's fließende Wasser, wobei man obigen Spruch hersagt. Ueber den Maschurdalo siehe das 18. Märchen.

5.

Gegen die Rose.

Zwei Augen hab' ich,
Zwei Füße hab ich;
Schmerz meiner Nase,
Steig' in die Füße;
Steig' aus den Füßen
Hinab in die Erde;
Steig' aus der Erde
In den Tod!

Gegen die Rose wird folgendes Mittel angewendet: Das Blut eines Gimpels (Dompfaff) wird in einem neuen Gefäß mit der abgeschabten Rinde des Hollunderstrauches vermischt und dann auf ein Tuch gelegt, mit welchem man den leidenden Körperteil verbindet und obigen Spruch hersagt.

6.

Beim Feueranzünden vor dem Zelte einer Kindbetterin.

Feuer, Feuer brenn' geschwind,
Brenn' geschwind,
Und vertreib vom kleinen Kind,
Vom kleinen Kind,
Phuvusche, Nivaschi auch
Soll vertreiben jetzt dein Rauch!
Gute Urmen lock' herbei,
Daß dies Kind gesegnet sei,
Hier auf Erden, hier auf Erden
Soll es glücklich, glücklich werden!
Besenruten, Besenruten,
Und noch einmal Besenruten,
Besenruten, Besenruten,
Und noch einmal Besenruten
Leg' ich in die Feuersgluten;
Feuer brenne nun geschwind,
Hör': es weint das kleine Kind!

Dieses Lied singen die Zeltzigeunerinnen vor dem Zelte der Kindbetterinnen, während sie das Feuer anfachen, das bis zur Taufe des Kindes ununterbrochen brennen muß, damit die bösen Geister vertrieben werden. Vgl. meinen Artikel: „Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung" (im Globus, herausgegeben von Dr. R. Kiepert, 1887 Nr. 16 und 17). Ueber Nivaschi, Phuvusch und Urme siehe die Anmerkungen zu den Märchen Nr. 21, 14, 35. Bei derselben Gelegenheit singen die südungarischen Zigeunerinnen das folgende Lied:

*7.

Sieben Phuvusche, sieben Nivaschi
Kommen über's Feld gegangen!
Feuer du mußt sie fangen!
Wollen beißen der Mutter Bein,
Wollen tödten das Kindchen klein!
Feuer, Feuer brenne geschwind,
Rette die Mutter, rette das Kind!

Ueber Phuvusche nnd Nivaschi siehe das 14., 21. Märchen; vgl. hiezu auch das 5. Kinderlied.

8.

***Bei schwerer Geburt.**

Eichen, Eichen ist so rund,
Auch der Bauch ist voll und rund;
Kindchen komm' hervor gesund!
Gott, der Herr ruft dich hervor!

Bei schweren Geburten kommen die Stammgenossinnen der Gebärenden zu Hilfe und indem eine jede von ihnen ein Ei zwischen den Beinen derselben hindurchfallen läßt, singen sie obiges Lied.

9.

Beim Eintritt der Nachwehen.

Rasch und dicht fliegt der Rauch
Und der Mond, der fliegt auch!
Haben sich gefunden,
Du sollst d'rum gesunden;
Wenn der Rauch vorbei,
Sei von Schmerzen frei,
Sei von Schmerzen frei!

[Beim Eintritt der Nachwehen wird bei den transsilvanischen Zigeunern die Kindbetterin mit verfaultem Weidenholz geräuchert, wobei dies Lied gemurmelt wird.

10.

Gegen das Berufen der Kinder.

Falsche Augen, die dich sehn,
Sollen hier zu Grunde gehn!
Sollen sieben Raben
Bald gefressen haben;
Falsche Augen, die dich sehn,
Sollen hier zu Grunde gehn!
Sollen durch recht vielen Staub
Werden bald der Blindheit Raub;
Falsche Augen, die dich sehn,
Sollen hier zu Grunde gehn!
Sollen brennen, immer brennen
Und der Blitzstrahl sie versengen!

Gegen das Berufen hilft folgendes Mittel: In ein Töpfchen Wassers, welches nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden sieben Kohlen, sieben handvoll Mehl und sieben Knollen Knoblauch gelegt und zum Feuer gestellt. Beginnt das Wasser zu sieden, so wird der Inhalt des Napfes mit einer gabelförmigen, dreizackigen Rute bei Hersagen obigen Spruches häufig umgerührt. Wenn das Wasser verdampft ist, wird der Brei in einem dreieckigen Säckchen dem Kind um den Hals gehängt.

11.

Bächlein, Bächlein lauf'!
Kindchen blick' hinab, hinauf!

Wie viel Wasser fließt vorbei,
So viel in dem Auge sei,
Das dich falsch hat angesehn, —
Soll noch heut' zu Grunde gehn!

Um zu erfahren, ob das Kind berufen sei, wird sein Gesicht in die unmittelbare Nähe eines fließenden Wassers gebracht; murmelt das Bächlein beim Hersagen obigen Spruches lauter, so ist das Kind berufen.

12.

Wasser, Wasser dehn' dich,
Wasser, Wasser streck' dich;
Krankheit, Krankheit schwinde,
Krankheit, Krankheit springe,
Spring' du aus dem Leib,
Nimmer hier du bleib;
Der dies Kind berufen hat,
Werd' sogleich wie dieses Blatt
Hier im Topf, hier im Topf,
Den wir dem Nivaschi geben!

Gegen das Berufen hilft folgendes Mittel: Man schneidet von drei verschiedenen Bäumen je ein Zweiglein ab, legt dieselben in einen mit Bachwasser angefüllten Topf, welches man aber unter einer Brücke und zwar nicht gegen, sondern der Strömung des Wassers nach geschöpft hat; dann gibt man noch in den Topf drei händevoll Mehl und läßt das Ganze zu einem Brei kochen. Hierauf wird eine mit Roßhaar umwundene Nähnadel, nicht mit der Spitze, sondern mit dem Oehr in den innern Boden eines mit Wasser angefüllten Troges gesteckt und darüber der Topf sammt dem darin befindlichen Brei gestülpt. Hierauf wird das angeblich berufene Kind über den Trog gehalten und neunmal

obiger Spruch hergesagt; dann wird das Wasser aus dem Troge sammt dem Topf und dessen Inhalt in den Fluß geschüttet.

13.

Falsche Augen, die dich angesehn,
Sollen wie das Wasser
Zu Grunde gehn!
Böse Krankheit soll weitergehn:
Aus deinem Kopf,
Aus deiner Brust,
Aus deinem Bauch,
Aus deinem Bein,
Aus deinem Arm,
Von überall soll sie wegfliehn, —
Soll in falsche Augen ziehn! —

Die Mutter des berufenen Kindes nimmt Salzwasser in den Mund und läßt es auf die einzelnen Glieder des Kindes tröpfeln; dann spricht sie obige Formel.

14.

Milchzauber.

Phuvusch-Weib, Phuvusch-Weib,
Krankheit fresse deinen Leib!
Deine Milch soll Feuer werden,
Sollst verbrennen in der Erden!
Fließe, fließe meine Milch,
Fließe, fließe weiße Milch,
Fließ' so lange als ich will, —
Meines Kindes Hunger still'!

Will das Kind die Brust nicht nehmen, so glauben die Zigeunerinnen, daß irgend ein Phuvusch-Weib dasselbe heimlich gesäugt habe. In solchen Fällen legt sich die Mutter zwischen die Brüste Bähungen aus Zwiebeln, wobei sie obigen Spruch hersagt.

15.

Gegen krampfhaftes Weinen.

Haare, Haare brennen,
Mist und Haare brennen!
Mit den Haaren und dem Mist
Auch verbrannt die Krankheit ist!

Wenn das Kind in krampfhaftes Weinen zu verfallen pflegt und „keinen Schlaf hat“, so nimmt die Mutter einen Strohhalm aus dem Lager des Kleinen, steckt diesen Halm in den Mund, und während sie das Kind mit Kuhmist, welchem Haare vom Vater und der Mutter beigemengt wird, räuchert, murmelt sie obigen Spruch.

16.

Ihr Keschalyi spinnet, spinnt,
Bis noch Wasser in den Bächen rinnt!
Euch zur Kindstauf' wir einladen,
Wenn die rothen Glückesfaden
Ihr gesponnen, ihr gesponnen
Für das Kind, das wir gewonnen
Haben von eu'rer Gnad', ihr Keschalyi.

Kinderlose Weiber der Zigeuner, die sich Kinder wünschen, sammeln die Fäden der Herbstspinne, die über die Felder fliegen(Sommerfäden, Altweibersommer), und verzehren dieselben in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, während sie den obigen Spruch hermurmeln, siehe Anmerkung 1 zum 12. Märchen.

17.

Gegen Anstoßen.

Werde, werde, werde weich,
Und verschwinde gleich!

In die Erde sollst du gehen,
Nie soll ich dich wiedersehen!
Messer, Messer zieh's heraus,
Gib's der Erde über!

Wenn ein Kind sich an die Stirne stößt, so preßt man die Beule mit der Klinge eines Messers, wobei man obigen Spruch hersagt. Das Messer wird dann in die Erde gesteckt und wieder herausgezogen.

18.

Bei Nasenbluten.

Phuvusch ich geb' es dir,
Phuvusch, o nimm es mir;
Gib's deinem Kind, —
Trag' es geschwind!

Das Blut wird mit Erde zugedeckt und obiger Spruch hergesagt. Ueber Phuvusch siehe Anmerkung 1 zum 14. Märchen.

19.

Gegen Bauchschmerzen.

Aus dem Bauch komm' heraus,
Hier hast du ein grünes Haus!
Wohn' du hier, wohn' du hier!
So befehle ich es dir!

Neun Haare eines schwarzen Hundes werden zu Pulver verbrannt und mit Muttermilch und einer Beigabe vom Auswurf des Kindes zu einem Teig geknetet, der dann in ein Baumloch gesteckt wird.

20.

Verwahrungsmittel.

Bleib' du hier, bleib' du hier!
Du gehörst ja mir!
Die Nivaschi, wenn sie gehn, —
Sollst du nicht sehn!
Drei Ketten habe ich,
Mit denen bind' ich dich:
Die eine ist Gott, die andere
Ist Christus, die dritte ist Maria!

Das gekaufte Pferd wird vor das Zeltfeuer geführt und vom neuen Besitzer mit einer halbverkohlten Rute kreuzweise über den Rücken geschlagen und obiger Spruch hergesagt.

21.

Rund, rund, rund,
Bleib' du gesund!
Teufel soll nie bei dir sein,
Gott allein, nur Gott allein!
Süßer Gott vertreibe
Aus des Pferdes Leibe
Den Vater alles Schlechten!
Keinem Menschen du nachlauf',
Doch wenn ich dich einst verkauf'
Sei du schön, sei du gut,
Habe du dann frohen Mut!
Sieben Phuvusch-Weiber höret:
Haben sieben Ketten,
Die beschützen, retten
Dieses Tier vor euch!

Dem Pferde wird auf die linken Hufe mit einer Kohle je ein Kreis, auf die rechten hingegen ein Kreuz gemacht und obiger Spruch hergemurmelt.

*22.

Alles Schlechte komm' heraus
Aus deinem Leib!
Ziegenmist rasch vertreib'
Alles Schlechte aus dem Bauch,
Aus den Füßen, aus dem Rücken,
Aus den Augen, aus den Ohren!
Sei du jetzt wie neugeboren,
Folge Keinem, außer mir;
Bleibe, bleibe, bleibe hier!

Dem gekauften Pferde wird Ziegenmist, zu Pulver gerieben, auf dem Rücken gesiebt und obiger Spruch hergesagt.

23.

Ein Grashalm, ein Haar,
Nie sei dir das Futter rar!
Wer dich stiehlt, der soll verrecken,
Wie dies Haar und wie dies Gras
Faulend in der Erde stecken!
Phuvusch, hier ist dein Teil, —
Laß' mein Pferd gesund und heil!

Man gräbt ein kleines Loch, in welches man neunerlei Gras und Haare vom Pferde legt; dann zeichnet man den linken Vorderhuf des Pferdes auf die Erde ab, schneidet diese Erde heraus und obigen Spruch hersagend, schüttet man damit das Loch zu.

24.

Sollst dem Nivaschi wehren,
Von deinem Futter zu zehren!
Augen, die dich falsch ansehn,
Sollen hier zu Grunde gehn,
Sollen von dir gefressen werden!

Damit die Schweine beim neuen Besitzer bleiben und gedeihen, wird ihnen unter das erste Futter etwas Kohlenstaub gemischt und obiger Spruch hergesagt.

*25.

Diebssegen.

Dieb, du sollst hier bleiben stehn,
Sollst nicht weiter können gehn!
Sollst an Händen und an Füßen
Du verfaulen müssen,
Wenn du dieses Tier berührst.

Der Spruch wird hergesagt, während man dreimal nackt um das Tier oder den Gegenstand, welchen man vor Dieben schützen will, läuft.

26.

Dies ist dein Teil,
Bei uns niemals weil';
Ich gebe dir, was ich kann;
Höre du Phuvusch-Mann,
Laß' keinen Dieb zu uns,
Denn wir haben drei Ketten,
Drei gute Urmen,
Die werden uns retten.

Man geht um Mitternacht mit dem betreffenden Tiere oder Gegenstand auf einen Kreuzweg, zeichnet daselbst um sich einen Kreis und indem man vom Tiere einige Haare oder vom Gegenstande irgend einen kleinen Teil außerhalb des Kreises auf die Erde wirft, spricht man obige Worte. Ueber Urmen siehe Anmerkung 2 zum 35. Märchen.

*27.

Ich gebe dir drei Tropfen Blut,
Jung ist es und gut!
Der dich stiehlt, dem verdorre
Blut und Fleisch!
Wenn das Blut, wenn das Blut
In deinem Leibe ruht,
Soll die Feuersglut, soll die Feuersglut
Jedermann verzehren,
Der sich von dir will nähren!

Man läßt aus dem Finger eines kleinen Kindes drei Tropfen Blut auf ein Stückchen Brot fließen, das man dem zu bewahrenden Tiere mit obigen Worten zu fressen gibt[1]).

28.

Gegen Krankheit der Tiere.

Was in dir Schlechtes ist,
Komm' heraus!
Hier ist kein gutes Haus
Für den bösen Geist!
Wenn das Blut versiegt,
Krankheit wegfliegt!
Böser Geist komm' heraus,
Dieses Haus ist nicht gut;
Hier hast du Blut!

Zwei Vögel, womöglich Wachteln, werden genommen, von denen der Eine geschlachtet, der Andere aber mi[t]

[1]) Ueber die geheime Kraft des Kinderblutes s. Cassel P. die Symbolik des Blutes S. 157 und meinen Aufsatz in de[r] „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn“ Bd. I S. 141 übe[r] die Bedeutung der Wachtel ebenda.

dessen Blute besprengt, frei fliegen gelassen wird; mit dem Reste des Blutes wird das Futter des kranken Tieres angemacht und obige Worte dabei gesprochen.

29.

Hier habt ihr Blut;
Es ist nicht gut!
Unseres Herrn Jesu Christi Blut
Ist nützlich allein,
Das soll bei uns Allen sein!

Gibt eine Kuh ihre Milch mit Blut untermischt von sich, so wird die Milch auf ein Feld gegossen, wo sich Wachteln befinden und obige Worte gesprochen.

30.

Wer drinnen ist, der komm' heraus,
Drei gute Urmen rufen ihn,
Drei gute Urmen treiben ihn
In ein Eierschalenhaus;
Dort er wohn', dort er haus';
Wärme sich an der Feuersglut,
Kühle sich in der Wasserflut!

Wenn eine Kuh beim Melken harnt, so wird ihr Harn mit Zwiebelschalen aufgekocht, ein Ei von einer schwarzen Henne beigemischt und damit das Futter der Kuh begossen, indem man obigen Spruch hersagt. Ueber Urmen siehe Anmerkung 2 zum 35. Märchen.

31.

Gegen den Chagrin.[1]

Alles Unheil bleibe hangen,
Hier am Faden, an dem langen!

---

[1]) Ein dämonisches Wesen, das die Tiere zur Nachtzeit quält; es soll die Gestalt eines Stachelschweines haben, von gelb-

In den allernächsten Bach
Laß' dein Wasser fließen
Chagrin und dann spring' ihm nach,
Sollst darin verrecken!

Das vom Chagrin gequälte Pferd wird an einen Pflock angebunden, den man vorher mit Knoblauchsaft eingeschmiert hat; dann wird ein roter Faden kreisförmig auf die Erde gelegt, jedoch in einer gewissen Entfernung vom Pferde, damit er von ihm nicht berührt werden kann; während des Niederlegens des Fadens spricht man obige Worte.

32.

Bleibe du hier,
Bis der Lappen ein Tier,
Bis das Tier ein Baum,
Bis der Baum ein Mensch [1])
Wird, der dich todtschlägt.

Gar oft verursacht der Urin des Chagrin am Leibe des Tieres Geschwüre; diese werden am Tage mit einem roten Lappen bedeckt, den man Nachts in ein Baumloch steckt; während man das Baumloch mit einem Pfropfen verstopft, spricht man obige Worte.

---

licher Farbe und ungefähr einen halben Meter lang und eine Spanne breit sein. Vgl. dazu den nordindischen Harginn bei Leitner, Results of a Tour in Dardistan etc. I. Bd. S. 13 und Liebrecht, Zur Volkskunde Seite 102. Vergleiche das 32. Märchen.

[1]) Vielleicht enthält auch dieser Spruch eine Reminiscenz an den alten Schöpfungsmythos der Zigeuner, demzufolge die ersten Menschen aus Baumblättern wurden; siehe meinen Aufsatz: „Eine Schöpfungssage der transsilvanischen Zigeuner" in Brehmers Revue: Von Pol zu Pol (Triest, 1884) I. Heft; vgl. auch das 12. Kinderlied.

*33.

Gegen die Würmer.

Würmer geht in die Wolfsmilch,
Aus der Wolfsmilch in den Knoblauch,
Aus dem Knoblauch in das Wasser,
Mit dem Wasser geht zu euerem Vater,
Geht zum Nivaschi-Mann,
Binden soll er euch mit einem Band,
Neunundneunzig Ellen lang!

Vor Aufgang der Sonne wird in einem Napf der Saft der Pflanze „Wolfsmilch“ gesammelt, Salz, Knoblauch und Wasser hinzugesetzt und dann aufgekocht; mit einem Teil der Flüssigkeit wird das kranke Tier eingerieben, der Rest aber sammt dem Napf in ein fließendes Wasser geworfen, wobei obige Worte gesprochen werden.

34.

Guten Morgen, guten Morgen!
Ich hab' viele Sorgen:
Würmer hat mein (Schwein),
Dir geklagt soll es sein!
Weiß sind sie, schwarz oder rot
Bis morgen seien sie todt! [1])

Man stellt sich vor Sonnenaufgang vor eine Brennnessel und indem man dieselbe mit dem Urin des mit Würmern behafteten Tieres begießt, spricht man obige Worte.

---

[1]) Aehnlich ein Spruch der Siebenbürger Sachsen bei Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen S. 270; vgl. meinen Aufsatz in den „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn“ I. Bd. S. 144 ff.

35.

Drei Esel, drei Hunde
Laufen den Berg hinauf!
Schwelle dein Leib, friß und sauf'!
Drei Esel, drei Hunde
Laufen den Berg hinab,
Scharren alle Löcher zu!
Legen einen Mond hinein,
Du wirst bald befruchtet sein!

Um die Fruchtbarkeit einer Stute zu vermehren, gibt man ihr den ersten Hafer aus einer Schürze oder aus einem Kürbisnapfe zu fressen und spricht dabei obige Worte. Der Mond hat hier (als zunehmender Mond) wohl eine phallische Bedeutung; Kürbis, Esel und Schürze sind Symbole der Fruchtbarkeit (vgl. Gubernatis, Die Tiere in der ind. Mythologie im Kapitel über den Esel).

36.

Was Schlechtes in dir ist,
Das bald der Teufel frißt!
Das Gute in deinem Leib,
Das wachse und in dir bleib'! [1])

Will man die Pferde immer fett und munter erhalten, so schmiert man bei abnehmendem Mond ihr Rückgrat mit Knoblauch und spricht dabei obige Worte.

37.

Der dich hat,
Werd' müd und matt;
Verlier' die Kraft!

---

[1]) Vgl. Haltrich-Wolff a. a. O. S. 296 und Grimm, Mythologie S. 1031.

Du doch bei ihm nimmer weil',
Komm' zu mir gesund und heil!
Seine Kraft hier begraben liegt,
Wie der Rauch von dannen fliegt! [1])

Von einem gestohlenen Pferde nimmt man das übriggebliebene Riemzeug, gräbt es in die Erde und macht darüber ein Feuer an, indem man obigen Spruch hersagt.

*38.

Nivaschi heb' des Kindes Hand,
Damit es zeige mir das Land,
Wo ich mein (Pferdchen) find'!
Rein ist dies Kind:
Rein wie die Sonne,
Rein wie das Wasser,
Rein wie der Mond,
Rein wie das Reinste!
Nivaschi heb' des Kindes Hand,
Damit es zeige mir das Land,
Wo ich mein (Pferdchen) find'!

Will man wissen, in welcher Richtung sich das gestohlene Gut befindet, so trägt man einen Säugling zu einem Flusse, hält ihn über den Wasserspiegel und murmelt obigen Spruch. Vgl. Cassel a. a. O. S. 148 über die Unschuld der Kinder u. s. w.

39.

Liebeszauber.

Wo die Sonne muß aufgehn,
Soll die Liebste bei mir stehn;
Wo die Sonne will untergehn,
Da soll ich stets bei ihr stehn!

---

[1]) Vgl. Haltrich-Wolff a. a. O. S. 278.

Man nimmt einen Grashalm in den Mund und indem man sich gegen Osten und Westen kehrt, spricht man obige Worte. Hierauf wird der Grashalm zerstückelt und unbemerkt in eine Speise der Geliebten gemischt; verzehrt sie nur ein Stückchen, so bleibt oder wird sie dem Betreffenden gewogen und treugesinnt. [1])

40.

Erde paart sich mit der Erde;
Den ich lieb', auch mein er werde!
Wachse, wachse Weide,
Nimm mein Herzeleide!
Er die Axt und ich der Stiel,
Ich die Henne, er der Hahn, —
Das bezwecken ich nun will!

Das Mädchen gräbt die Erde aus, in welcher die Fußspur des geliebten Burschen sich abgedrückt hat, vergräbt die Erde unter einen Weidenbaum und spricht obige Worte. [2])

41.

Ich der Hund und sie die Hündin,
Sie die Axt und ich der Stiel,
Ich der Hahn und sie die Henne —
Das bezwecken ich nun will.

---

[1]) Der Grashalm scheint hier auf die alte Sitte hinzuweisen, dergemäß bei den Hindu derjenige, welcher „den Zorn eines andern beschwichtigen oder vollständige Unterwerfung ausdrücken will, einen Stroh- oder Grashalm in den Mund nimmt . . .“ (Liebrecht a. a. O. S. 382). Dieser Sitte mag der Gedanke zu Grunde gelegen haben, daß man sich ganz wie ein Stück Vieh der Gewalt eines andern (hier der Geliebten) übergebe. Vgl. auch Grimm, Rechtsaltertümer 112.

[2]) Vgl. F. S. Krauß, Sitte und Brauch der Südslaven S. 165.

Während der Paarung von Hunden fährt man mit einem Tuch über sie, wobei man obige Worte spricht. [1])

---

[1]) Wo möglich mit dem Tuch, das man der Maid schenken will; siehe meinen Aufsatz: „Hochzeitsgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner“ in den „Originalberichten der königlichen Museen in Berlin“ 1884, Heft 1—2.

V.

Räthsel.

1.

Kenne einen besondern Baum,
Wächst unter dem Himmelsraum,
Erdwärts wächst seine Krone,
Himmelwärts seine Wurzel?

(Eiszapfen.)

2.

Einen Wald gibt's irgendwo,
Oft fällt man ihn, oft und oft,
Fällt ihn Sonntags, Feiertags,
Schnell doch wächst nach jeder Baum, —
Diesen Wald, den kennst du kaum?

(Bart.)

3.

Kennst du den Wagen, dessen Gepolter die ganze Welt erfüllt?

(Donner.)

4.

Ich ertrink' im Wasser nicht,
Ich verbrenn' im Feuer nicht,
Kält' und Hitze kenn' ich nicht?

(Schatten.)

5.

Ohne Tür ein kleines Haus,
Drinnen ist ein guter Schmauß?

(Ei.)

6.

Fortwährend hackt es,
Doch kein Splitterchen hackt es?

(Augenlid.)

7.

Eiserne Zunge schlägt an
Kupferne Lippen;
Sonntags und jeden Tag
Jeder sie hören mag;
Ihr Gevatter heißt: Meßner und Pfaff',
Ihr Freund ist Jedermann,
Den sie zu sich locken kann?

(Glocke.)

8.

Ein Todter zieht aus einem Walde Lebendige hervor?

(Kamm.)

9.

Hat keinen Boden, hat keinen Deckel und doch ist es mit Fleisch angefüllt?

(Fingerring.)

10.

Welches Tier steht dem Menschen am nächsten?

(Laus.)

11.

Du siehst es und kannst es doch nicht ergreifen?

(Sonnenschein, Rauch.)

12.

Ein Hölzchen, vier Schnürchen,
Ein Stäbchen, viel' Härchen,
Sie rufen zum Tanze
Verliebte Pärchen?

(Geige.)

13.

Beinlos ist ein Hund und zungenlos,
Hebst ihn aber du in deinen Schooß!
Bellt und heult und kläfft er fürchterlich;
Legst du nieder ihn, nicht muckst er sich?

(Kette.)

14.

Es bellt ein eiserner Hund,
Und frißt viel Holz im Waldgrund?

(Axt.)

15.

Graue, endloslange Leinewand
Spreitet man aus durch's ganze Land?

(Wege.)

*16.

Schwarz im Loche lebte ich,
Rot im Tode bebte ich?

(Krebs.)

*17.

Es wäscht sich und wäscht sich immerdar,
Und doch bleibt es schwarz, so wie es war?

(Mühlrad.)

*18.

Körner frißt es
Und Mehl sch . . . . es?

(Mühle.)

19.

Es schreit Tag und Nacht und wird doch nicht heiser?

(Wasserfall.)

*20.

In einem Fleischhaus sitzt ein gar böser Hund?

(Zunge.)

21.

Es fliegt durch's Gras und verliert seinen Schweif im Gras?

(Nadel.)

22.

Es lauft und lauft und lauft doch nicht weg, es sehnt sich nach Sonnenschein und sieht ihn doch nie?

(Herz.)

*23.

Ich kenne vier Walachen, die sitzen in einem Pelz, der einmal grün gewesen, im Winter braun wird?

(Nuß.)

24.

Es gibt eine grüne Henne, die rote Eier unter die Erde legt?

(Zwiebel.)

25.

Auf einem Fuß ein kleiner Jud'
In geflicktem Kleid am Felde ruht?

(Kraut.)

26.

Vorne wie ein Kürbis, in der Mitte wie ein Faß und hinten wie ein Reisigbesen?

(Pferd.)

*27.

Es ist kleiner wie ein Talglicht und doch sieht man es in der ganzen Welt?

(Stern.)

*28.

Was ist das weichste auf der Welt? was ist das süßeste weit und breit? was ist das wehste auf der Erd'?

(Mutterschooß, Mutterbrust, Muttergrab.)

29.

Es geht zum Bache mit
Und trinkt und trinkt doch nicht?

(Pferdeschelle.)

*30.

Es kommen zwei braune Männer gegangen
Und bringen einen weißen gefangen,
Sie legen ihn nieder auf einen Stein
Und sagen: Nun muß es gestorben sein! [1])

(Zwei Finger, Laus.)

*31.

Ohne Tür und Fenster ein Haus
Und doch guckt sein Bewohner gar oft heraus,
Er geht gar langsam Schritt für Schritt
Und trägt sein kleines Häuschen mit.

(Schnecke.)

32.

Wie viel Schritte macht ein Sperling an einem Tag?

(Keinen, denn er hüpft.)

---

[1]) Vgl. das 29. Kinderlied.

* 33.

Vorne ist's wie ein Kamm,
In der Mitte wie ein Faß,
Hinten wie eine Sichel,
Was ist es, lieber Michel?

(Hahn.)

34.

Sieht man es mir an, so nimmt man mich nicht; sieht man es nicht, so nimmt man mich mit.

(Wurmfräßige Haselnuß.)

35.

Ein Mütterchen sitzt im Grünen, wackelt schläfrig mit dem Köpfchen und hat eine rote Haube auf.

(Erdbeere.)

* 36.

Ich habe viele Röcke an und beiße, den ich beißen kann.

(Zwiebel.)

* 37.

Die Mutter sticht und schlägt, der Vater brennt, der Sohn zwickt?

(Holz, Feuer, Rauch.)

38.

Ein kleiner Mann im Walde steht, hat einen großen Hut an; seinen Hut den ißt du gern, seinen Leib, den läßt du fern?

(Pilz.)

39.

Vier Walachen haben einen Pelz an; den Pelz verbrennst du, die Walachen frißt du?

(Nuß.)

*40.

Es brennt und zündet doch nichts an; es ist rot und hat keine Flamme doch?

(Paprika.)

41.

Es ist eine Mutter; ihre Milch hat Jedermann gern; sie hat ein hölzernes Röckchen an und eiserne Schnüre daran.

(Weinfaß.)

42.

Es hat einen weißen Mantel, es hat ein rotes Käppchen und ein schwarzes Köpfchen?

(Kerze.)

43.

Auswendig haarig, inwendig haarig und haariges steckt man hinein?

(Pelzmütze.)

*44.

Ob ich voll und ob ich leer
Satt bin ich doch nimmermehr;
Voller Winde ist mein Bauch,
Trittst du mich, so brumm' ich auch?

(Blasbalg.)

45.

Es ist eine schwarze Kuh, sie ißt nichts, sie trinkt nichts und doch ernährt sie das ganze Land.

(Erde.)

*46.

Im Wald wird's gesäet, im Zelt wird's geboren, im Hause da schneit es, an der Wand da schläft es?

(Sieb.)

47.

Rot im Leben, schwarz im Tod?

(Kohle.)

*48.

Zwei Haarige schlagen sich immer und doch verwunden sie sich nimmer?

(Augenlider.)

49.

Bevor ich noch geboren, hat mich die Mutter verloren?

(Kuckuck.)

50.

Was gleicht auf's Haar dem Kuhdreck?

(Der Ochsendreck.)

VI.

Sprichwörter.

Stock für den Richter, Buch für den Pfarrer.

Wirf dem Hunde ein Stück Fleisch hin und hör' ihn dann bellen.

*Der Schlaue verlangt Fleisch und ist mit Brot zufrieden.

Langsam kriecht die Laus, obwohl sie sechs Füße hat.

Besser ein Rock ohne Knöpfe, als Stiefel ohne Sohlen.

*Kein Tag ist so lang, daß nicht die Nacht käme.

*Der leere Bauch will nicht tanzen, der volle kann nicht.

Stetes Gottvertrauen gibt wenig zum Verdauen.

*Wenn die Katze verreckt, beginnt die Maus aufzuleben.

10. Ein besoffener Richter ist ein zahnloser Hund.

*Der eine Tag ist nicht der Bruder des andern.

Eine Frau, die ihren Gatten nie betrog, ist ein singender Fisch.

Schlimme Kühe brechen sich bald die Hörner.

Ein Ehepaar ohne Kinder ist eine Schmiede ohne Hammer.

Gut ist ein Nachbar, wenn er reich ist.

*Das Fleisch trennt sich gar schwer vom Knochen.
*„Allzurasch“ starb auf halbem Wege.
*Wie das Loch, so der Stopfen.
*Das Kind ist noch nicht im Mutterleibe und sein Häubchen ist schon gestrickt.
20. Der Katze gefallen ihre Jungen am Besten.
Die Zunge einer schönen Frau ist die Glocke des Teufels.
Der Kamerad des Armen ist der leere Brotsack.
Auch ein blinder Hahn kräht, auch ein lahmer Esel schlägt aus.
Die Liebe eines Mannes ist das Geschenk eines Bettlers.
Der hungrige Gatte ist der Krampf der Gattin.
*Neue Besen kehren gut, die alten packen besser an.
*Viele Blüten blühen, aber nicht alle bekommen Früchte.
*Lieber ein Ei heute, als eine Henne morgen.
*Der Kürbis wird auch gekocht zu keiner Melone.
30. Besser ein Pferd ohne Sattel, als ein Sattel ohne Pferd.
In einem leeren Brotsack haust nicht einmal der Teufel.
Ob in Stiefeln, ob barfuß, du erreichst zur rechten Zeit dein Grab.
Der Dumme gibt dem Juden Speck und der Kuh Braten.
*Wenn es auf den Richter regnet, tröpfelt es auf den Panduren (Gerichtsdiener).
*Der gute Hacken muß warm gebogen werden.
*Das Glück und der Wind sind Geschwisterkind.
*Kein Feuer facht man mit Fürzen an.
Besser eine Haselnuß in der Tasche, als eine Nuß am Baume des Nachbars.

Besser der Wein in irdenem Krug, als das Wasser in goldenem Becher.

40. *Becher und Weib verderben den Leib.

Seinen besten Freund sieht Jedermann im Spiegel.

Schenk' und bedenk'! nimm und verschwind'!

Gott hätte viel zu tun, hörte er auch des Esels Gebrüll.

Wer auf dem Pferde sitzt, kann dir die Krücke leihen.

*Mit Schweigen beginnt man keinen Reigen.

*Wer Hunde hat, besorge auch die Wurst.

*Der Wolf streichelt kein Schaf.

Die Kohle erlischt im klaren Wasser sowohl, als auch im trüben.

Ein krepirtes Pferd sattelt der, welcher ein altes Weib küßt.

50. Den die Pfarrerin lieb hat, der wird Meßner.

Der Wind ist des Teufels Nießen.

*Mit Essen und Trinken kann man auch den Teufel zu sich winken.

*Lieber beißen, als allzu oft sch . . ßen.

Er bewacht seine Frau, wie der Kukuck sein Ei.

Beten macht nicht satt.

Er kauft sich ein Pferd, damit er barfuß nicht gehe.

Eine Wirtschaft ohne Frau, ist eine Geige ohne Saiten.

*Eine Geige ohne Bogen ist der Tanz eines Lahmen.

Die Zunge eines Narren ist eine Mühle ohne Korn.

60. Alte Gattin, junger Gatte: kahlem Kopf ein Kamm.

*„Heute hier und morgen dort!“ ist das allerklugste Wort.

*Eine häßliche Gattin ist ein Dornengürtel für den Gatten.

*Allzufein scheut Wind und Sonnenschein.
*Ein Mann ohne Bart ist eine Suppe ohne Salz
*Ein schielendes Aug' sieht nicht immer krumm.
*Was der Mann verdient, gar oft die Frau gewinnt.
Die schwerste Kunst ist das Stehlen.
Wen Gott strafen will, dem gibt er drei Frauen im Laufe von neun Jahren.
Weiberkittel machen manchen Mann kahlköpfig.
70. Liebe ohne Geld, ist eine Kuh ohne Milch.
*Eine ungeschlagene Frau ist ein ungebratenes Fleisch.
*Ist der Vater betrunken, zwitschern laut die Jungen.
*Nicht jeder Mist hat denselben Gestank.
*Der vorderste Finger kommt zuerst in den Mund.
Eine Axt ohne Stiel ist ein Mann ohne Weib.
Ein Weib ohne Mann ist eine Kuh ohne Hörner.
*Hat der Teufel Zahnschmerzen, so macht er einen Alten verliebt.
Es geht, aber es geht langsam, sagte der, welcher sich ein Bein brach.
*Das Wasser ist frisch, sagte der Richter, als er aus dem Kruge Wein trank.
80. *Eine unpassende Heirat ist ein gar wackeliges Zelt.
Verzweiflung und Kummer vertreiben den Schlummer.
*Jeder Tag hat einen Magen.
Blumenstrauß auf dem Hut macht den Kopf noch nicht klug.
Eine Rose als Maid, ein Dorn als Frau.
Bartloser Mann: bärtige Frau.
Der Tanz eines Lahmen ist der Klang einer gesprungenen Geige.
Jeder Weg führt zum Grabe hin.
Das Kind ist der Sauerteig der Ehe.

Geld ist Huf und Horn des Reichen.
90. Der Schmerz ist des Herzens Zahnweh.
Wenn sich der Teufel langweilt, hetzt er zwei Weiber zusammen.
Das Gebrüll des Esels versteht nur der Esel.
Das Geld ist die Schmiere des Lebens.
*„Muß“ ist ein Teufelsfressen.
Auch ohne Zähne bleibt der Hund ein Hund.
*Ein blindes Weib ist viel wert, aber ein stummes ist das größte Gut.
*Im Unglück ist man stumm, im Glück ist man dumm.
Eine Frau ohne Kind ist ein Zopf ohne Band.
*Blinder Herr, lahmer Knecht.
100. Eine Witwe ist ein Zelt ohne Stangen.

VII.

Märchen und Sagen.



1.

*Die Trennung des Himmels von der Erde.

Als noch die Menschen nicht auf der Welt waren, da lebte der Himmel und die Erde als ein Ehepaar in Glück und Frieden mit einander und erzeugten fünf Söhne und zwar den Sonnenkönig, den Mondkönig, den Feuerkönig, den Windkönig und den Nebelkönig. Himmel und Erde sollten sich aber nicht lange ihrer Söhne freuen, denn als diese heranwuchsen, lebten sie in stetem Unfrieden mit einander. Erde und Himmel hafteten fest aneinander und bildeten zwischen sich einen hohlen Raum, in welchen sie ihre Söhne einschlossen. Da zankten sich wieder einmal die fünf Könige und beschlossen ihre Eltern zu trennen, damit jeder von ihnen hinaus in die Welt ziehen und sich irgendwo ein eigenes Heim gründen könne. Zuerst stürmte der Mondkönig auf seine Mutter, die Erde los und suchte sie vom Himmel zu trennen; aber seine Kraft war viel zu schwach dies auszuführen zu können. Da zog der Nebelkönig gegen seinen Vater, den Himmel heran und suchte ihn von der Erde zu trennen. Aber vergeblich! es gelang ihm nicht. Drauf

12*

rückte der Feuerkönig gegen seinen Vater, den Himmel heran; aber auch er konnte ihn nicht von der Erde trennen. Nun kam der Sonnenkönig gegen seine Mutter, die Erde herangestürmt und da begannen seine Eltern zu wanken, aber er hatte noch immer nicht genug Kraft sie von einander ganz zu trennen. Da rannte der Windkönig mit aller Kraft auf seine Mutter los und trennte Himmel und Erde von einander. Nun begannen sich die fünf Söhne darüber zu streiten: wer von ihnen bei ihrer Mutter, der Erde bleiben und wer ihrem Vater, dem Himmel nachfolgen solle? Da sprach die Mutter Erde zu ihren fünf Söhnen: „Du Sonnenkönig, Mondkönig und Windkönig, ihr seid gegen eure Mutter losgerannt, also weichet von mir! Du aber Nebelkönig und Feuerkönig habt mir kein Leid angetan, also bleibet bei mir!“ Seit dieser Zeit sind Himmel und Erde von einander getrennt und ihre fünf Söhne leben in ewiger Feindschaft mit einander.

2.

Die Feindschaft des Sonnenkönigs und des Mondkönigs.

Vor vielen tausend Jahren heiratete der Sonnenkönig eine wunderschöne Maid, die goldene Haare hatte. Als sein Bruder, der Mondkönig davon Kunde erhielt, dachte er bei sich: Du wirst dir auch eine goldhaarige Maid zur Frau nehmen! — Er machte sich also auf den Weg und durchsuchte die ganze, große Welt, aber eine goldhaarige Maid fand er nicht. Da nahm er sich denn eine Maid, die silberne Haare hatte, zum Weibe. Beide Brüder hatten mit der Zeit unzählbar viele Kinder, so daß sie schon nicht mehr wußten, wo sie dieselben hinstellen sollten. Da sprach einmal der Sonnenkönig zu seinem Bruder: „Weißt du was! wir fressen

unsere Kinder, die Sterne auf und machen auf diese Weise Platz für die nachfolgenden!" Der Mondkönig willigte ein. Als der Sonnenkönig seine Kinder aufgefressen hatte, starb aus Gram darüber sein Weib. Da dachte bei sich der Mondkönig: „Nein, du frißt deine Kinder nicht auf, sonst könnte auch deine Frau aus Gram sterben!" Als der Sonnenkönig hörte, daß der Bruder seine Kinder, die Sterne nicht auffressen wolle, da stürmte er voll Zorn hinter dem Mondkönig und dessen Kindern, den unzähligen Sternen her und sucht sie seit der Zeit bis auf den heutigen Tag noch immer zu fangen, damit er sie alle auffresse.

3.

Stammsage der Kukuya.[1])

Vor vielen tausend Jahren gab es auf der Welt noch gar wenige Phuvusche[2]). Da traf es sich einmal, daß ein junges Phuvusch-Weib auf die Erde kam und sich in einem schönen, grünen Wald erging. Da bemerkte die Frau unter einem Baume einen schönen Jüngling, der im Schatten schlief. Sie trat an ihn heran und betrachtete mit Wohlgefallen seinen schönen Körper. Sie sprach zu sich selbst: „Wie herrlich mag es doch sein, einen solchen schönen Jüngling zum Gatten zu haben! Mein Mann aber ist schwarz und haarig!" Diese Worte hörte ihr Gatte, der ihr nachgeschlichen war und sprach nun also: „Ich will es bewirken, daß du zehn Jahre lang die Frau dieses Jünglings werdest,

---

[1]) In Siebenbürgen gibt es vier Zeltzigeunerstämme: die Kukuya, Leïla, Aschani und Tschale. Siehe meinen Aufsatz: „Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zigeuner" (im „Globus" 1888. Bd. LIII. S. 183).

[2]) Ueber die Phuvusche Anmerk. 1 zum 14. Märchen.

wenn du mir versprichst, von den Kindern, die du während dieser Zeit auf die Welt bringst, entweder die Mädchen oder die Knaben mir zu geben! Wir wollen gleich losen!“ Und sie zogen das Loos. Die Mädchen sollten dem Phuvusch anheimfallen. Hierauf weckte der Phuvusch-Mann den Jüngling auf, indem er laut wie ein Hund zu heulen begann:

Kuku-kukuyá!
Kámes tu ádálá!
Kuku-Kukuya!
Willst du diese da!

Der Jüngling erwachte und als ihm der Phuvusch-Mann sein Weib mit vielem Gold und Silber antrug, willigte er in sein Begehren ein und lebte mit dem Phuvusch-Weibe zehn Jahre lang, das ihm jedes Jahr einen Sohn gebar.

Als die zehn Jahre um waren, kam der Phuvusch um sein Weib und die Mädchen abzuholen, die er den Phuvusch-Männern zu verkaufen gedachte. Aber er bekam nur sein Weib zurück und zog traurig in die Erde hinab, indem er laut heulte:

Kuku-kukuya!
Adá hin jiuklá!
Kuku-kukuya!
Hunde sind diese da!

Da lachten die zehn Knaben und sprachen zu ihrem Vater: „Wir werden uns Kukuya heißen!“ Sie nannten sich also Kukuya und von ihnen rührt unser Stamm her . . . .[1])

---

[1]) Diese Sage enthält meiner Ansicht nach eine verwischte Reminiscenz des weit verbreiteten Mythos, demzufolge ganze Völkerschaften ihre Abstammung von Hunden herleiten; vergleiche Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 17: „Romulus und die Welfen.“

4.

Stammsage der Leïla.

Vor vielen hundert Jahren lebte am Rande eines Waldes eine wunderschöne Maid. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs gewesen. Als ihr Vater starb, da verstieß sie ihr Bruder und dessen böse Frau, die es nicht haben wollte, daß im Lande ein schöneres Weib als sie, lebe. Die schöne Maid floh also an die Grenze des Landes, wo sie am Rande eines großen Waldes in einer kleinen Höhle wohnte. Kümmerlich ernährte sie sich von den Früchten des Waldes und war oft nahe daran, vor Hunger zu sterben. Hoch oben im Gebirge, da wohnten auch drei Keschalyi[1]), die oft ins Tal hinabblickten und dem Treiben der Maid zusahen. Da sprach einmal die eine Keschalyi zu ihren Schwestern: „Die arme Maid hat ein gar schlechtes Leben; sie ist sehr hungrig! Ich werde einige meiner Haare zu ihr hinab ins Tal fallen lassen! sie wird diese Haare verzehren und dann einen Sohn zur Welt bringen; der wird für sie sorgen!“ Während die Keschalyi einige Haare hinabfallen ließ, welche von der Maid sogleich verzehrt wurden, sprach die zweite Keschalyi: „Ich werde bewirken, daß ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fließe und ein goldener Baum ebenda wachse, der alle Früchte der Welt tragen soll!“ — „Und ich“, sprach die dritte Keschalyi, „werde schon sorgen, daß es dem Kinde, wenn es zum Manne erwachsen, nicht immer gut ergehe!“ —

Wie freute sich die arme Maid, als sie am nächsten Morgen ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fließen

---

[1]) Hier sind die drei Keschalyi als Schicksalsgöttinnen vorgeführt; vgl. die Anmerkung zum 9. Kinderlied. Ueber die Keschalyi s. Anmerkung 1 zum 12. Märchen.

und einen goldenen Baum daselbst stehen sah! Nun hatte sie Speisen in Fülle und das Wasser des goldenen Bächleins schmeckte wie der allerbeste Wein. Da gebar eines Tages die Maid ein Knäblein, das ein rotes Striemchen am Halse hatte. Nun wußte die Maid, wer ihr das Kind beschert habe! Als sie es im Wasser des goldenen Bächleins badete, da wuchs es auf einmal zu einem schönen Jüngling heran. Doch nicht lange sollte die Freude der Beiden dauern! Der Bruder der Maid hatte erfahren, daß seine Schwester Leïla in einer Höhle wohne, wo ein goldenes Bächlein fließe und ein goldener Baum stehe. Er schickte seine Soldaten hin und diese berauschten sich vom Weine des goldenen Bächleins. In ihrem Rausche tödteten sie Leïla, deren Sohn nur mit Mühe dem Tode entrann. Er floh in die Welt und als er geheiratet hatte und Kinder besaß, sprach er zu seinen Leuten: „Wir wollen uns Leïla nennen lassen, damit der Name meiner Mutter ewig lebe!“ Und wir haben es gehalten, denn auch noch heute heißen wir „die Leïla“ . . . . .

5.

Stammsage der Aschani.

Es lebte einmal vor vielen hundert Jahren ein Ehepaar, das lange Zeit hindurch keine Kinder hatte. Da trieb einmal der Mann seine Kuhheerde hinaus auf das Feld, um sie daselbst weiden zu lassen. Während die Kühe sich auf der Weide herumtrieben, legte sich der Mann unter einen Baum nieder und schlief ein. Da hatte er einen wunderbaren Traum. Es träumte ihm nämlich, daß ein Chagrin [1]) auf einer seiner träch-

---

[1]) Ueber den Chagrin s. Zauber- und Besprechungsformeln Nr. 31.

tigen Kühe herumreitend, also zu ihm sprach: „Lieber, wenn du ein Kind haben willst, so schlachte diese Kuh und verbrenne ihr Fleisch; von der Asche lasse deine Frau essen [1]) und lege dich dann mit ihr auf das Kuhfell schlafen [2]); dann wirst du ein Kind erzeugen!" Als der Mann erwachte, dachte er über den Traum nach. Schließlich handelte er so, wie ihm der Chagrin im Traum angeraten hatte. Er schlachtete also die trächtige Kuh, verbrannte ihr Fleisch und nachdem er von der Asche seiner Gattin zu essen gegeben hatte, legte er sich mit ihr auf das Kuhfell nieder.

Die Zeit verging und die Frau gebar nach neun Monaten ein Töchterlein, das gleich nach seiner Geburt lachte. Da gaben die Eltern ihrer Tochter den Namen Aschani (die Lachende); und diesen Namen verdiente auch Aschani, denn selbst als sie zur Jungfrau herangewachsen war, so lachte sie den ganzen Tag über und wenn auch alle Leute weinten über irgend ein Leid, — Aschani allein lachte doch noch immer. Als sie sechzehn Jahre alt wurde, da heiratete sie ein reicher Mann, mit dem sie viele Jahre hindurch in Glück und Frieden lebte und gar viele Kinder erzeugte. Ob sie Leid oder Freud' traf, sie lachte den ganzen Tag über. Da traf

---

1) Vgl. Ovid, Fasti IV, 721.

2) „In Açvalâyanas Hausregeln finden wir das Stierfell neben dem Hausheerde ausgebreitet, das Weib darauf sitzend und den Mann, indem er die Gattin umarmt, ausrufend: Möge der Herr aller Wesen uns Kinder schenken." Worte die dem vedischen Hochzeitshymnus entlehnt sind (Rigveda X, 85, 43) vgl. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie 34. Der Glaube an eine Kunsterzeugung findet sich auch bei den Zigeunern vor, schläft z. B. das Ehepaar auf dem Felle eines männlichen Tieres, so ist die Folge davon ein Sohn, schläft es auf dem eines weiblichen Tieres, so erzeugt es eine Tochter.

es sich einmal, daß ihr Mann sich ein Bein brach und im Schmerze den ganzen Tag über jammerte. Als er nun bemerkte, daß Aschani über sein Leid nur lachte, da wurde er gar zornig und ließ sie sammt ihren Kindern durch seine Diener hinaus in die weite Welt treiben. Nun begann für Aschani und ihre Kinder eine gar schwere Zeit; sie durchwanderten die Welt, vermehrten sich immer mehr und wir armen Leute sind ihre Nachkommen, die den Namen ihrer Urgroßmutter Aschani noch immer beibehalten haben.

6.

Die Stammsage der Tschale.

Es lebte einmal ein gar schöner Jüngling, der aber trotz seines Fleißes in der Welt doch zu Nichts kommen konnte, denn er aß gewöhnlich so viel Speisen, die für zwanzig Männer genug gewesen wären. Selten hörte man ihn sagen: Ich bin satt! daher nannten ihn auch seine Freunde und Bekannte den Tschalo (der Gesättigte). Da dachte nun einmal Tschalo bei sich: „Du gehst zum König und wirst sein Diener; dort muß es doch Speisen in Hülle und Fülle geben und dort wirst du dich jeden Tag satt essen können!“ Tschalo ging also zum König und sprach zu ihm: „Wollt ihr mich, Herr König, in eueren Dienst nehmen?“ — „Ja“, versetzte der König, „wenn du mir sagst, worauf du dich am besten verstehst?“ — „Auf's Essen“, antwortete Tschalo, „ich esse für zwanzig Männer und bin erst dann gesättigt!“ Da lachte der König hell auf und sprach: „Du gefällst mir und ich will dich gerne in meinen Dienst nehmen, wenn du folgende Aufgabe lösen kannst: Gehe aus meinem Hause und komm' dann zurück weder am Tage, noch in der Nacht; komm' weder barfuß noch

in Stiefeln und wenn du her zurückgekehrt bist, sei weder drinnen, noch draußen!" [1]) Tschalo versetzte: „Gut, Herr König! ich werde kommen!" Hierauf ging er weg und als die Dämmerung hereinbrach, kehrte er zum König zurück, indem er ein Stück Leinwand vor sich herrollte und als er zum Hause des Königs kam, da setzte er sich auf die Schwelle, indem er ein Bein nach innen, das andere nach außen hielt. Als dies der König sah, lachte er hell auf und sprach: „Du bist ein kluger Junge und ich will dich in meinen Dienst nehmen!" Von nun konnte sich Tschalo jeden Tag satt essen. Bald nahm er sich ein Weib und hatte mit der Zeit sehr viele Kinder, die ihrem Vater nacharteten und im Essen unersättlich waren. Doch bald nahm die Herrlichkeit ein Ende, denn der König fürchtete, daß Tschalo und seine Kinder ihn arm fressen würden und jagte daher die ganze Familie in die Welt hinaus. Wir stammen von Tschalo ab, haben auch einen großen Appetit, aber leider sehr wenig zu essen.

7.

*Die Entstehung des Stechapfels [2]) und die Abkunft der Zigeuner.

In einem fernen Lande lebte einmal ein gar kluger Mann, der viele zauberkräftige Mittel kannte, mit denen er den Menschen viel Gutes erwies. Die Leute kamen von weit und breit zu diesem weisen Manne und fragten

---

[1]) Aehnliche Aufgabe in einem finnischen Märchen bei Schiefner im Vorwort zu Radloff's, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Südsibiriens (Vorwort XIII).

[2]) Der Stechapfel, der sich erst mit den Zigeunern in Europa verbreitet hat, wird von ihnen zu allerlei zauberkräftigen Mitteln verwendet.

ihn um Rat und Niemand verließ sein Haus ohne Trost und Hilfe. Da waren einmal gar viele Leute bei ihm und da sagten Einige zum weisen Manne: „Herr, warum nimmst du dir nicht ein Weib und erzeugst Kinder, denen du deine große Kunst nach deinem Tode hinterlassen kannst?“ Der weise Mann sprach: „Ich möchte mir wohl ein Weib nehmen, aber ich glaube kaum ein solches finden zu können, das mir nie etwas gegen meinen Willen tut. Ich brauche nur eine solche Frau, die meinen Willen stets befolgt; ist sie mir nur einmal ungehorsam, so muß ich sie verfluchen!“ Trotzdem drangen die Leute in ihn, sich ein Weib zu nehmen. Da sprach der weise Mann: „Gut, ich will mir also ein Weib nehmen! Welche von den anwesenden Jungfrauen will mein Weib werden!“ Eine schöne Jungfrau trat hervor und sprach: „Ich will, o Herr, dein Weib werden und stets deinen Willen befolgen!“ — „So geschehe es!“ versetzte der weise Mann und nahm sich die schöne Maid zur Frau. Lange Zeit lebten sie im besten Einverständniß, denn die Frau tat nie etwas zur Unzufriedenheit ihres Mannes. Sie hatten gar viele Kinder und der weise Mann freute sich in seinem Herzen, daß nach seinem Tode seine Weisheit auf so Viele vererbt werde. Da traf es sich einmal, daß er spät in der Nacht von einem Kranken, den er zu heilen suchte, heimkam und zu seiner Frau also sprach: „Liebe, wenn morgen der Tag dämmert, so wecke mich auf, damit ich den Kranken besuche, bevor noch die Sonne die Erde bescheint!“ Nun legte er sich nieder und schlief. Als der Tag dämmerte, da dachte seine Gattin bei sich: der Arme, wie gut er schläft! Er hat sich so spät und ganz erschöpft niedergelegt! Ich lasse ihn noch ein wenig schlafen! — Sie ließ also ihren Gatten weiter schlafen und als sie ihn weckte, da beschien schon die Sonne die

weite Erde. Da sprang der weise Mann von seinem Lager auf und sprach: „Als ich dich zum Weibe nahm, hatte ich dir gesagt, daß du stets meinen Willen erfüllen sollst; handelst du nur einmal gegen mein Gebot, so muß ich dich verfluchen! Dies hast du Alles recht gut gewußt und mich gegen meinen Willen nicht geweckt. Nun also sei verflucht und werde eine Pflanze, die von Tieren und Menschen gemieden, in ihrer Frucht so viele Körner enthält, als du Kinder auf die Welt gebracht hast! Deine Kinder sollen die ganze Welt durchwandern und dich überall hinführen; du aber sollst ihnen dienen und gehorsam sein müssen!“ Hierauf verschwand der weise Mann und aus der Frau entstand der Stechapfel, den ihre Kinder mit sich in die Welt führten und überall verbreiteten. Man sagt eben, wir stammten von den Kindern dieses Ehepaares ab.[1])

8.

Die Entstehung der Rose.

Vor vielen tausend Jahren lebte in einem Lande, wo ewiger Sommer herrscht, ein junges Ehepaar in Glück und Frieden. Der Mann hatte zwar seine Frau gegen den Willen seiner Verwandten geheiratet, aber trotzdem hatte er keinen Grund seine Tat zu bereuen; denn seine Frau war nicht nur jung und schön, sondern auch arbeitsam und hatte ihren Gatten von Herzen lieb. Lange Zeit lebten sie in voller Zufriedenheit mit einander und zwar zum größten Aerger der Verwandten

---

[1]) Vgl. hiezu eine Erzählung (der weise Garatkaru?) im Mahâbhârata I, 1870—1911, wo ein Weiser eine Frau nur unter der Bedingung heiratet, daß sie nie etwas zu seiner Unzufriedenheit tue. Einmal sollte sie ihn zum Gebet wecken, versäumt es aber, worauf er sie verläßt.

des Mannes, die Alles aufboten, um die jungen Eheleute zu entzweien. Aber ihre Bemühungen schlugen so lange fehl, bis daß ein Verwandter zum Manne also sprach: „Du bist wohl ein unglücklicher Mann, obwohl du ein schönes junges Weib hast!“ — „Und warum sollte ich unglücklich sein?“ fragte erstaunt der Mann. „Dein Unglück, lieber Vetter,“ versetzte der Verwandte, „ist eben deine schöne Frau, die so viele Liebhaber hat, als Haare auf dem Kopfe. Du freilich hast deine Augen im Sack und siehst nichts!“ Da erschrack der Mann und sprach: „Das kann nicht wahr sein! Beweise mir, daß mein Weib treulos ist und ich will dir deinen Hut mit Geld anfüllen!“ — „Das kann leicht geschehen!“ versetzte der Verwandte, „komme heute um Mitternacht an die große Brücke im Walde und und dann wirst du ja sehen, was du längst schon hättest sehen sollen! Geh' jetzt nach Hause und sage deinem Weibe, daß du heute in die Stadt ziehst und erst morgen heimkehrst!“ Der arme Mann ging also heim und sagte seinem Weibe, daß er in die Stadt gehe und erst morgen heimkehre. Er ging hinaus auf's Feld und weinte dort gar bitterlich, bis es endlich Mitternacht wurde. Inzwischen kam der Verwandte zu seiner Frau und sprach also zu ihr: „Es ist Schade, daß dein Mann in die Stadt gegangen ist! Ich habe ihm etwas Wichtiges sagen wollen, das uns Alle hätte steinreich machen können!“ „Sag' es mir, lieber Vetter!“ sagte die Frau, „ich helfe dir, wenn du Hilfe benötigst!“ — „Gut!“ versetzte der Vetter, „ich will dir ein Geheimniß mitteilen. In der Nähe der großen Brücke im Walde liegt ein Schatz begraben, den wir heute um Mitternacht heben wollen!“ Da freute sich die Frau gar sehr und ging in der Nacht mit dem Verwandten ihres Mannes zur großen Brücke im Walde, um den Schatz

zu heben. Als sie dort ankamen, sprach der Vetter also: „Damit wir den Schatz heben können, müssen wir uns so lange umschlungen halten, bis aus der Erde eine weiße Flamme hervorbricht; dann erst wissen wir bestimmt den Ort, wo der Schatz vergraben liegt!“ Sie hielten sich nun so lange umschlungen, bis der Gatte aus der Ferne seine Frau in den Armen eines im Dunkeln ihm unbekannten Mannes bemerkte. Als er verzweifelt heranstürmte, rannte sein Vetter in den Wald, die Frau aber blieb erstaunt am Orte zurück. Wütend schlug sie ihr Gatte und hörte nicht auf ihre Worte, mit denen sie sich entschuldigte. Er führte sie in seine Hütte und erdrosselte sie; dann schnitt er ihr das Herz aus dem Leibe und lief damit hinaus auf das Feld, wo er ein Feuer entzündete und das Herz seiner armen Gattin verbrannte. Hierauf lief er, vom Wahnsinn befallen, hinauf in das Gebirge, wo er gar bald elend zu Grunde ging; aus der Asche am Felde wuchs aber ein Strauch hervor, der rote Rosen trug, welche aus dem verbrannten Herzen der Gattin entstanden sind; die heimtückischen Verwandten wurden in Dornen verwandelt und an den Rosenstrauch gesetzt.

9.

*Warum die Bäume nicht gehen können.

Vor vielen tausend Jahren gab es eine Zeit, wo auch die Bäume gehen konnten. Da lebte einmal ein sehr geiziger Mann, der zwar sehr reich war, aber dennoch gerne noch mehr besessen hätte. Einmal ging dieser Mann hinaus in den Wald und sah daselbst eine wunderschöne Eiche. Er hatte zwar zu Hause genug Holz, aber diese Eiche gefiel ihm gar zu sehr und er sprach daher also zu derselben: „Komm' mit mir zu meiner

Hütte! ich habe kein Holz!“ Da folgte ihm der Eichbaum nach und als sie ein Stück des Weges gegangen waren, wurde der Mann müde und sprach also zum Baume: „Du bist groß und stark; trag' mich zu meiner Hütte!“ Der Eichbaum blieb stehen und der Mann kroch nun auf einen Ast, worauf der Baum weiter ging. Da kamen sie auf eine Wiese, wo ein weißer Ochse graste. Der Mann sprach also: „Holz hätte ich, aber sehr gut wäre es, wenn ich auch Fleisch zum Braten hätte! Wie wär's, wenn du diesen Ochsen erschlügest und wir ihn mitnehmen in meine Hütte?“ Der Eichbaum erwiderte kein Wort, sondern näherte sich dem Ochsen und traf ihn mit einem dicken Ast so stark auf die Stirne, daß er todt zu Boden fiel. Darauf hob er den erschlagenen Ochsen auf seine Aeste und schritt vorwärts. Als sie wieder ein Stück Weges gegangen waren, begegneten sie einem Wagen. Der Fuhrmann schlief und die Pferde trabten langsam einher. Da bemerkte der Mann auf dem Wagen ein Faß voll Wein und er sprach also zum Eichbaum: „Holz hätte ich, Fleisch hätte ich auch, aber keinen Wein! Wie wär's, wenn du dies Weinfaß auf deine Aeste heraufheben würdest?“ Der Eichbaum erwiderte kein Wort, sondern näherte sich dem Wagen und hob das Weinfaß auf seine Aeste und schritt dann vorwärts. Nach einer Weile kamen sie an einer kleinen Kirche vorüber. Da sprach der Mann also zum Eichbaum: „Holz hätte ich, Wein hätte ich, Fleisch hätte ich auch! Aber keine Pfanne, in der ich das Fleisch braten könnte! Wie wär's, wenn du die Glocke vom Turme herabnähmest? Dann könnte ich mir daraus eine Pfanne schmieden!“ Der Eichbaum sprach kein Wort, sondern näherte sich dem Turme, griff zum Fensterloch hinein und holte die Glocke heraus. Eben wollte er sie an einen seiner

Aeste hängen, da fuhr ein Blitz vom Himmel herab und zerschlug den Eichbaum, den Mann sammt dem Ochsen und dem Weinfaß. Nur die Glocke blieb unversehrt und wurde von den Leuten wieder in den Turm aufgehängt. Von der Zeit an aber dürfen sich die Bäume nicht von ihrer Stelle rühren.

10.

Die Erschaffung der Wachtel.

Es war einmal ein Bursche und eine Maid, die hatten einander gar lieb. Sie dienten bei einem reichen Herrn und hatten ein gar leichtes Leben, da sie wenig zu arbeiten, doch viel zu essen hatten. Einmal schickte der Herr den Burschen und die Maid hinaus auf das Feld, daß sie Korn abschneiden sollten. Sie gingen also hinaus auf das Feld, aber statt zu arbeiten, legten sie sich mitten im Felde nieder und küßten und herzten sich. Da kam nach einer Weile ein altes Mütterchen zum kosenden Paar und bat um ein Stückchen Brot. „Wir haben nichts für dich!“ sagte die Maid, „geh' deiner Wege und laß uns in Frieden!“ Hierauf versetzte das alte Mütterchen: „Denk' an deine alte Mutter! Wenn die dich um ein Stückchen Brot ansprechen würde, was würdest du tun?“ Die Maid entgegnete: „Was geht mich meine Mutter an! Geh' deiner Wege und laß uns in Frieden!“ Das alte Mütterchen ging weg. Nach einer Weile kam ein alter Mann heran und sprach: „Gib mir ein Stück Brot!“ Der Bursche erwiderte: „Wir haben nichts für dich! Schau, daß du dich weitertrollst!“ Der alte Mann versetzte: „Wenn dich dein alter Vater um ein Stückchen Brot anspräche, was würdest du tun?“ Der Bursche rief: „Schau, daß du weitergehst! Was geht mich mein Vater an!“ Der alte

Mann ging auch weg. Da kam nach einer Weile ein ganz kleines Kindchen heran und sprach: „O, gebt mir ein Stückchen Brot; ich bin sehr hungrig!“ Da rief die Maid: „Schau, daß du weitergehst!“ Der Bursche stand auf und sagte: „Auch du willst schon Brot essen, du kleiner Knirps! Schau, daß du dich weitertrollst, sonst gebe ich dir meine Peitsche zu kosten!“ Das kleine Kind sprach: „Denkt euch, ich bin euer Kind! Was würdet ihr dann tun!“ Da sprang die Maid auf und gab dem Kinde einen Backenstreich, der Bursche aber hob es auf und warf es weit weg, in das Feld voll dichter Aehren hinein. Da krachte und blitzte es in der Luft und Gott verwandelte die Beiden in Wachteln. Von nun an müssen sie und ihre Kinder auf dem Felde wohnen und sich mühsam ihre Nahrung suchen.

11.

*Die Erschaffung der Geige.

Es war einmal ein armer Mann und eine arme Frau, die hatten lange Zeit keine Kinder. Da geschah es einmal, daß die Frau in den Wald ging und einem alten Weibe begegnete, das also zu ihr sprach: „Gehe nach Hause und zerschlage einen Kürbis [1]), gieße Milch in denselben und dann trinke sie. Du wirst dann einen Sohn gebären, der glücklich und reich werden wird!“ Hierauf verschwand das alte Weib, die Frau aber ging nach Hause und tat wie ihr geheißen war. Nach neun Monaten gebar sie einen schönen Knaben. Doch nicht lange Zeit hindurch sollte die Frau glücklich bleiben,

[1]) Ueber den Kürbis als Sinnbild der Fortpflanzung und Dummheit s. Gubernatis, die Tiere in der indogermanischen Mythologie S. 128 vgl. auch das ungarische tökfejü = Kürbiskopf (Dummkopf).

denn sie wurde bald krank und starb. Ihr Mann starb auch, als der Knabe zwanzig Jahre alt wurde. Da dachte sich der Jüngling: Was soll ich hier machen? Ich gehe in die Welt und suche mein Glück! — Der Jüngling ging also von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, fand aber nirgends sein Glück. Da kam er einmal in eine große Stadt, wo ein reicher König wohnte, der eine wunderschöne Tochter besaß. Ihr Vater wollte sie nur dem Manne zur Frau geben, der so etwas machen könne, was noch Niemand auf der Welt gesehen habe. Viele Männer hatten schon ihr Glück versucht, aber sie wurden alle vom König aufgehängt, denn sie konnten nichts machen, was man nicht schon vordem gesehen hatte.

Als der Jüngling dies hörte, ging er zum König und sprach: „Ich will deine Tochter zur Frau haben; sag', was soll ich denn machen?“ Der König erzürnte und sprach: „Du fragst, was du machen sollst? Du weißt ja, daß nur der meine Tochter zur Frau erhält, der so etwas machen kann, was noch Niemand auf der Welt gesehen hat! Weil du so dumm gefragt hast, sollst du im Kerker sterben!“ Hierauf sperrten die Diener des Königs den Jüngling in einen dunklen Kerker. Kaum daß sie die Türe zusperrten, da wurde es hell und die Matuya[2]) erschien. Sie sprach zum Jüngling: „Nicht sei traurig! Du sollst noch die Königstochter heiraten! Hier hast du eine kleine Kiste und ein Stäbchen! Reiß' mir Haare von meinem Kopf und spanne sie über die Kiste und das Stäbchen!“ Der Jüngling tat also, wie ihm die Matuya gesagt hatte. Als er fertig war, sprach sie: „Streich' mit dem

[2]) Die Matuya ist die Feenkönigin, die Armen und Verlassenen hilfreich beisteht; vgl. die Mautia der Albanesen.

Stäbchen über die Haare der Kiste!" Der Jüngling tat es. Hierauf sprach die Matuya: „Diese Kiste soll eine Geige werden und die Menschen froh oder traurig machen, je nachdem du es willst." Hierauf nahm sie die Kiste und lachte hinein, dann begann sie zu weinen und ließ ihre Tränen in die Kiste fallen. Sie sprach nun zum Jüngling: „Streich' nun über die Haare der Kiste!" Der Jüngling tat es und da strömten aus der Kiste Lieder, die das Herz bald traurig, bald fröhlich stimmten. Als die Matuya verschwand, rief der Jüngling den Knechten zu und ließ sich zum König führen. Er sprach zu ihm: „Nun also höre und sieh', was ich gemacht habe!" Hierauf begann er zu spielen und der König war außer sich vor Freude. Er gab dem Jüngling seine schöne Tochter zur Frau und nun lebten sie Alle in Glück und Freude. So kam die Geige auf die Welt[3]) . . . .

12.

Die drei Keschalyi.[1])

Einmal fuhren drei Männer aus einem Dorfe hinaus in den Wald um Holz zu fällen. Als sie mit

---

[3]) Vgl. die Redensart: Matuyá kerelás te mánush áshelás = die Matuya machte es und der Mensch lachte (von einem, der ohne Mühe zu Etwas gelangt).

[1]) Die Keschalyi sind Waldfeen, die in einsamen Gebirgen hausen, wo sie auf Felsblöcken sitzend, ihr meilenlanges Haar kämmen und im Winde bisweilen in die Täler hinabwehen lassen; bei solcher Gelegenheit entsteht Sturm und Hagel. Sie werden auch als Schicksalsgöttinnen verehrt und fühlen sich oft zu irdischen Männern hingezogen. Den sie sich zum Gatten nehmen, darf nur eine Nacht bei seiner Frau, der Keschalyi weilen, dann stirbt er. Daher die Redensart auf einen, der unverhofft mit Tod abgeht, angewendet: „Er hat mit der Keschalyi geschlafen!" Ihre Kinder sterben gleich nach der Geburt.

ihrer Arbeit beinahe fertig waren, ging der älteste der drei Männer bei Seite. Da bemerkte er hoch oben auf einem Felsen eine Keschalyi, deren Haare weithin im Winde flatterten. Der Mann schlich sich heran und wollte einige Haare erhaschen, aber die Keschalyi bemerkte ihn und nur mit knapper Not konnte er mit dem Leben davon kommen. Als er zu seinen Gefährten zurückkam, erzählte er ihnen nichts von dem Vorfall, sondern sah nach seiner Arbeit. Da ging der zweite der drei Männer aus, um die Pferde einzufangen, die sie während des Holzfällens ausgespannt und in den Wald auf die Weide getrieben hatten. Er fand die Pferde hinter einem Felsen grasen und wollte sie eben zu den Wagen treiben, als er hoch oben auf dem Felsen eine Keschalyi bemerkte, die unbeweglich dasaß und in die Ferne blickte. Da nahm unser Mann einen Stein in die Hand und warf ihn hinauf zur Keschalyi. Diese ergriff sogleich ein Felsstück und warf nach dem Manne; doch traf sie ihn nicht, wohl aber wurden die Pferde vom Felsstück zerschmettert. Als er nun ohne Pferde zu seinen Gefährten zurückkehrte, erzählte er ihnen, daß eine Keschalyi alle Pferde zertrümmert habe. Er sagte ihnen aber nichts davon, daß er zuerst auf die Keschalyi geworfen habe. Die Männer ließen nun die Wagen sammt dem gefällten Holze im Walde zurück und machten sich auf den Heimweg, um andere Pferde aus dem Dorfe zu holen. Als sie an einem Felsen vorüberkamen, sahen sie auf demselben drei Keschalyi sitzen, die sich kämmten. Da rief der dritte der Männer: „Da sind ja die Dirnen! Welche von ihnen hat wohl unsere Pferde erschlagen? Doch, das bleibt sich jetzt gleich, welche immer es getan hat! Ich will diese elenden Weiber schon züchtigen!“ Hierauf ergriff er seine Axt und schleuderte sie hinauf zu den Keschaly. Er traf

keine derselben, aber ehe er sich versah, lag er unter einem Felsblock begraben. Seine Gefährten rannten nun heimwärts, aber als sie sich ihrem Dorfe näherten, da sahen sie dasselbe in Flammen stehen. Die Leute, denen sie begegneten, erzählten, drei Keschalyi seien soeben ins Dorf gekommen und hätten alle Gebäude in Brand gesteckt. Deßhalb, wer eine Keschalyi sieht, tue ihr nichts zu Leid, denn sonst rächt sie sich an seiner ganzen Sippschaft.

13.

*Die drei Ringe.

Vor vielen, vielen Jahren hatte einmal ein König eine wunderschöne Tochter, die er überaus liebte. Da geschah es einmal, daß ein großer Drache in die Stadt des Königs kam und zu den Leuten also sprach: „Ich zerstöre euere Stadt und fresse euch Alle auf, wenn ihr euch nicht verpflichtet, mir nach zehn Jahren die schöne Königstochter zu geben!“ Da wußten sich die Leute nicht zu helfen und versprachen, dem Drachen die Königstochter nach zehn Jahren zu übergeben. Der arme König und seine Tochter waren von der Zeit an sehr traurig und viele Nächte hindurch saß die schöne Maid weinend auf ihrem Bette und dachte nach, was sie tun solle, um nicht dem großen Drachen überliefert zu werden. Einmal saß sie wieder weinend auf ihrem Lager und schlief erst gegen Frühe ein. Da hatte sie einen gar wunderbaren Traum, von dem sie Niemandem etwas erzählte; ihrem Vater aber sagte sie: „Ich will heiraten! und zwar derjenige soll mein Mann werden, der mir einen Ring vom Sonnenkönig, einen vom Mondkönig und einen Ring vom Wolkenkönig bringt!“ Den Wunsch der Tochter ließ nun der König allen Leuten kund

geben. Da war auch ein schöner, junger Mann, der dies hörte und sich vornahm, der Königstochter diese Ringe zu verschaffen. Lange zog er in der Welt herum ohne zu erfahren, wo er den Sonnenkönig, den Mondkönig oder den Wolkenkönig antreffen könne. Da kam er einmal abends in einen großen Wald, wo er auf einem hohen Felsen eine Keschalyi [1]) sitzen fand. Er wollte schon davonlaufen, aber die Keschalyi rief ihm zu: „Komm' her oder ich werfe dir einen Stein nach, der dich in tausend Stücke zertrümmert!" Der junge Mann kehrte also um und ging zur Keschalyi hin. Diese sprach nun also zu ihm: „Ich weiß, was du suchst und werde dir helfen, die drei Ringe zu erlangen; doch mußt du mich vorerst kämmen!" Drauf kämmte der junge Mann die langen Haare der Keschalyi, die bis ins Tal hinabreichten. So oft er mit dem Kamme durch die schwarzen Haare fuhr, krachte und donnerte es und Blitze flogen durch die Luft. Als er mit dem Kämmen fertig war, sprach die Keschalyi also zu ihm: „Hier hast du ein Haar von meinem Haupte! Bleibe hier bis morgen abends. Bald kommen die schwarzen Kühe des Mondkönigs in diesen Wald; dann gehe mit meinem Haare hin zu den Kühen und nimm dir einen Ring von ihren Hörnern. Morgen in der Frühe kommen die weißen Kühe des Sonnenkönigs her; mit diesen mache es ebenso. Später kommen die gelben Kühe des Wolkenkönigs, mit diesen mache es dann ebenso." Hierauf gab sie dem Jüngling ein Haar von ihrem Haupte und verschwand.

Wie die Keschalyi es gesagt hatte, so geschah es auch. In der Nacht kamen die schwarzen Kühe des Mondkönigs in den Wald. Der junge Mann nahm

---

[1]) S. Anmerk. zum 12. Märchen.

das Haar der Keschalyi hervor und ging damit auf die Kühe los, die nun stehen blieben. Alle hatten viele goldene Ringe an den Hörnern und der Jüngling nahm einer derselben einen Ring vom Horn herab und steckte denselben in seine Tasche. Am nächsten Tage kamen die weißen Kühe des Sonnenkönigs und der junge Mann nahm sich einen Ring vom Horn einer der Kühe. Später kamen die gelben Kühe des Wolkenkönigs und auch von diesen nahm sich der Jüngling einen Ring. Nun hatte er die drei Ringe, welche sich die schöne Königstochter gewünscht hatte. Hierauf begab er sich nach Hause und ging zur schönen Königstochter, zu der er also sprach: „Hier bringe ich dir die drei Ringe, welche du dir gewünscht hast.“ Er übergab ihr nun dieselben und die Königstochter freute sich gar sehr, als sie die drei prachtvollen Ringe in der Hand hielt und sie sprach also zum jungen Manne: „Ich werde nun deine Frau und wenn der Drache kommt, so fürchte dich nicht, denn, so Gott will, werden wir ihn tödten!“ Der alte König veranstaltete nun eine prachtvolle Hochzeit und die schöne Königstochter wurde die Frau des jungen Mannes. Von der Zeit an trug die junge Frau an ihrem Finger stets den Ring des Mondkönigs.

Nach einem Jahr kam die Königstochter in gesegnete Umstände und gebar einen schönen Knaben, der gleich nach seiner Geburt herumlaufen und sprechen konnte. Von Tag zu Tag wurde er immer stärker und schon am siebenten Tage konnte er einen so großen Stein hoch in die Luft werfen, den gewiß zehn Pferde nicht von der Stelle hätten rühren können. Die Königstochter steckte nun den Ring des Sonnenkönigs an den Finger und als sie nach einem Jahre in gesegnete Umstände kam, da gebar sie abermals einen schönen Knaben, der gleich nach seiner Geburt herumlaufen und sprechen

konnte. Wenn er wollte, so konnte er aus seinem Munde so heiß blasen, daß Alles ringsum zu Asche verbrannte. Da steckte die Königstochter den Ring des Wolkenkönigs an ihren Finger und als sie nach einem Jahre in gesegnete Umstände kam, da gebar sie abermals einen schönen Knaben, der gleich nach seiner Geburt herumlaufen und sprechen konnte. Wenn er wollte, so spie er aus seinem Munde Kugeln, die so weit hinflogen und so sicher trafen, wie die besten Kugeln aus den besten Flintengeschossen.

Die Zeit verging und mit dem Ende des zehnten Jahres kam der große Drache vor die Stadt und schrie so stark, daß die Häuser erzitterten: „Wo ist die Königstochter! Gebt sie her oder ich fresse euch Alle auf!“ Da schickte die Königstochter ihre drei Söhne vor die Stadt. Der Jüngste begann auf den Drachen Kugeln zu speien, die sein Fell wie ein Sieb durchlöcherten. Der Zweite begann so heiß zu blasen, daß der Drache Feuer fing; und der Aelteste warf fortwährend große Felsen auf ihn. In kurzer Zeit verreckte der Drache und ging sammt den Felsen und Kugeln, welche die Brüder auf ihn geworfen hatten, in Rauch auf. Da freuten sich alle Leute und wählten mit der Zeit die starken Brüder zu ihren Königen. Weder Menschen noch Drachen getrauten sich, den Kampf mit ihnen aufzunehmen und als sie starben, weinten alle Leute, denn so gute und starke Könige hat es auf der Erde nie gegeben.

14.

Die Braut des Phuvusch.[1]

Es war einmal ein armer Mann, der hatte nur ein einziges Kind, eine wunderschöne Tochter. Es war

[1]) Die Phuvusche sind unterirdische Wesen, die in der Erde

sehr arm, aber er konnte doch von einem Tag zum andern leben, denn wenn er auch im Dorfe nicht immer Arbeit fand, so gab man doch der schönen Maid gerne irgend eine Beschäftigung, damit sie sich Geld verdiene. So traf es sich denn nie, daß der arme Mann hungrig zu Bette ging; er bekam von seiner Tochter jeden Tag wohlschmeckende Speisen zu essen und Branntwein zu trinken, ob er nun etwas Geld verdient hatte oder nicht. Trotzdem war er stets traurig und seit dem Leichenbegängniß seiner Frau hatte ihn Niemand lachen gesehen. Die Leute dachten sich, er betrauere sein Weib so sehr; aber sie täuschten sich, denn der Mann war um etwas ganz anderes so traurig. Als sein Weib vor sieben Jahren starb, da hatte er keinen einzigen Kreuzer in der Tasche um einen Sarg zu kaufen und den Popen bezahlen zu können. Als seine Frau die Augen geschlossen hatte, da ging der arme Mann hinaus auf das Feld, wo er sich auf einen Grenzstein niedersetzte und bitterlich weinte. Da kroch aus einem Erdloch ein Phuvusch hervor und sprach also zum Manne: „Zwei Männer, die heute hier vorüberkamen, erzählten sich, daß du deine gestorbene Frau nicht begraben lassen kannst! Nun, ich will dir helfen und Geld für einen Sarg und den Popen geben, wenn du versprichst, deine Tochter mir nach sieben Jahren zu überliefern! Ich will sie zum Weibe haben!“ Der Mann überlegte die Sache und sprach endlich zum Phuvusch: „Gut, ich will dir nach sieben Jahren meine Tochter geben!“ Hierauf gab ihm der Phuvusch einige Goldstücke und der Mann ließ nun sein todtes Weib bestatten. Seit der Zeit war er stets traurig und Niemand sah ihn mehr lachen.

---

ganze Städte bewohnen. Sie sind klein und häßlich von Gestalt und rauben gerne irdische Frauen, mit denen sie ihr Geschlecht fortpflanzen.

Die sieben Jahre waren bald um. Die Tochter des armen Mannes war eine schöne Maid geworden und hatte einen schönen Burschen, Namens Anrus (Andreas) zum Geliebten. Dieser wollte die Maid im nächsten Faschinge heiraten. Schon war der Hochzeitstag nahe, als eines Abends der arme Mann zu seiner Tochter sprach: „Komm' mit mir! ich will auf das Feld gehen!“ Die Maid ging nun mit ihrem Vater hinaus auf das Feld und als sie an dem Orte standen, wo dem Manne vor sieben Jahren der Phuvusch die Goldstücke gegeben hatte, da sprach der Vater zu seiner Tochter: „Bleibe hier, mein Kind; ich gehe nur bis an den Wald, um Reisig zu sammeln!“ Der Mann küßte seine Tochter und lief dann, wie er nur laufen konnte, zurück ins Dorf. Der Phuvusch kroch aus dem Erdloch hervor und trug die schöne Maid hinab unter die Erde, wo das Land der Phuvusche liegt.

Am nächsten Abend kam Anrus in die Hütte des armen Mannes und fragte nach seiner Geliebten. Der Mann erzählte ihm weinend, daß gestern ein Phuvusch die Maid entführt habe. Anrus war untröstlich und ließ sich vom Manne an den Ort führen, wo gestern der Phuvusch seine Geliebte geholt hatte. Als ihm der Mann die Erdhöhle zeigte, da ging er sofort hinein, aber er mußte bald umkehren, denn ein großer Stein versperrte den Eingang in das Land der Phuvusche. Als Anrus aus dem Erdloch hervorkroch, sprach er zum Vater seiner Geliebten: „Gehe nach Hause! ich werde hier bleiben, bis daß ich etwas ersinne, um ins Land der Phuvusche zu kommen.“

Während der arme Mann in seiner Hütte einsam und allein saß, stand Anrus draußen auf dem Felde vor dem Erdloch und wartete auf den Phuvusch. Endlich kam dieser aus der Höhle hervor. Als er Anrus

erblickte, sprach er: „Was suchst du hier?“ Der Bursche versetzte: „Ich suche einen Dienst und finde keinen!“ Hierauf sprach der Phuvusch: „Komm' mit mir ins Land der Phuvusche, dort will ich dir schon eine Beschäftigung geben!“ Das war nun unserem Anrus eben recht. Er ging also mit dem Phuvusch weg und als sie an den großen Stein kamen, da nahm der Phuvusch aus seiner Tasche ein rotes Ei hervor, mit dem er den Stein berührte. Dieser schob sich bei Seite und sie traten ins dunkle Land der Phuvusche. Da steckte der Phuvusch das rote Ei in die Tasche und warf ein weißes auf die Erde, das wie die Sonne so hell leuchtete und langsam vor ihnen herrollte. Sie kamen an vielen Häusern vorbei in denen lauter Phuvusche wohnten. Als sie ins Haus des Phuvusch eintraten, da erblickte Anrus seine Geliebte, die in einem Winkel saß und weinte. Er winkte ihr zu schweigen. Der Phuvusch sprach nun zum Jüngling: „Diese Maid wird übermorgen meine Frau und du hast ihr, so wie mir zu folgen und Alles zu tun, was sie dir befiehlt. Hier ist eine schwarze Henne! Dieser hast du täglich das Fressen und das Wasser zu geben! Doch darfst du sie mit deiner Hand nie berühren, denn dann stirbt sie und ich tödte dich!“ Anrus versprach Alles zu tun, was man ihm auftrage und wurde also der Diener des Phuvusch. Er gab der Henne das Futter und Wasser, fegte das Haus aus und war den ganzen Tag über tätig.

Am nächsten Tage ging der Phuvusch hinauf auf die Erde und da konnte denn Anrus mit seiner Geliebten sprechen. „Wie sollen wir von hier auf die Erde zurückkehren?“ fragte die Maid. Anrus versetzte: „Das weiß ich nicht! Aber lieber will ich dich todt sehen, als daß du das Weib des häßlichen Phuvusch

werdest!“ Da sagte die Maid: „Weißt du, warum der Phuvusch diese schwarze Henne so bewachen läßt? Nun ich will es dir sagen! Der dumme Phuvusch erzählte mir, daß diese Henne drei Eier in ihrem Innern berge; ein rotes, ein weißes und ein schwarzes Ei; das schwarze enthält seine Kraft und wer es besitzt, dem könne er nichts anhaben und wer es ins Wasser wirft, der nimmt ihm das Leben!“ Voller Freude sprach nun Anrus: „In der Nacht, wenn der Phuvusch schläft, will ich die Henne mit meiner Hand berühren und tödten; dann nehmen wir die Eier und kehren auf die Erde zurück!“ Und so geschah es auch.

Der Phuvusch kehrte abends heim und legte sich nieder. Als er schlief, berührte Anrus die schwarze Henne und als diese krepirte, da nahm er aus ihrem Bauch die drei Eier heraus und steckte sie in seinen Sack. Hierauf ging er mit seiner Geliebten ins Freie hinaus. Dort war es so dunkel, daß man gar nichts sehen konnte; Anrus aber nahm das weiße Ei aus seiner Tasche heraus und legte es auf den Boden; es leuchtete wie die Sonne so hell und rollte langsam voraus. Anrus und seine Geliebte folgten ihm und als sie vor dem großen Steine standen, da nahmen sie das rote Ei hervor und berührten damit den Stein. Dieser schob sich bei Seite und — Anrus und seine Geliebte waren wieder droben auf der Erde. Sie liefen nun so schnell sie nur konnten und warfen das schwarze Ei in den nächsten Fluß. Da erzitterte die Erde so stark, daß sie sich nicht auf den Füßen halten konnten und auf den Boden fielen. Anrus sprach: „Jetzt ist der Phuvusch gestorben! [2])

---

[2]) Das Erdbeben heißen die Zigeuner in manchen Gegenden Siebenbürgens und Südungarns: „Phuvusch-Tod“ (meriben

Als sie in die Hütte des armen Mannes kamen, da begann erst die rechte Freude! Anrus und die schöne Maid wurden ein Paar und lebten nun in Glück und Freuden. Als sie die Hochzeit abhielten, da lachte der arme Mann seit sieben Jahren wieder einmal.

15.

Der Phuvusch-Mann und der arme Besenbinder.

Es lebte einmal ein gar armer Zigeuner, der band den ganzen lieben Sommer und Winter hindurch Besen, die er den Frauen in der Stadt verkaufte. Einmal schlug er sein Zelt am Rande eines Waldes auf, wo er viele Ruten fand und aus denen er den ganzen Sommer über viele hundert Besen zu binden gedachte. Doch nicht lange sollte er an dem Orte verweilen; denn schon in der ersten Nacht sah sein Weib einen Phuvusch-Mann [1]) im Zelte ein- und ausgehen, der alle Gerätschaften ins Freie hinaustrug. Am nächsten Morgen war das Zelt leer und der Zigeuner mußte nun mit seinem Weibe die im Walde zerstreuten Gerätschaften sammeln und wieder ins Zelt zurücktragen. In der nächsten Nacht geschah dasselbe. Der Phuvusch kam wieder und schleppte alle Geräthschaften hinaus in den Wald. Am nächsten Morgen sprach die Frau zu ihrem Manne: „Hör', hier muß irgendwo der Eingang zu einer Phuvusch-Stadt sich befinden. Wir haben unser Zelt wahrscheinlich an dem Orte aufgeschlagen, wo die Phuvusche ein- und auszugehen pflegen!" Der Mann

---

pçuvuseskro) und glauben, daß bei dieser Gelegenheit ein Phuvusch stirbt, indem Jemand das schwarze Ei der Henne erlangt und ins Wasser geworfen hat.

[1]) S. Anmerk. 1 zum 14. Märchen.

versetzte: „Du hast recht! wir müssen unser Zelt weiter tragen und an einem andern Orte aufschlagen!“ Hierauf brachen sie das Zelt ab und schlugen dasselbe anderswo auf. Der Zigeuner ging schon am nächsten Tage zurück an den Ort, wo sein Zelt gestanden und schnitt sich Ruten, um Besen zu binden. Er arbeitete den ganzen Tag über gar fleißig und als er schon viele Besen gebunden hatte, legte er dieselben auf einen großen Stein, der sich fest an dem Ort befand, wo noch gestern sein Zelt gestanden. Drauf ging er weiter um sich noch einige Ruten zu schneiden. Als er zurückkehrte, da waren alle seine Besen verschwunden; auf dem großen Steine aber lagen viele Goldstücke. Voll Freude steckte der arme Besenbinder das viele Geld in seinen Sack und lief, was er nur laufen konnte, zu seinem Zelte. Dort erzählte er seiner Frau, was ihn betroffen habe. Sie glaubte es ihm nicht und sprach: „Morgen gehe ich mit dir und werde dann sehen, ob du wahr gesprochen; ich glaube aber, du hast das Geld gestohlen!“ —

Am nächsten Tage also gingen der Besenbinder und seine Frau an den Ort, wo früher ihr Zelt gestanden und als sie einige Besen gebunden hatten, da legten sie dieselben auf den großen Stein und setzten sich dann bei Seite. Bald hob sich der Stein in die Höhe und ein Phuvusch kroch hervor und warf die Besen hinab in das Loch, aus dem er hervorgestiegen war. Hierauf sprach er zum Besenbinder und seiner Frau: „Ihr seid brave Leute und ich danke euch, daß ihr euer Zelt nach einem andern Ort verlegt habt. Hier habt ihr Gold!“ Und er füllte die Säcke der beiden Eheleute mit lauterem Golde und sprach dann also zu ihnen: „Jetzt gehet, wohin ihr wollt! doch nie in euerem Leben kommt an diesen Ort zurück, denn es könnte euch dann schlecht ergehen!“ Hierauf verschwand er; der Besenbinder aber

und seine Frau schleppten mit schwerer Mühe ihre Säcke voll Gold zu ihrem Zelte und lebten von nun an in Glück und Freude.

16.

*Das Phuvusch-Weib.

Vor vielen Jahren ereignete es sich, daß der Stamm der Kukuya [1]) an den Quellen des Altflusses seine Zelte aufgeschlagen hatte. Zum Stamme gehörte auch ein junger Bursche, Namens Niku, den Jedermann lieb hatte, weil er jedem Menschen half und mit Jedermann seinen letzten Bissen teilte. Das war auch der Grund, daß er es im Leben zu Nichts brachte. Schon einigemal hatte er heiraten wollen, und hatte fleißig gearbeitet und sein Geld gespart, um seinen zukünftigen Schwiegereltern ein passendes Geschenk zu geben, aber stets kam ihm irgend etwas in die Quere. Bald war seine Mutter krank und ihre Krankheit verzehrte sein Geld, bald borgte er Diesem oder Jenem, der ihm das geliehene Geld nie oder wenigstens nicht zur rechten Zeit zurückgab. Daher kam es, daß der gute Niku auch nach dem Tode seiner Mutter unverheiratet blieb. Die Burschen und Mädchen neckten ihn deßhalb gar oft, er aber schwieg stets, wenn man ihn zur Rede stellte, warum er nicht heirate. So geschah es auch an dem Abend, an welchem der Stamm der Kukuya sich am Altfluß gelagert hatte. Die Burschen und Mädchen neckten wieder den armen Niku und dieser wich ihnen abermals aus und ging von den Zelten weg an das Ufer des Flusses, wo er sich auf einen Stein niedersetzte. Während er hier saß, kam aus einer Spalte

[1]) S. das 3. Stück.

der Erde ein Phuvusch-Weib [1]) hervor, setzte sich auf einen Stein dem armen Niku gegenüber und begann sich zu kämmen. Nach einer Weile sprach das Phuvusch-Weib also zu Niku: „Ich friere; zünde ein Feuer an!“ Niku gehorchte, sammelte Reisig und gar bald brannte ein helles Feuer vor dem Phuvusch-Weib. — Niku wollte sich darauf entfernen, aber das Phuvusch-Weib sprach zu ihm: „Bleibe hier, bis ich mich gekämmt habe!“ Und Niku blieb. Als sich das Weib gekämmt hatte, warf es eine Handvoll Haare in das Feuer und sprach dann also: „Du bist ein guter Mensch, Niku! Ich will dich belohnen! Wenn ich fortgegangen bin, dann sammle die Kohlen in den Hut und trage dieselben in dein Zelt.“ Darauf verschwand das Phuvusch-Weib, Niku aber sammelte die Kohlen in seinen Hut und bemerkte dabei zu seinem größten Erstaunen, daß die Kohlen nicht brannten, sondern kalt wie das Eis waren. Er trug nun die Kohlen in sein Zelt und legte sich nieder. Am andern Morgen in der Frühe sah er nach seinen Kohlen, die sich inzwischen in blanke Goldstücke verwandelt hatten. Niku war nun ein reicher Mann und heiratete gar bald das schönste Mädchen seines Stammes. Er lebte mit seiner Frau in Glück und Zufriedenheit, als er aber starb, verschwand auch sein großer Reichtum und seine Enkel sind heute grade so arm, wie er es in seinen jungen Jahren gewesen ist.

17.

Der Phuvusch-Mann und die Gänsehirtin.

Es lebte einmal in einem Dorfe eine sehr schöne, junge Maid, die bei einem gar strengen Herrn als

[1]) S. Anmerk. 1 zum 14. Märchen.

Gänsehirtin diente. Der Herr war Wittwer und stellte der armen Maid überall nach und da sie sich seinem Willen nicht ergab, so drohte er ihr, er wolle sie demnächst nackt ausziehen und vor allen Leuten prügeln lassen, sobald ihr eine Gans abhanden käme. Die arme Maid sorgte nun auf die Gänse, wie auf ihre beiden Augen, aber trotzdem traf es sich einmal, daß eine Gans in eine tiefe Erdhöhle fiel und nicht mehr zum Vorschein kam. Die arme Maid stand vor dem tiefen Loche und weinte gar sehr, da sie die Gans nicht mehr sah und sich vor der Strafe ihres Herrn fürchtete. Während sie dastand und weinte, stieg aus dem Loche ein Phuvusch [1]) hervor und sprach also zu ihr: „Warum weinst du?“ — „Eine meiner Gänse ist in dieses Loch gefallen“, entgegnete die Gänsehirtin, „und wenn ich ohne dieselbe nach Hause zurückkehre, so schlägt mich mein Herr!“ — „Nun“, sagte drauf der Phuvusch, „das ist sehr schlecht, wenn dich, du schöne Maid, dein Herr wegen einer Gans schlägt. Was gibst du mir, wenn ich dir die Gans hervorhole?“ — „Mein Leben!“ entgegnete die Maid, „Alles gebe ich dir, was ich besitze!“ — „Gut, es gilt!“ sagte der Phuvusch-Mann und verschwand im Loche. Bald kam er mit der Gans hervor und übergab sie der Maid. Nun aber sprach er also zu ihr: „Du hast mir gesagt, daß du mir dein Leben und Alles, was du hast geben wirst, wenn ich dir die Gans hole. Hier hast du die Gans und ich will nun, daß du meine Frau werdest!“ Da erschrack die Maid und sprach: „Wie soll ich Arme, mein ganzes Leben hindurch unter der Erde wohnen? Laß' mich die Gänse nach Hause treiben, dann komme ich wieder her zurück und werde dir dann sagen, ob ich deine Frau

[1]) S. Anmerk. 1. zum 14. Märchen.

werden kann oder nicht!“ — „Wenn du nicht zurückkommst“, versetzte der Phuvusch, „so werde ich dich schon holen, aber dann wirst du auch sterben müssen.“ Drauf verschwand er und die arme Maid trieb ihre Gänse nach Hause.

Im Hofe des strengen Herrn lebte eine alte Frau, die das arme Mädchen gar lieb hatte. Zu dieser ging nun die Gänsehirtin und klagte ihr Leid. „Du mußt zurückgehen,“ sprach die alte Frau, „und dem Phuvusch sagen, daß du seine Frau wirst, wenn er dir ein seidenes Gewand verfertigt, so zart und dünn, daß es in einer Nußschale Platz hat!“ Hierauf ging die arme Maid zurück zum Loch und als der Phuvusch hervorkroch, da brachte sie ihren Wunsch vor. Der Phuvusch sprach darauf also zu ihr: „Komme morgen abends wieder her und du wirst das seidene Gewand erhalten!“ Als nun die arme Maid nach Hause ging und der alten Frau erzählte, was ihr der Phuvusch gesagt, da sprach dieselbe also: „Gehe morgen hin und wenn der Phuvusch das seidene Gewand bringt, so sage zu ihm, du würdest seine Frau werden, wenn er dir ein silbernes Gewand mache, so zart und leicht, daß es in einer Nußschale Platz hat.“

Am nächsten Abend ging die Gänsehirtin hin zum Loch, wo sie der Phuvusch-Mann mit dem seidenen Gewande schon erwartete. Die Maid steckte es in die Nußschale und verbarg diese in ihren Busen. Hierauf sagte sie: „Ich will deine Frau werden, wenn du mir ein silbernes Gewand verfertigst, das in einer Nußschale Platz findet.“ — „Komme morgen abends wieder her“, sprach der Phuvusch, „und du sollst das silberne Gewand erhalten! Doch wisse, daß ich dir nur drei Wünsche erfülle und dann mußt du meine Frau werden!“ Drauf verschwand er. Als nun die Gänse-

Hirtin zur alten Frau kam und ihr das seidene Gewand in der Nußschale zeigte, da sprach dieselbe also: „Gehe morgen hin und wenn er auch das silberne Gewand verfertigt hat, dann verlange von ihm ein Gewand aus Mückenhäuten, das wird er gewiß nicht machen können!“ Als am nächsten Abend die Maid zum Loch ging, da kam der Phuvusch-Mann herbei und übergab ihr das silberne Gewand in der Nußschale. Da sagte ihm die Maid, sie wolle ein Gewand aus Mückenhäuten haben. Drauf sagte der Phuvusch: „Gut, du sollst es morgen abends haben! Aber dann mußt du meine Frau werden!“ Die Maid ging nach Hause und als sie am nächsten Abend zum Loche kam, übergab ihr der Phuvusch das Gewand aus Mückenhäuten und sprach: „Jetzt komme in meine Wohnung und werde meine Frau oder du mußt sterben!“ Weinend stieg nun die arme Maid mit dem Phuvusch hinab in das dunkle Loch, tief unter die Erde. Dort waren so wie hier auf der Erde, viele Häuser, schön und prachtvoll erbaut; dort wohnten Phuvusche. Die Maid ward nun die Frau des Phuvusch und lebte mit ihm in Glück und Frieden, nur konnte sie sich an die ewige Dunkelheit nicht gewöhnen. Trotzdem viele tausend Kerzen überall brannten, so sehnte sich doch die Maid nach dem Sonnenlicht. Da erlaubte ihr der Phuvusch, daß sie jedes Jahr im Sommer einige Monate oben auf der Erde lebe, im Winter aber zu ihm unter die Erde zurückkehre. So lebte sie nun froh und glücklich und wenn sie noch nicht gestorben ist, so lebt sie auch noch jetzt.

18.

Das Schlangenkind. [1]

Es lebten in einem Dorfe ein Mann und eine Frau, die hatten keine Kinder und waren darüber sehr betrübt. Da traf es sich einmal, daß die Frau in den Wald ging, um Reisig zu sammeln. Als sie sich auf den Boden bückte, um einen abgebrochenen, dürren Ast aufzuheben, da sah sie aus der Erde eine wunderschöne Blume hervorsprießen. Die Frau wollte sie pflücken, aber so oft sie nach ihr griff, zog sich die Blume in die Erde zurück. Endlich gelang es ihr einmal die Blume zu erfassen; aber sie konnte dieselbe nicht aus der Erde reißen; es war als ob sie aus Eisen wäre oder als ob ihre Wurzeln Jemand mit Ketten an die Erde gefesselt hätte. Da dachte bei sich das Weib: Ich will an der schönen Blume wenigstens riechen, wenn ich sie schon nicht abpflücken kann! — Und sie beugte sich über die Blume und roch an ihr. Da fühlte sie sich schwanger und als sie nach Hause kam, erzählte sie es ihrem Manne. Der Mann sprach: „Das haben sicher die Phuvusche [2]) getan! Die haben dir die Blume zum riechen hingereicht!"

Die Zeit verging und nach neun Monaten kam die Frau nieder und gebar eine männliche Schlange. Da waren die Eltern untröstlich und versteckten ihr Schlangenkind vor den Augen der Welt. Den ganzen Tag über war es in einer dunklen Kammer versteckt und nur in der Nacht nahm es die Mutter zu sich und

---

[1]) Verwandt ein rumänisches Märchen, mitgeteilt von Obert, im „Ausland" (1857 Nr. 43 S. 1029); doch schon auf den ersten Blick ergibt sich das Zigeuner-Märchen als ältere Fassung. Vgl. auch Benfey, Pantschatantra I. S. 265 ff.

[2]) S. Anmerkung 1 zum 14. Märchen.

schlief mit ihm auf einem Lager. Niemand im ganzen Dorfe wußte, daß diese Frau ein Schlangenkind besitze, denn beinahe zwanzig Jahre lang lebte die Schlange in der dunklen Kammer. Als zwanzig Jahre um waren, sprach der Schlangensohn zu seiner Mutter: „Ich will hinaus in den Hof!“ Da erschrack die Frau und bat ihr Kind im Hause zu bleiben, denn die Leute würden es erschlagen, wenn sie es erblickten. Aber der Schlangensohn versetzte: „Fürchte dich nicht Mutter! Mir kann Niemand was anhaben!“ Die Frau mußte also ihren Sohn in den Hof hinauslassen, wo derselbe von nun an den ganzen Tag über in der Sonne lag und schlief. Die Leute, welche die Schlange sahen, riefen der Frau zu: „Was hast du für eine häßliche Schlange in deinem Hofe!“ Und Viele wollten die Schlange todtschlagen, aber so oft Jemand ihren Leib mit einem Stein oder Stabe berührte, so sprangen aus der Schlange Funken hervor, welche den Menschen stark verbrannten. Mit der Zeit ließ also Jedermann ab, der Schlange ein Leid zuzufügen und so lebte dieselbe in Ruhe und Frieden.

Im Nachbarhause wohnte eine alte Frau mit ihrer wunderschönen Tochter. Die Maid kam oft zur Schlange herüber und warf ihr hin und wieder Obst oder Brot hin, welches dieselbe verschlang. Einmal kam die schöne Maid wieder zum Schlangensohn und blieb vor ihm stehen. Da sprach dieser also zu ihr: „Du bist eine gar schöne Maid und ich möchte dich zum Weibe haben. Sprich, was soll ich dir geben, wenn du meine Frau werden willst?“ Die schöne Maid lachte hell auf und versetzte: „Du bist eine dumme Schlange! Doch, gut! ich will deine Frau werden, wenn du mir gleich, aber gleich die Schürze mit Goldstücken anfüllst!“ Da kroch die Schlange an die Maid heran und sprach: „Also

halte deine Schürze zusammen!“ Und als dies die Maid tat, öffnete der Schlangensohn sein Maul und spie lauter Goldstücke in die zusammengehaltene Schürze der Maid. Als die Schürze voll war, konnte sie die Maid kaum nach Hause tragen. Also wurde der Schlangensohn der Mann der schönen Maid. Als sie sich abends niederlegten, sprach der Schlangensohn zu seiner Frau: „Spei' mir dreimal in den Mund!“ Als dies die Maid tat, fiel das Schlangenkleid vom Schlangensohn herab und dieser verwandelte sich in einen wunderschönen Jüngling. Das war der schönen Maid eben recht! . . . In der Frühe verwandelte sich der Jüngling wieder in den Schlangensohn, schlich hinaus in den Hof, wo er sich in die Sonne legte und schlief. Abends wurde er wieder ein schöner Jüngling. So ging dies ein Jahr lang. Die Maid war schon in gesegneten Umständen und da dachte sie bei sich: Ich will das Schlangenkleid meines Mannes verbrennen; vielleicht bleibt er dann stets der schöne Jüngling! — Und sie tat es denn auch. In der Nacht, als der Schlangensohn sich in einen schönen Jüngling verwandelt hatte und bei ihr lag, stand sie auf und verbrannte sein Schlangenkleid. Als dies der Jüngling sah, sprang er vom Lager auf und wollte sein Schlangenkleid retten, aber er kam zu spät; das Schlangenkleid war schon verbrannt und er konnte sich nicht mehr in die Schlange zurückverwandeln. Da verfluchte er sein Weib und sprach: „Du sollst nicht eher gebären können, als bis ich dich nicht wieder befruchte; was aber nie geschehen wird! Denn dadurch, daß du mir das Schlangenkleid verbranntest, hast du mich entmannt!“ Er verließ noch in dieser Nacht seine Frau und zog in die Welt; seiner Frau aber wuchsen sieben eiserne Reifen um den schwangern Leib.

Die arme Frau hatte nun ihre Not und Qual, denn sie konnte das Kind ihres Leibes nicht zur Welt bringen. Der schöne Jüngling zog in ein anderes Dorf und verdingte sich bei einem Bauern als Kuhhirt. Da traf es sich einmal, daß er am Rande eines Baches saß und an seine Frau dachte, die er noch immer sehr liebte. Und er sprach zu sich selbst: „Was soll ich tun? ich kann nicht mehr zu ihr zurückkehren, denn ich bin entmannt und kann sie nicht mehr befruchten!" Hierauf spie er in den Bach. Da kam ein Fischlein herangeschwommen und verschlang den Speichel [2]). Das Fischlein schwamm weiter und kam an den Ort, wo die arme Frau des Jünglings wohnte. Diese saß grade am Rande des Baches und als sie das Fischlein sah, fing sie es ab und trug es in ihre Hütte, wo sie dasselbe kochte und dann verzehrte. Kaum hatte sie den letzten Bissen hinabgeschluckt, da sprangen die sieben eisernen Reife, die um ihren Leib gewachsen waren, klirrend auf die Erde herab und die Frau brachte ein schönes Knäblein zur Welt. Nun suchte sie ihren Mann überall in der Welt und als sie ihn endlich fand, da könnt ihr euch die große Freude denken, die sie Beide hatten! Sie lebten nun bis an ihr Lebensende in Glück und Frieden mit einander.

19.

Der Maschurdalo und der Hirte.[1])

Ein armer Hirte hütete am Rande eines Waldes die Schafe der Dorfbewohner. Jahr aus Jahr ein

---

[2]) Ein alter indischer Zug. Siehe Anmerkung 1 zum 48. Märchen.

[1]) Der Maschurdalo (richtiger wohl Maschmurdalo d. i. Fleischtödter) ist ein Riese, der große Vorliebe für Fleisch, besonders Menschenfleisch hat, doch muß dasselbe von gesunden

trieb er die Heerde abends ins Dorf zurück und nie fehlte ein Schaf; um so mehr wunderte er sich und die Leute, als ihm seit einer Zeit ein Schaf nach dem andern verloren ging, ohne daß der arme Hirte sich denken konnte, wo sie hinkamen. Da sah er eines Tages, wie ein Maschurdalo heimlich ein Schaf abfing und damit im Walde verschwand. Als er abends die Heerde nach Hause trieb und den Leuten erzählte, was er gesehen habe, da glaubte man seinen Worten nicht und der Richter des Dorfes sprach zu ihm: „Du lügst! Wir brauchen solchen Hirten nicht; hier hast du deinen Lohn und kannst gehen, wohin du willst!“ Hierauf zahlte er ihm seinen Lohn aus und schickte ihn fort.

Der arme Hirte wußte nun nicht, was er anfangen solle, denn seinen Lohn verzehrte er gar bald und fand keine Arbeit im Dorfe, da Jedermann sagte: „Du hast unsere Schafe gestohlen! Wir brauchen dich und deine Arbeit nicht!“ Das tat dem armen Hirten gar weh und er beschloß, dem Maschurdalo aufzulauern und ihn zu tödten. Er ging also hinaus in den Wald und legte sich an de Stelle nieder, wo er den Maschurdalo zuletzt das Schaf stehlen sah. Er brauchte nicht lange zu warten, denn bald kam der Maschurdalo heran und als er den Hirten bewegungslos auf der Erde liegen sah, sprach er zu sich selbst: „Der Kerl ist erfroren; ich will ihn nach Hause tragen und neben den Herd setzen, damit er auftaue; dann will ich ihn kochen!“ So dachte der dumme Maschurdalo, obwohl es ja mitten im Sommer war. Er lud also den Hirten auf die

Individuen herrühren. Er haust in Einöden und Wäldern, wo er Tieren und Menschen auflauert. In Folge seiner großen Dummheit und Leichtgläubigkeit wird er von den Menschen gar häufig überlistet und seiner großen Schätze beraubt. Wer ihm in der Not beisteht, dem ist er stets behülflich.

Schultern und trug ihn hinauf ins Gebirge, wo seine Hütte sich befand; dort legte er ihn neben den Herd nieder, damit er auftaue. Dann rief er seine drei kleinen Söhne herbei und sprach zu ihnen also: „Kommt, laßt uns die Messer schleifen! Ich habe einen Menschen gebracht, den wollen wir abschlachten und dann verzehren; doch vorerst muß er auftauen! Der arme Kerl ist erfroren!“ Nun gingen sie vor die Hütte und der alte Maschurdalo schliff sein großes Messer. Als er damit fertig war, sprach er zu seinem ältesten Sohne: „Geh' und hole dein Messer, damit wir es auch schleifen!“ Als der Knabe in die Hütte hineinging und sein Messer am Herde suchte, sprang der Hirte auf und versetzte ihm mit seinem Beil einen Schlag auf das Haupt, daß er sofort lautlos zusammenbrach und verschied; draußen vor der Hütte aber sprach der Maschurdalo zu seinem mittlern Söhnchen: „Dein Bruder, der Faulpelz, hat sich gewiß niedergelegt und schläft! Geh' und hole du dein Messer!“ Der zweite Sohn ging in die Hütte hinein und wurde vom Hirten auch todtgeschlagen. Der Maschurdalo wartete und wartete, und als es ihm zu lange dauerte, da sprach er zu seinem jüngsten Söhnchen: „Deine Brüder sind so rechte Faulpelze! Geh' und hole du dein Messer!“ Und der jüngste Maschurdalo-Sohn ging auch in die Hütte hinein und wurde vom Hirten todtgeschlagen. Der alte Maschurdalo wartete und wartete nun auf seine drei Söhnchen und als keiner von ihnen kam, begann er laut zu schimpfen und rief: „Na, wartet ihr Hundejungen! Ich will euch schon geben!“ Hierauf stand er von seinem Sitze auf und wollte in die Hütte eintreten; als er aber seinen Kopf zur Tür hineinsteckte, versetzte ihm der Hirt so einen tüchtigen Axthieb auf die Stirne, daß er sogleich niederstürzte und starb.

Der arme Hirte hatte also den Maschurdalo und seine drei Söhnchen glücklich erschlagen; nun machte er sich daran, die ganze Hütte durchzusuchen. Er fand in Schränken Gold über Gold und Silber über Silber. Endlich hatte er Alles durchsucht und stand vor dem letzten Schranke. Als er auch diesen öffnete, fand er darin eine wunderschöne Jungfrau, die an schwere Ketten gefesselt war. Der Hirte fragte sie: „Was suchst du hier? Wer bist du?“ Die schöne Maid erzählte ihm nun: „Ich bin die Tochter des Pfarrers in dem und dem Dorfe. Vor zwei Wochen ging ich allein in den Wald, um Schwämme zu sammeln; da kam der Maschurdalo und entführte mich. Seine Frau war ihm vor nicht langer Zeit gestorben und er wollte nun mich zu seinem Weibe machen; ich aber wollte davon nichts wissen und er sperrte mich hier in diesen Schrank und schwor, mich nicht eher frei zu lassen, bis daß ich nicht seinen Willen befolge.“ Der Hirte befreite nun die Maid aus dem Schranke, worauf sie ins Dorf gingen und sich viele Pferde und Wagen kauften, auf welche sie das viele Gold und Silber des Maschurdalo luden. Der Hirt beschenkte Jeden, dem ein Schaf verloren gegangen war, reichlich und zog dann in das Dorf der Maid, wo er dieselbe heiratete. Ich war auch auf ihrer Hochzeit und bekam einen Mückenschenkel zu essen und von einem Weidenblatt den Tau zu trinken.

20.

Ein Maschurdalo dient einem Zigeuner.

Vor vielen, vielen Jahren ging einmal ein junger Zigeuner aus, um die Pferde seines Stammes zu suchen, die sich im Gebirge verirrt hatten. Gegen Abend wollte er zu den Zelten zurückkehren, um dann mit einigen

Männern nochmals das Gebirge nach den Pferden zu durchsuchen. Als er eine Wiese betrat, da sah er einen Maschurdalo [1]) im Grase liegen; sein Kopf war blutig und sein rechter Arm gebrochen. Der junge Zigeuner wollte schon davonlaufen, als ihm der Maschurdalo zurief: „Komm' her und fürchte dich nicht! Hilf mir in der Not und ich will dir wie ein Knecht dienen!" Der Jüngling trat also an den Maschurdalo heran, wusch ihm seinen Kopf mit Wasser, das er aus der nächsten Quelle in seinem Hute holte. Hierauf sprach der Maschurdalo: „Meine Hütte liegt dort im Walde! Gehe hin und dort wirst du eine Henne finden; schlitze ihren Bauch auf und bringe mir das Ei, das du in ihrem Innern findest!" Der Bursche lief also in die Hütte, fand dort die Henne und kam mit dem Ei zum Maschurdalo zurück. Dieser verschlang das Ei und konnte sich nun vom Boden erheben, denn das Ei enthielt ein neues Leben für ihn. Als er aufgestanden war, sprach er also zum Jüngling: „Ein fremder Maschurdalo hat meine Schätze geraubt und mich beinahe todtgeschlagen! Du hast mich vom Tode gerettet; ich will dir also ein Jahr lang dienen und dich überallhin begleiten, wohin du eben hin willst!" Hierauf nahm der Maschurdalo einen Zaum aus seiner Tasche hervor und sprach dann also zum Jüngling: „Wirf mir diesen Zaum über den Kopf und ich werde dann ein mageres, häßliches Pferd, das aber so schnell, wie der Wind fliegen kann." Der Jüngling warf also den Zaum dem Maschurdalo über den Kopf und vor ihm stand nun ein Pferd, das also zu ihm sprach: „Setze dich auf meinen Rücken! Ich will dich an den Ort tragen, wo dein Glück blüht!" Der Jüngling bestieg das Pferd

[1]) S. Anmerkung 1 zum 19. Märchen.

und fort ging es über Berg und Tal, über Fluß und Wald. Nach neun Tagen kamen sie vor eine große Stadt; dort blieb das Pferd stehen und sprach also zum Jüngling: „Hier wohnt ein reicher König, der hat eine schöne Tochter, die will er aber nur dem Manne zur Frau geben, der ihm die drei goldenen Aepfel vom Baume, der allerlei Samen trägt, bringt. Geh' du allein in die Stadt und sage dem König, daß du die Aepfel holen willst!“ Der Jüngling ließ nun das Pferd vor der Stadt zurück und ging zum König. Als er diesem sagte, daß er die drei goldenen Aepfel holen wolle, da lachten alle Leute und der König sprach: „Du bist ein dummer Zigeuner und du willst die drei goldenen Aepfel holen, die viele schöne Jünglinge nicht haben erlangen können! Nun gut, wenn du sie gerade holen willst, so kannst du es ja tun!“ Der Jüngling kehrte hierauf zum Pferde zurück und sagte ihm, daß der König und alle Leute ihn ausgelacht hätten; das Pferd versetzte: „Laß' sie nur lachen; sie werden bald nicht lachen, wenn du ihnen die drei goldenen Aepfel bringst! Der Jüngling bestieg nun das Pferd und fort ging's über Berg und Tal, über Fluß und Wald. Am neunten Tage kamen sie an einen Berg, wo ein alter Maschurdalo wohnte und da sprach das Pferd zum Jüngling: „Ich kann mit dem Maschurdalo nicht kämpfen, denn sonst können wir nicht weitergehen! Damit er dich nicht besiege, so ist es nötig, daß du Blut aus meinem Leibe trinkst. Schneide mit deinem Messer ein Loch in meinen Leib und sauge daraus das Blut, dann wirst du so stark, wie ich und kannst leicht den alten Maschurdalo besiegen! Wenn er am Boden liegt, so tödte ihn nicht, sondern verlange von ihm den Schlüssel zum goldenen Berg!“ Der Jüngling schnitt also ein Loch in den Leib des Pferdes und trank das

Blut. Hierauf setzte er sich wieder auf's Pferd und ritt zum alten Maschurdalo hin. Er kämpfte mit ihm und warf ihn endlich auf den Boden. Als er auf ihm kniete, rief er: „Ich tödte dich, wenn du mir nicht den Schlüssel zum goldenen Berge gibst!“ Der Maschurdalo gab nun dem Jüngling den Schlüssel zum goldenen Berge, worauf dieser sein Pferd bestieg und fort ging's nun über Berg und Tal, über Fluß und Wald. Am neunten Tage kamen sie vor den goldenen Berg, in welchem sich eine kleine Türe befand. Als das Pferd vor derselben stehen blieb, sprach es also zum Jüngling: „Oeffne mit dem Schlüssel die Türe! Wenn wir drinnen sind, so sperre sie wieder ab! Wir werden mit neun schwarzen Hunden kämpfen müssen; wenn wir sie gefesselt haben, dann nimm die weiße Decke, die am Baume rechts hängt. Besorge dieselbe gut, denn sie macht den, der sie sich umhängt, unsichtbar.“ Der Jüngling öffnete also die Türe und als sie im Berge drinnen waren, schloß er sie hinter sich ab. Kaum war dies geschehen, da stürzten neun schwarze Hunde auf das Pferd und den Zigeuner los. Ihr fragt mich, wie konnten sie im dunklen Berge die Hunde sehen? Ja, aber im Berge da war es so hell als ob zehn Sonnen scheinen würden! Das Pferd ergriff mit den Zähnen einen Hund nach dem andern und warf sie dann in ein großes Netz, das zwischen zwei Bäumen aufgespannt war; dort konnten sie sich nicht rühren und nun ging das Pferd mit dem Jünglinge weiter. Bald kamen sie auf eine große Wiese und das Pferd blieb stehen. Es sprach zum Jüngling: „Ich werde hier zurückbleiben, du aber gehe vorwärts; bald wirst du den Baum sehen, der alle Samen der Welt trägt. Den Baum hält eine große Schlange im Maul, die dich mit ihrem Schwanze todtschlägt, sobald sie dich erblickt; deßhalb hülle dich

in die weiße Decke ein und pflücke dann die drei goldenen Aepfel!" Der Jüngling stieg vom Pferd, nahm die Decke auf sich und ging vorwärts. Bald erblickte er den großen Baum, der alle Samen der Welt trägt. Der Baum war so groß, daß er bis in den Himmel reichte und sein Ende hielt eine riesige Schlange im Maul. Der Jüngling schlich nun heran und pflückte die drei goldenen Aepfel, die er in seine Tasche barg. Hierauf kehrte er, von der Schlange unbemerkt, zum Pferde zurück, welches ihn wieder in die Stadt des Königs führte.

Als der Jüngling dem König die drei goldenen Aepfel gab, da erhielt er die Königstochter zur Frau und lebte nun in Glück und Freude, bis an sein Lebensende; der Maschurdalo aber zog wieder in seine Hütte zurück und lebte dort, so wie er konnte.

21.

*Der gute Sohn und die Nivaschi-Tochter. [1])

Es war einmal ein armer Fischer, der hatte eine blinde Mutter. Er mußte den ganzen Tag über am Wasser sitzen und Fische fangen, damit er für sich und seine Mutter das tägliche Essen erwerbe und zu Hause hatte er obendrein Niemanden, der ihm sein Hauswesen in Ordnung halten konnte. Seine Mutter war blind und heiraten konnte er nicht, da er ja kaum sich und seine Mutter zu erhalten im Stande war. Einmal saß

---

[1]) Nivaschi heißen die unterirdischen Wesen, die in prachtvollen Wohnungen unter dem Wasser hausen und gar oft auf die Erde kommen, um den Menschen zu helfen oder zu schaden. Die Nivaschi-Töchter von außerordentlicher Schönheit, heiraten oft irdische Männer, mit denen sie dann in ihren prachtvollen Häusern in Glück und Frieden leben.

er gar traurig in seiner Hütte und dachte nach, wie er seiner Not ein Ende machen könne. Da sprach zu ihm seine Mutter: „Ich weiß, daß dich meine Blindheit sehr grämt und es tut meinem Herzen gar weh, daß es für meine blinden Augen nur ein einziges Mittel gibt, welches sie wieder sehend machen könnte!“ Drauf fragte neugierig der Bursche: „Und welches Mittel könnte deine Augen wieder sehend machen?“ Die Mutter entgegnete: „Ein Tropfen Blut aus der linken Hand einer Nivaschi-Tochter würde meine Augen sehend machen, wenn ich dieselben damit bestreichen könnte! Aber eine Nivaschi-Tochter läßt sich nicht so leicht fangen! Da mußt du dich stellen, als würdest du schlafen und rings um dich Stechapfelsamen streuen; kommt dann die Nivaschi-Tochter heran, so kann sie vom Stechapfelsamen nicht weiter und dann kannst du sie fangen und Blut aus ihrer Hand nehmen. Doch wehe dir, wenn du sie heimführen willst und nicht zuvor ihr die Schuhe von den Füßen ziehst; denn wenn du sie, ohne die Schuhe ihr abzuziehen, vom Stechapfelsamen weghebt, so wird sie dich ins Wasser stürzen und du mußt ihr Diener werden.“ Der Sohn hörte der Mutter aufmerksam zu und da es eben spät abends war, so nahm er den Stechapfelsack seiner Mutter in die Hand und ging hinaus an den Fluß. Dort streute er den Stechapfelsamen [1]) auf die Erde und legte sich nieder und tat, als ob er schliefe.

Um Mitternacht hörte er auf einmal im Wasser ein wundervolles Lied ertönen und zwei schöne Nivaschi-Töchter stiegen ans Land. Sie hatten schneeweiße Kleider und rote Schuhe an. Sie waren so schön, wie kein Mädchen der Welt und ihre Augen glänzten so

---

[1]) S. Anmerkung 1 zum 7. Märchen.

licht, wie die Sterne des Himmels. Als sie den Burschen bemerkten, schritt die Eine von ihnen auf ihn los. „Es ist ein Mann“, sagte die Andere, „geh' nicht hin, er könnte dir ein Leid zufügen!“ — „Er schläft,“ versetzte die Erste, „und ich will nur sehen, ob er auch solche Haut hat, wie wir.“ Drauf trat sie an den Burschen heran und als sie ihm die Wangen streichelte, da ergriff er ihre Hand und stach dieselbe blutig. Das Blut fing er in seinen Hut auf und zog dann der zitternden Nivaschi-Tochter die roten Schuhe aus. Sie stand unbeweglich am Platze und während ihre Schwester schnell davonlief und im Wasser verschwand, mußte sie es sich gefallen lassen, daß der Bursche sie vom Stechapfelsamen hinweghob und dann einige Schritte weit davon wieder auf die Erde niedersetzte. Als sie nun anfing den Burschen um ihre Schuhe zu bitten und dieser sie ihr nicht zurückgeben wollte, da begann sie bitterlich zu weinen; aber der Bursche kümmerte sich nicht um ihre Bitten und Tränen, sondern sagte: „Komm' nur mit mir heim zu meiner Mutter, und wenn du willst, so werde mein. Ich bin arm, aber wir werden schon arbeiten, um leben zu können!“

Als sie in die Hütte des Burschen kamen, nahm dieser das Blut und bestrich damit die Augen seiner Mutter, worauf sie wieder sehend wurde. Sie tröstete nun das Nivaschi-Mädchen und sprach zu ihr also: „Du hast Blut aus deiner Hand verloren und kannst daher dich nimmer von meinem Sohne trennen. Tröste dich: morgen wirst du ihn schon lieben und dich nie im Leben ins Wasser zurücksehnen.“ Hierauf führte sie die Nivaschi-Maid zum Bette ihres Sohnes und überließ sie ihrem Schicksal. Am nächsten Morgen war die Maid nicht mehr traurig und willigte gern ein, die Frau des Fischers zu werden. Sie lebten nun in Glück und

Herrlichkeit, denn die Brüder und Schwestern der Nivaschi-Tochter brachten ihnen jede Nacht alle die Dinge, die sie benötigten, so daß sie nie einen Mangel an etwas litten.

22.

Das kranke Nivaschi-Weib.

Es lebte einmal im Stamme der Aschani [1]) eine alte, gar kluge Frau, die man weit und breit im Lande die „Gule Kamakri" (süße Sonnige) nannte; denn überall, wohin sie nur kam, da vollbrachte sie Gutes, half den Kranken, teilte mit den Armen ihr Essen und wer sie um Rat fragte, dem sagte sie stets das Richtige. Die „weißen" Leute hatten sie deshalb auch sehr gern und wenn sie mit ihrer Sippschaft durch ein Dorf wanderte, so liefen ihr die Leute nach und ließen sie nicht am Dorfende unter den Zelten schlafen, sondern sie mußte mit ihnen hinein in ihre Häuser, um dort die kranken Menschen und Tiere zu heilen, den Müttern Rat zu erteilen und den Männern das Wetter anzusagen. Dafür ließen sie die Leute auf weichem Lager die Nacht zubringen und gaben ihr, wenn sie weiter zog, Geld und gute Speisen in Hülle und Fülle, so daß sie und ihre Sippschaft nie einen Mangel an Etwas hatte.

Einmal lagerte die Gule Kamakri mit ihrer Sippschaft am Rande eines hohen Waldes. Es war gerade Johannisnacht und sie hatten über den nahe gelegenen, tiefen Fluß mit schwerer Mühe einen Faden gespannt, damit ihre Verstorbenen, wenn sie wollten, sie besuchen könnten [2]). Gule Kamakri schlief in dieser Nacht stets

[1]) Ein Zeltzigeunerstamm Siebenbürgens; vgl. das 5. Stück.
[2]) S. Anmerkung 1 zum 107. Lied.

allein in ihrem Zelte, denn sie wollte, wie sie sagte, mit ihren Verstorbenen diese Nacht ungestört zubringen. Da geschah es um Mitternacht, daß Jemand an ihrem Zelte rüttelte und sie beim Namen rief. Sie stand auf und eilte hinaus ins Freie, um nachzusehen, wer sie suche. Als Gule Kamakri vor ihr Zelt hinaustrat, sah sie im Mondschein einen alten Mann mit einem langen, weißen Barte vor sich stehen und dieser sprach also zu ihr: „Du bist eine kluge Frau, darum bin ich gekommen dich zu meinem kranken Weibe zu führen, das in Kindesnöten liegt.“ Gule Kamakri war sogleich bereit, dem kranken Weibe Hilfe zu leisten und ging ohne Jemandem etwas zu sagen, mit dem alten Manne fort. Dieser führte sie an den großen Fluß und dort ergriff er ihre Hand. Da fühlte Gule Kamakri, daß seine Hand eisig kalt und feucht war. Der alte Mann sprach drauf also zu ihr: „Fürchte dich nicht! Es soll dir kein Leid widerfahren. Ich will dich hinab in den Fluß in meine Wohnung zu meiner kranken Frau hinführen und dann reichlich beschenkt wieder auf die Erde zurückbringen. Ich bin ein Nivaschi [3]) und werde dir kein Leid zufügen!“ Drauf umfaßte er den Leib der Gule Kamakri und tauchte mit ihr in das Wasser hinab, wo er sie in seine Wohnung führte. Es war ein weites, großes Haus, in welches sie eintraten. Dort waren in einem Zimmer viele tausend verschlossene Töpfe aufgestellt und Gule Kamakri fragte den Nivaschi, was er darin bewahre? Da sagte der Nivaschi: „Ich halte in den Töpfen die Seelen der im Wasser Ertrunkenen gefangen und lasse sie erst dann wieder frei, wenn ihr Körper verfault ist“ [4]). Drauf gingen sie in ein an-

---

[3]) S. Anmerkung 1 zum 21. Märchen.

[4]) Vgl. Cicero's Ausdruck in seinen tusculanischen Ge-

deres Zimmer, wo das Nivaschi-Weib in Kindesnöten lag. Gule Kamakri leistete ihr Hilfe und bald kam ein schönes Nivaschi-Mädchen auf die Welt. Gar bald stand die Nivaschi-Frau gesund von ihrem Lager auf und wollte nun die Gule Kamakri beschenken, doch diese nahm nichts an, sondern bat, daß man sie zurück auf die Erde führe. Dies tat nun auch der Nivaschi und als sie oben auf der Erde waren, da drückte er der Gule Kamakri ein goldenes Ei in die Hand und tauchte dann rasch ins Wasser unter. Durch das goldene Ei wurde die Gule Kamakri so reich, daß nicht nur ihre Sippschaft, sondern auch ihr ganzer Stamm lange Zeit in Lust und Freuden lebte; denn jede Kohle, die sie mit dem Ei berührte, verwandelte sich in lauteres Gold. Als sie sterben sollte, da befahl sie, daß man das Ei ihr unter den Arm legen und sie damit begraben solle. Und so taten es auch die Leute. Aber nach einiger Zeit, als die Lust und das leichte Leben der Stammgenossen ein Ende genommen hatte, da dachte sich Einer derselben, wie wär's, wenn er das Grab der Gule Kamakri öffnete und heimlich das Ei sich aneignen würde! Er ging also einmal nachts zum Grabe der Gule Kamakri, öffnete dasselbe, fand aber nicht das Ei darinnen, sondern eine große Schlange, welche ihm die Hand biß. Schnell scharrte er das Grab zu und suchte seine Stammgenossen auf, denen er die Sache mitteilte. Nach einigen Tagen wurde er wahnsinnig und lebte

---

sprächen, wo er sagt: „nam corpus quidem vas est aut aliquod animi receptaculum“, in Anlehnung an das pythagoräische Dogma, wonach die Seelen aus einem Körper in den anderen gegossen werden. Die Redensart: „es geht mit jemandem auf die Neige“, mag vielleicht eine alte mythologische Reminiscenz sein.

noch viele Jahre hindurch mit dieser Krankheit behaftet, von der ihn erst der Tod erlöste.

23.

Der arme Zigeuner und das Nivaschi-Mädchen.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein armer Zigeuner den seine Stammgenossen Bimuyakro (Lippenloser) nannten. Warum sie ihm diesen Namen gegeben hatten, weiß ich nicht; denn er hatte einen Mund, wie jeder andere Mensch und sprach auch so, wie jeder erwachsene Mann. Der Häuptling des Stammes hatte eine sehr schöne Tochter, die man Lolerme (Rote Blume) nannte. Bimuyakro hatte diese schöne Maid gar lieb und tat ihr Alles zu Gefallen; aber Lolerme dachte gar nicht daran ihn auch zu lieben, sondern trieb sich viel lieber mit andern Burschen herum, als mit ihm. Das tat seinem Herzen gar weh und er beschloß, seiner Qual ein Ende zu machen. Er trat einmal an Lolerme heran und sprach also zu ihr: „Du weißt, daß ich dich liebe; nun frage ich dich hier vor allen unseren Leuten: willst du mein Weib werden?“ Da lachte die Maid hell auf und antwortete also: „Wo denkst du hin? Ich soll dein Weib werden! Du kannst mich ja nicht einmal küssen; nennen dich doch alle Leute Bimuyakro!“ Da lachten alle Stammgenossen, nur Bimuyakro sah ruhig vor sich hin und sprach nach einer Weile also: „Gut, wenn du mein Weib nicht werden willst, so kann ich nichts dafür und werde mir schon eine Andere suchen! Doch sorge auf dich, Lolerme, nicht daß du noch einmal deine Worte bereust!“ Darauf verließ er das Lager und ging in die Nacht hinaus. Lange schritt er im Dunkeln vorwärts, bis er endlich ermüdet sich an der Stelle niedersetzte, wo sich zwei Wege kreuzten. Er saß nun dort

am Kreuzwege, ohne zu wissen, was er eigentlich vornehmen solle; nur das eine wußte und fühlte er, daß ihm das Herz so weh, so müde war. Er legte sich auf den Boden nieder und die Tränen rannen seine Wangen herab und vermischten sich mit dem Staube des Weges. Da war's ihm, als ob Jemand seinen Kopf berührte. Er hob sein Haupt aus dem Staube empor und sah vor sich eine Nivaschi-Maid [1]) stehen. Ihr weißes Kleid glänzte wie der Mond so licht und ihre Augen strahlten wie die Sterne des Himmels. Sie sprach zu Bimuyakro also: „Ich weiß, warum du weinst und bin eben gekommen, dich zu trösten. Lolerme will dein Weib nicht werden, nun so will ich es sein. Morgen um diese Zeit komme ich her und dann führe ich dich hinab in mein goldenes Haus; dort werden wir dann in Lust und Freude mit einander leben!“ Und sie setzte sich neben Bimuyakro auf den Boden nieder, umschlang seinen Nacken mit ihren runden, weißen Armen und küßte ihn herzlich. Aber ihre Arme waren so kalt wie das Eis und ihr Kuß war so kühl wie der Herbstwind; nachdem sie ihn aber bis zur Morgendämmerung umschlungen hielt, ihn küßte und herzte, da war ihr Kuß so warm und so süß; wie der eines jeden anderen Weibes.

In der Frühe, als der Hahn im Dorfe krähte, verließ die Nivaschi-Maid ihren Geliebten. Bimuyakro kehrte zu den Zelten zurück und als ihn die Leute sahen, lachten sie hell auf und riefen: „O weh! gestern nannten wir dich ohne Grund den Bimuyakro, aber heute verdienst du deinen Namen mit Recht, denn eine Lippe fehlt dir ja! Wer hat sie dir abgebissen?“ Bimuyakro besah sich in einem Spiegel und wirklich der Rand

---

[1]) S. Anmerkung 1 zum 21. Märchen.

seiner Unterlippe war abgebissen, blutete aber nicht, sondern sah aus, als wäre er so auf die Welt gekommen. Er sprach kein Wort, sondern ging seiner Arbeit nach und als die Nacht einbrach, da schlich er hinaus auf den Kreuzweg, wo er seine Geliebte erwartete. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Nivaschi-Maid heran und sprach also zu Bimuyakro: „Komm' jetzt, Geliebter; ich will dich in mein Haus führen!“ Und sie führte ihn zu einem großen See; dort umfaßte sie seinen Leib und stürzte sich mit ihm in das Wasser. Bimuyakro wußte nicht, wie ihm geschah, aber er befand sich auf einmal in einem großen Hause, wo Alles von Gold und Silber glänzte. Und nun begann für ihn das schönste und beste Leben der Welt. Er konnte essen, was er wollte; er konnte trinken was er sich wünschte. Die besten Speisen und Getränke standen vor ihm aufgetischt; er brauchte nur zuzugreifen, um seine Gelüste zu befriedigen. Mit Essen und Trinken, Küssen und Kosen verging die Zeit. Da sprach am neunten Tage die Nivaschi-Tochter zu Bimuyakro: „Geliebter, wir müssen nun auf einen Tag und eine Nacht auseinander gehen! Ich werde dich hinauf auf die Erde führen und in der kommenden Nacht erwarte ich dich am Ufer des nächsten Flusses.“ — „Ja“, sagte darauf Bymuyakro, „das ist schon gut, aber mein Stamm wird schon längst sein Lager verlassen und wer weiß, wo seine Zelte aufgeschlagen haben!“ Die Nivaschi-Maid entgegnete hierauf: „Fürchte dich nicht; ich werde dich in der Nähe deines Stammes auf die Erde setzen!“ Drauf umfaßte sie den Leib des Geliebten und ehe sich dieser versah, befand er sich schon auf der Erde in der Nähe eines Waldes. Er sah sich nach seiner Geliebten um, aber diese war schon verschwunden. Bimuyakro schritt nun den Wald entlang

und traf gar bald seine Stammgenossen, die ihn verwundert fragten: wo er so lange Zeit hindurch gewesen? Er sprach kein Wort, sondern setzte sich ans Feuer nieder. Da fielen aus seiner Tasche einige Goldstücke auf die Erde; er blickte verwundert auf dieselben und als er in seine Tasche griff, da fand er in derselben eine Menge Geld, das er zum großen Staunen seiner Stammgenossen auf die Erde legte und dann einem Jeden davon einige Goldstücke gab. Alle freuten sich darüber und lebten nun lustig in die Welt hinein. Nur Lolerme stand abseits von den Zelten und weinte. Sie hatte schon die Worte bereut, die sie vor zwölf Tagen dem Bimuyakro gesagt. Sie dachte schon Alles wieder gut zu machen und wollte sich demnächst mit Bimuyakro versöhnen; dieser aber war schon in der nächsten Nacht wieder verschwunden und kehrte erst am neunten Tage zurück. Er brachte wieder viel Geld mit sich, das er unter seine Stammgenossen verteilte, die ihn verwundert fragten: woher er das viele Geld hernehme? Drauf antwortete er ganz kurz: „Was geht euch das an?“ Er wußte, daß das viele Gold das Nivaschi-Mädchen ihm in die Taschen stecke. Die Leute dachten über die Sache nach, konnten aber das Richtige nicht erraten; schließlich gaben sie sich damit zufrieden, daß sie Geld und zwar recht viel Geld ohne Mühe und Arbeit erhielten. Für seine Stammgenossen begann so recht das rechte, echte Leben. In der nächsten Nacht aber verschwand Bimuyakro wieder und kehrte erst am neunten Tage zu den Zelten zurück. Er brachte wieder viel Geld mit sich, verteilte dasselbe unter seine Stammgenossen und schwieg, worauf er in der nächsten Nacht abermals verschwand und erst am neunten Tage wieder zurückkehrte. So trieb er es lange Zeit hindurch. Wohin immer die Leute zogen, wo immer sie ihre Zelte

aufschlugen, Bimuyakro kam stets am neunten Tage zu ihnen, um in der nächsten Nacht wieder zu verschwinden. Und wie lebte Bimuyakro während der Zeit, wo er von seinen Genossen abwesend war? Er lebte wie ein großer König in großer Herrlichkeit, aß die besten Speisen und trank den besten Wein und schlief bei einem wunderschönen Weibe auf weichem Lager. Trotzalledem fühlte er sich nicht glücklich und wenn er bei der Nivaschi-Maid war, so konnte er kaum den neunten Tag erwarten, wo ihm wieder zu den Zelten zurückzukehren gestattet war. Er liebte noch immer die Häuptlingstochter, die schöne Lolerme.

So verging die Zeit und neun Monate waren bereits verflossen, als Bimuyakro an einem Tage wieder unter seinen Leuten erschien. Er war diesmal trauriger als je. Er wußte es auch sehr wohl warum! Seine Geliebte, die Nivaschi-Maid hatte am Morgen einem Knaben das Leben geschenkt, der gleich nach der Geburt sprechen und herumlaufen konnte, obwohl er keine Knochen im Körper hatte. Seine Geliebte teilte ihm mit, daß dies Kind ein Nivaschi-Knabe werde, der den Menschen nur Leid und Unheil zufügen sollte und erst nach Verlauf von dreißig Jahren zurück in das Wasser als Nivaschi kehren würde. Das kränkte den armen Bimuyakro gar sehr und er dachte nach, wie er sich von seiner Nivaschi-Geliebten frei machen könne. Da trat der alte Häuptling, der Vater der schönen Lolerme, an ihn heran und sprach also: „Bimuyakro, du bist heute trauriger als je. Meiner armen Lolerme geht es nicht besser. Ich habe gehört, daß du meine Tochter zum Weibe begehrt hast und sie hat dich zurückgewiesen. Nun, sie ist jung und unüberlegt, aber sie hat ihre Worte längst schon bereut und will dich gerne zum Manne haben, wenn du sie noch liebst. Sie liebt dich auch

und wenn du auch fernerhin nicht mehr so viel Geld verdienst, wie jetzt, so will ich dich doch gerne zum Schwiegersohne haben!" Da sprang Bimuyakro auf und rief: „Gut, ich will die schöne Lolerme zum Weibe haben! Aber schon morgen soll unsere Hochzeit sein!" Und so geschah es denn auch. Bimuyakro und Lolerme wurden am nächsten Tage ein Paar und er kehrte nimmer zur Nivaschi-Maid zurück, sondern lebte mit seiner schönen, jungen Frau in Glück und Frieden.

Da traf es sich einmal, daß Bimuyakro in einer Nacht mit einigen Stammgenossen ins nächste Dorf gehen mußte; seine Frau aber blieb bei den Zelten zurück. Nun geschah es, daß die Männer über eine Brücke gehen mußten, unter der ein großer Fluß dahinrauschte. Als sie die Brücke betraten, spieen die Männer nach altem Brauch dreimal ins Wasser hinab [2]); da flog aus dem Flusse ein Nivaschi-Knabe hervor, ergriff den Bimuyakro und verschwand mit ihm in der Flut. Am nächsten Tage fingen die Leute den todten Bimuyakro aus dem Flusse heraus und trugen ihn zu den Zelten. Als Lolerme ihren todten Mann sah, da erschrack sie so sehr, daß sie sogleich starb. Die Leute legten Beide in ein Grab und als sie nach einiger Zeit wieder an den Ort kamen, wo die todten Ehegatten schliefen, da blühten auf ihrem Grabe zwei weiße Blumen und die Leute sagten, das seien die Seelen der Beiden.

---

[2]) Die Zeltzigeuner speien auch noch heutigen Tags beim Passiren einer Brücke dreimal ins Wasser, „um sich vor Unheil zu bewahren". Ob dieser Brauch sich nicht auf den Umstand zurückführen läßt, demzufolge „Brücken ehedem Richtstätten, Richtplätze in dem doppelten Sinne dieser Ausdrücke waren; es wurden auf oder vor denselben Gerichte gehegt und Hinrichtungen vorgenommen"; vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde Seite 435.

24.

Petru's Braut, die Wasserrose.

Es war einmal ein junger Zigeuner, den hieß man Petru [1]). Er war ein fleißiger, sparsamer Bursche, der den ganzen Tag über im Dorfe arbeitete und abends sich nicht einmal einen Schluck Branntwein gönnte; er sparte aber deßhalb, weil er die Stieftochter einer alten Frau, die am Ende des Dorfes wohnte, zu heiraten gedachte. Seine Stammgenossen warnten ihn und sprachen: „Heirate du ein Mädchen aus deinem Stamme und laß dich nicht ein mit der Dorfsbrut! Du bist ein Zigeuner und sollst eine Zigeunerin zum Weibe nehmen!" Petru kehrte sich nicht an die Worte seiner Genossen, sondern ging jeden Abend in die Hütte der alten Frau und wenn dieselbe schlief, so unterhielt er sich mit der Maid.

Die alte Frau wußte gar wohl, daß ihre Stieftochter den Petru lieb habe, aber sie tat, als sähe und höre sie nichts und ließ der Maid ihren Willen. Da kam der Herbst ins Land und als sich der Winter näherte, da zog der Zigeunerstamm weit weg in eine andere Gegend, wo seine Winterquartiere sich befanden. Petru blieb im Dorfe zurück und wollte erst die Maid heiraten und dann mit ihr zugleich zum Stamme ziehen. Er ging also zur Stiefmutter seiner Geliebten hin und bat diese, sie möge ihm ihre Tochter zur Frau geben.

Da kam er aber gut an! Die alte Frau sprach: „Wo denkst du hin? Ich soll einem Zigeuner meine Tochter geben, damit du sie zu deinem Stamme hinführst und ich hier in der Hütte allein zurückbleibe! Geh' zurück zu deinem Stamm und heirate eine Zi-

---

[1]) Petru = Peter.

geunerin! Eine weiße Maid paßt nicht für einen schwarzen Mann!" Der arme Petru entfernte sich nun aus der Hütte. Als es Abend wurde, kehrte er dahin zurück und erzählte seiner Geliebten, was ihm die Stiefmutter gesagt habe. Da beschloß das junge Paar zu fliehen; Petru wollte heimlich die Geliebte zu seinem Stamme bringen und dann heiraten. Sie machten sich also auf den Weg und flohen aus dem Dorfe. Die alte Frau aber war eine gar böse Hexe, die sich auf allerlei Kunststücke verstand. Sie hatte einen roten Hahn, der wie ein Mensch sprechen konnte und der Alten Alles mitteilte, was sie zu wissen brauchte. Kaum war die Maid mit dem Petru zum Dorfe hinaus, da schrie schon dreimal der rote Hahn:

„Kukuriku!
Uns're Jungfer geht mit dem Petru!
Sie geht dort am Dorfend' durch die Au',
Bald wird sie Petru's Frau!"

Als dies die alte Frau hörte, sprang sie von ihrem Lager auf und sprach: „Ja, ja! ich will ihnen schon geben!" Hierauf nahm sie aus einem Schranke ihr Zaubergarn [2]) hervor und sprach dann also:

„Rolle, rolle du, mein Knäul!
Rolle, rolle, eil' du, eil'!
Eile meiner Tochter nach,
Stürz' sie in den nächsten Bach!"

---

[2]) Die Zigeuner glauben, daß es alte Frauen gibt, die ein Zaubergarn zu spinnen im Stande sind, das denjenigen, der auf dasselbe tritt, an den Ort, wo es eben liegt, bannt, d. h. er kann den Ort wohl verlassen, aber er wird von Sehnsucht getrieben, stets dahin zurückzukehren. Dies Zaubergarn hat bei Liebeshändeln unschätzbaren Wert und ist auch unter dem Namen „Liebesknäuel" bekannt.

Und das Zaubergarn rollte zur Hütte hinaus, zum Dorfe hinaus; hinaus auf das Feld und als Petru mit seiner Geliebten gerade über eine Brücke schritt, die über einen tiefen Fluß führte, da war auch schon das Zaubergarn da und als die Maid über den Brückenrand ins Wasser spie [3]), da rollte der Knäuel unter ihre Füße und sie stürzte ins kalte Wasser hinab. Petru blickte verzweifelt in den Fluß hinab, aber er sah von seiner Geliebten keine Spur mehr. Er lief ins Dorf zurück und ging in die Hütte der alten Frau, der er nun weinend erzählte, daß ihre Tochter in den Fluß gefallen sei. Die alte Frau versetzte: „Ja, sie ist jetzt die Wasserrose, die du unter der Brücke sehen wirst! Wenn du bei ihr sein willst, so springe ihr nach!" Hierauf jagte sie den Petru zur Hütte hinaus.

Am nächsten Morgen sah Petru eine schöne Wasserrose [4]) unter der Brücke blühen. Niemand konnte sie pflücken, denn wenn sich ihr etwas näherte, verschwand sie sogleich unter dem Wasser und kam erst dann wieder zum Vorschein, wenn ringsum Alles ruhig war. Dem armen Petru verging die Zeit sehr langsam. Tagelang saß er auf der Brücke und blickte hinab ins Wasser, wo die schöne Wasserrose blühte. Einmal saß er auch spät in der Nacht auf der Brücke und weinte. Da hörte er auf einmal einen Gesang und als er von der Brücke hinab ins Wasser blickte, da sah er drei Nivaschi-Töchter [5]), die auf dem Wasser tanzten. Lange sah er ihrem Tanze zu und als sie rasteten, da hörte er die eine Nivaschi-Tochter zu ihren Schwestern sagen:

---

[3]) S. Anmerkung 3 zum 23. Märchen.

[4]) Im Original heißt es luludyi páñákri = Blume des Wassers, Wasserblume.

[5]) S. Anmerkung 1 zum 21. Märchen.

„Wenn dieser arme Junge uns Aepfel und Eier ins Wasser werfen würde, dann möchten wir die Wasserrose in seine Geliebte zurückverwandeln!"

Petru hörte diese Worte und in der nächsten Nacht, da befand er sich mit einem großen Korb voll Eier und Aepfel auf der Brücke und als die Nivaschi-Töchter kamen, da schüttete er den Korb ins Wasser. Wie freuten sich die Nivaschi-Töchter, als sie die vielen Aepfel und Eier aus dem Wasser herausfingen! Nachdem sie dieselben verzehrt hatten, traten sie an die Wasserrose heran und küßten sie. Da sprang aus dem Wasser Petru's Geliebte hervor und wurde von den Nivaschi-Töchtern auf die Brücke getragen. Petru zog nun mit seiner Geliebten in eine Stadt, wo er als großer Herr mit seiner schönen Frau in Glück und Freude lebte, denn die Nivaschi-Töchter hatten sie Beide reichlich beschenkt und ihnen viel Gold und Silber gegeben; die alte Hexe aber lockten sie zum Flusse und ertränkten sie im Wasser.

25.

*Der Locholitscho und die schöne Königstochter. [1]

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte eine wunderschöne Schwester, die kein Mensch ansehen durfte. Wer es tat, dem wurde — wenn er ein Mann war — der Kopf abgeschnitten und an den Turm genagelt, in welchem die wunderschöne Königstochter gefangen saß; war es aber eine Frau — so wurden ihr die Augen

[1]) Die Locholitscho sind dämonische Wesen von menschlicher Gestalt und außerordentlicher Stärke. Ihr Körper ist mit dichten Haaren bedeckt. Besonders stellen sie den Jungfrauen nach und zwingen dieselben durch geheimnißvolle Mittel, ihrem Willen sich zu ergeben.

ausgestochen. Schon viele Jünglinge hatten es versucht, die schöne Königstochter aus der Gefangenschaft zu befreien, aber keinem war es gelungen und der Turm war schon dicht belegt mit den abgeschnittenen Köpfen, als auch ein schöner Jüngling von der Königstochter hörte und sie befreien wollte. Er machte sich also einmal auf den Weg nach der Königsstadt und begegnete in einem Walde einem kranken Hundemenschen [2]), der kaum gehen konnte. Der Jüngling wollte schon davonlaufen, als der Hundemensch ihm nachrief: „Bleib' stehen, o Freund! Ich will dir kein Leid zufügen! Komm und helfe mir und ich werde dich reichlich belohnen!“ Der Jüngling blieb stehen und da sagte der Hundemensch: „Mich hat der Vogel Tscharana [3]) wegen einem Weibe beinahe getödtet und ich werde sterben, wenn du mir nicht einige Tropfen deines Blutes auf meine Zunge tröpfeln läßt! Hilfst du mir in der Not, so will ich dir gerne mein Lebenlang dienen!“ Der Jüngling nahm sein Messer hervor und schnitt sich in den Finger; als das Blut zu fließen begann, ließ er davon einige Tropfen auf die Zunge des Hundemenschen fallen, der dadurch neues Leben und seine alte Kraft

---

[2]) Dämonische Wesen auch von menschlicher Gestalt, mit Hundefüßen und einem Hundekopf versehen; von übernatürlicher Stärke und Gewandtheit sind sie dem Menschen zugetan und leisten ihm in der Not gerne Hilfe. Sie sind Menschen gewesen, die von Zauberern in diese Gestalt verwandelt wurden und gar schwer erlöst werden können. Mit den Locholitscho-Leuten stehen sie in ewigem Krieg und gar oft kann man nächtlicher Weile das Getöse des Kampfes hören, der sich in den Wäldern zwischen diesen sich gegenseitig feindlich gesinnten Wesen abspielt.

[3]) Dieser mythische Vogel der Zigeuner lebt 999 Jahre und muß dann sterben, wenn er nicht jede Nacht an der Brust eines und desselben Weibes saugt.

erlangte. Als ihm nun der Jüngling erzählte, daß er die schöne Königstochter befreien wolle, da sprach der Hundemensch: „Das wird wohl gar schwer gehen! Die Königstochter hat einmal den Locholitscho-Leuten versprochen: einen von ihnen zu heiraten, wenn sie ihr ewige Schönheit verleihen. Als nun einmal ihr Bruder hievon Kunde erhielt, da zürnte er gar sehr und sperrte die schöne Maid in den Turm ein! Reiß' mir aber aus dem Schwanze drei Haare heraus und wenn du in Not bist, so speie sie an und ich werde dir dann zu Hilfe eilen!“ Als der Jüngling die drei Haare in der Hand hatte, eilte der Hundemensch in seine Wohnung, hoch oben ins Gebirge hinauf, während der Jüngling, den man Anrus hieß, in die Stadt des Königs ging.

Ein halbes Jahr verging und Anrus wußte noch immer nicht, wie er zur schönen Königstochter gelangen solle. Da saß er denn einmal am Ufer des Flusses, der vor dem Turme der Königstochter vorbeifloß und dachte nach, wie er es anstellen solle, um zu ihr zu gelangen, ohne daß man ihm den Kopf abschneide. Da lachte er auf einmal hell auf, zog seine Kleider aus und gelangte, den Fluß durchschwimmend und sich als Narr und stumm anstellend, zur Königstochter. Als der König hievon Kunde erhielt, da sprach er also: „Nun, das trifft sich gerade gut! Der Narr ist nicht gefährlich und ich will ihn bei meiner Schwester lassen, damit er ihre Zimmer fege und ihre Kleider reinige!“ Anrus freute sich nun gar sehr, denn er konnte von nun an den ganzen lieben Tag bei der wunderschönen Königstochter weilen. Stumm und sich als Narr geberdend, reinigte er die Zimmer und die Kleider der schönen Maid und wenn der Mittag kam, da deckte er den Tisch und erwartete den König. Tagtäglich zur

Mittagszeit kam der König mit einem großen Hunde zur schönen Maid. Er setzte sich an den Tisch und gab dem Hunde die köstlichsten Speisen zu essen, während er auf den Teller seiner Schwester den abgeschlagenen Kopf des Locholitscho stellte, den er einmal mit ihr ertappt hatte. Wenn der Hund sich satt gegessen, dann ging der König weg und sagte im Gehen zur Maid: „Friß das, was der Hund übrig gelassen hat, denn du bist schlechter, als eine räudige Hündin!" Da weinte stets die Königstochter und Anrus bedauerte sie sehr. Einmal, als der König bereits weggegangen war, sprach er zur schönen Maid also: „Ich bin weder stumm, noch ein Narr! Ich habe mich stumm und närrisch gestellt, um zu dir zu gelangen, denn ich will, so du willst, dich befreien!" Hierauf versetzte die schöne Königstochter: „Das wirst du nicht können, denn schon Viele haben es versucht und noch keinem ist es gelungen!" Der Jüngling sprach kein Wort, sondern ging hinaus in den Hof und spie die drei Haare des Hundemenschen an. Da sauste und brauste es in der Luft und der Hundemensch erschien. „Was willst du?" fragte er den Jüngling. Anrus erzählte ihm nun sein Leid. „Gut! ich will euch helfen", sagte hierauf der Hundemensch, „ich will euch in ein fernes Land führen, aber das sage ich dir, du wirst auch dort nicht glücklich sein!" Und ehe sich Anrus versah, brauste der Hundemensch mit ihm und der Königstochter windschnell durch die Luft. In einem fremden Lande setzte er sie auf die Erde und indem er ihnen ein schönes, großes Haus zeigte, sprach er: „In diesem Hause könnt ihr wohnen und Alles, was ihr euch wünscht, werdet ihr da finden!" Hierauf verschwand der Hundemensch und Anrus zog mit der schönen Königstochter in das große Haus, wo sie unendlich viel Gold und Silber fanden. Sie lebten

nun als Mann und Frau ohne Kummer und Sorgen. Da sprach einmal Anrus zu seiner Frau: „Liebe, ich weiß nicht, wie das geschieht, aber jeden Morgen sind deine Füße und Hände so kalt, wie das Eis!“ Seine Frau versetzte: „Ich stehe in der Frühe auf und verrichte draußen im Hofe meine Notdurft.“ Da konnte in einer Nacht Anrus nicht schlafen, tat aber, als ob er schliefe, und da bemerkte er, daß seine Frau sich aus dem Bette entfernte und hinaus in den Hof ging. Anrus schlich sich ans Fenster und sah da im Mondlicht seine Frau mit zwölf Locholitscho-Leuten kosen. Er nahm eilig die drei Haare des Hundemenschen hervor und spie sie an. Als der Hundemensch erschien, zeigte er ihm die zwölf Locholitscho-Leute. Da stürmte der Hundemensch hinaus und zerriß in tausend kleine Stücke seine Feinde, die Locholitscho-Leute, die er dann in den Fluß warf. Als er zu Anrus zurückkehrte, sprach er also: „Ich habe dich von den zwölf Locholitscho-Leuten befreit, denen sich deine Frau hingeben mußte! Nun könnt ihr in Frieden leben, mich werdet ihr nicht mehr brauchen!“ Und so geschah es denn auch! Anrus lebte nun bis zu seinem Tode in stetem Glück und Zufriedenheit mit seiner wunderschönen Frau. [3])

26.

*Der Locholitscho und der arme Hirte. [1])

Vor vielen Jahren lebte einmal eine gar hartherzige Gräfin, die keinen Gatten, keine Kinder, keine Ver-

[3]) Dies Märchen gehört zum Kreis „vom verstellten Narren“, den Liebrecht a. a. O. S. 141 besprochen hat. Vergleiche auch meinen Aufsatz: „Der verstellte Narr“ (in der „Germania“ herausgegeben von Prof. Behagel, 1888).

[1]) Ueber den Locholitscho s. Nr. 25 Anmerkung 1.

wandte hatte und einsam und verlassen auf ihrem Schlosse hoch oben am Berge mit ihren Dienern, die ebenso hartherzig waren wie sie, lebte. Sie besaß viele Pferde, welche ein junger Hirte täglich auf die Weide treiben mußte. Da traf es sich einmal, daß das Lieblingspferd der Gräfin verloren ging und der arme Hirte abends ohne dasselbe heimkehren mußte. Als die Gräfin den Verlust erfuhr, befahl sie ihren Dienern, den Hirten gefangen zu nehmen und in die Mühle zu schleppen, damit er daselbst zu Brei gemahlen werde. [2]) Da bat der arme Hirte seine hartherzige Herrin um die Erlaubniß, noch einmal den Wald durchstreifen zu dürfen um das Pferd zu suchen. Da sprach die Gräfin: „Gut, ich will es dir erlauben, weil du mir eben von jeher gefallen hast! Was noch mehr, — ich will dir das Leben schenken, wenn du mir bis morgen Früh die größte Eiche aus dem Walde herbringst und mit ihren Aesten und allen Wurzeln hier im Hofe aufstellst. Wenn du dies Werk vollbringst, so will ich deine Frau werden!“ Traurig schlich sich nun der arme Hirte hinaus in den Wald, denn selbst wenn er die Eiche in den Hof hätte stellen können, so hatte er doch nicht im geringsten Lust, die hartherzige, böse Gräfin zu heiraten, die obendrein noch die Häßlichkeit selbst war. Im Walde war es bereits dunkel, als er in der Ferne ein Feuer bemerkte. Da dachte er bei sich: Dort werden wohl auch Hirten sein! vielleicht haben sie das Pferd irgendwo gesehen! — Und er ging auf das Feuer los. Als er es aber erreichte, da blieb ihm das Blut vor Schrecken stocken, denn am Feuer saß ein Locholitscho; der ihn also ansprach: „He, du kommst mir gerade recht! Fürchte

---

[2]) Vgl. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde („Eine alte Todesstrafe“) S. 296.

dich nicht Bursche; ich will dir kein Leid zufügen, wenn du mir erzählst was deine Gräfin macht! denn heute nachts wollen wir sie uns abholen!“ Nun erzählte ihm der junge Hirte den Auftrag der Gräfin. Da lachte der Locholitscho und sprach: „Du sollst die große Eiche gleich haben und wenn wir uns die Gräfin geholt haben, so sollst du ihr ganzes Schloß haben! Sieh, gleich hier steht die größte Eiche im Walde!“ Und der Locholitscho packte eine mächtige Eiche an und zog sie sammt allen Wurzeln aus der Erde heraus. Drauf klatschte er dreimal in seine Hände, worauf drei magere Stuten an einen Wagen gespannt, erschienen. Der Locholitscho warf die Eiche auf den Wagen hinauf, hüllte sich in seinen schwarzen Mantel und hieß den Hirten auf den Wagen zu steigen. Nun ging's wie der Wind vorwärts in den Hof der Gräfin hinein und ehe man ein „Gott erhalte“ hätte sagen können, so stand schon die Eiche so fest im Boden, als wäre sie nie anderswo gestanden. Die Leute im Schlosse erwachten und kamen mit der Gräfin hinaus in den Hof und bewunderten die mächtige Eiche. Da rief die Gräfin: „Das ist nicht möglich, daß diese drei mageren Stuten diese große Eiche hergebracht haben können!“ Hierauf sprang hinter dem Wagen zum Schrecken Aller der Locholitscho hervor und sprach: „O ja, diese drei mageren Stuten haben diese Eiche hergebracht! Und willst du auch wissen, wer diese Stuten sind? Nun, ich will es dir sagen: Diese da ist deine Urgroßmutter, diese ist deine Großmutter und diese ist deine Mutter! Jetzt kommst du an die Reihe! Dieser Hirte wird von nun an Herr dieses Schlosses sein, du aber kommst mit mir!“ Und ehe man ein „Lebe wohl“ hätte sagen können, war schon der Wagen mit den drei mageren Stuten, dem Locholitscho und der hartherzigen Gräfin verschwunden; der Hirte wurde Herr des

Schlosses und lebte friedlich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

27.

*Das Mulo-Volk.[1])

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte lange Zeit hindurch keine Kinder. Mann und Frau waren untröstlich darüber und versuchten alle möglichen Mittel um Kinder zu erhalten, aber all' ihr Bemühen war fruchtlos. Da ging einmal die Frau zu einer „klugen Alten" und bat sie um Rat. Die Alte sprach: „Mache dir aus einem Kürbis[2]) einen Napf und gieße dies Wasser in demselben, bei zunehmendem Monde sollst du das Wasser trinken und dann wirst du ein Kind gebären!" Hierauf gab sie der Frau eine Flasche, gefüllt mit einer Flüssigkeit und hieß sie gehen. Die Frau ging also nach Hause und tat, wie ihr die Alte gesagt hatte. Nach neun Monaten gebar sie ein Kind, das aber todt auf die Welt kam. Da waren Mann und Frau recht traurig, denn sie wußten, daß ihr todtgeborener Knabe nun ein Mulo werde. Eilig begruben

---

[1]) Der Mulo ist ein vampyr-artiges Wesen, das aus todtgeborenen Kindern entsteht; er wächst bis zu seinem dreißigsten Jahre, dann erst kehrt er ins „Todtenreich" ein. Er hat keine Knochen im Leibe und an beiden Händen fehlt ihm der Mittelfinger, den er im Grabe zurücklassen muß. Jedes Jahr wird er an seinem Geburtstag von seinen Kameraden gekocht, damit er neu erstarke. Die Mulo leben oben im Gebirge und bewachen die Schätze, welche sie auf ihren nächtlichen Fahrten rauben.

[2]) Der Kürbis ist das Symbol der Fülle und Fortpflanzung vgl. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie S. 128.

sie den kleinen Leichnam und legten auch Erbsen [3]) in das Grab, um den Todten zu bannen. Aber ihr todtes Kind konnten die Eltern nicht vergessen; Tag und Nacht weinten sie und endlich sprach einmal der Mann zu seiner Frau: „Morgen ist es ein Jahr, daß unser armes Kind zur Welt kam! Weißt du was, Frau? ich gehe hinauf in das Gebirge und suche das Mulo-Volk auf; vielleicht kann ich unser Kind erlösen!“ Die Frau mahnte ihn erst davon ab, als ihr Mann jedoch darauf bestand, ließ sie ihn endlich gehen.

Spät abends erreichte der Mann die höchsten Spitzen des Gebirges, ohne die Wohnung des Mulo-Volkes gefunden zu haben. Trostlos wollte er sich niederlegen und erst am nächsten Tage seinen Weg fortsetzen, als er eine weiße Maus über den Steg laufen sah. Er eilte ihr nach und als die Maus in einer großen Höhle verschwand, da blieb der Mann stehen und wußte nicht recht, was er beginnen solle. Endlich trat er in die Höhle hinein und fand daselbst ein Haus stehen. Sonnenlicht war die ganze Höhle beleuchtet. Er trat in das Haus und sah auf dem Herde ein großes Feuer brennen. Der Mann fragte, wer da sei. Nachdem Niemand antwortete und er kein Wesen im Zimmer bemerkte, so setzte er sich an den Tisch und dachte über sein trauriges Loos nach. Da trat ein Mulo zur Thür herein und fragte, ob er nichts essen möge. Erschreckt antwortete der Mann: „O ja!“ Der Mulo ging hierauf an den Herd und nahm aus dem Kessel ein Stückchen Fleisch,

---

[3]) Schon die „vedischen Ceremoniale erwähnen die Erbsen in Verbindung mit Leichenfeierlichkeiten und bei den Griechen brachte der Todte Vegetabilien mit zur Hölle“ s. Gubernatis a. a. O. S. 127 und vgl. meine „Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner“ (in Virchow-Holtzendorff's Samml. gemeinverständl. Vorträge 1887 Heft 12).

das er dem Manne anbot. Der Mann nahm das Fleisch und verschlang es. Da bot ihm der Mulo noch ein Stückchen Fleisch an, der Mann aber wies es zurück und sagte: „Ich bin nicht hungrig! Ich bin hergekommen, um mein todtgeborenes Kind zu erlösen!“ — „Ja!“ versetzte der Mulo, „weil du vom Fleische deines Kindes gegessen hast, ist es befreit worden! Nimm, hier hast du dein Kind und gehe jetzt nach Hause!“ Hierauf zog er aus dem siedenden Kessel, der am Herde stand ein kleines Knäblein hervor, das lebend und unversehrt war, außer daß ihm am Hinterleibe just das Stückchen Fleisch fehlte, welches der Mann verzehrt hatte. Er nahm das Kind auf den Arm und eilte nach Hause zu seiner Frau. Da hatte sie ihre Freude am schönen Knaben, der rasch emporwuchs und mit der Zeit ein tüchtiger Mann wurde.

28.

*Die Hochzeit des Mulo.

Im Stamme der Aschani [1]) lebte vor vielen Jahren eine arme Maid, deren Eltern schon längst gestorben waren, als sie zur Jungfrau heranreifte. Sie lebte bei ihren Verwandten, die sie gar oft unmenschlich behandelten und ihr oft tagelang keine Speisen verabreichten. Einmal lagerte der Stamm am Rande eines Waldes und da traf es sich, daß ein Verwandter der Maid in das nächste Dorf ging, um Eßwaaren für die Seinigen zu holen. Als es Nacht wurde und der Mann noch immer nicht zu den Zelten zurückkehrte, da schickte seine Frau die Maid hinab in das Dorf, damit sie ihren Gatten suche. Es war stockfinster als sich die arme

---

[1]) S. Nr. 5.

Maid auf den Weg machte. Sie schritt im Dunkeln langsam vorwärts und bemerkte endlich in der Ferne ein Licht schimmern. Da dachte sie bei sich, daß dort das Dorf liegen müsse und schritt auf das Licht los. Bald erreichte sie eine Höhle, in welcher viele tausend kleine Lichter schimmerten. Erschreckt blieb die Maid stehen und wußte nicht, was sie nun beginnen solle. Da stürmte aus der Höhle ein Mulo [2]) heraus und indem er die Maid auf seine knochenlosen Arme hob, rief er: „Komm, mein Liebchen! heute wollen wir lustig sein; soeben hält ein Kamerade die Hochzeit mit einem schönen Weibe ab. Morgen werden wir Beide unsere Hochzeit halten!“ Der Mulo trug also die arme Maid hinein in die Höhle, wo viele Mulo's versammelt waren und in ausgelassener Gesellschaft die Hochzeit eines Kameraden abhalten wollten. Oben an einem gedeckten Tische saß eine wunderschöne Jungfrau und weinte bitterlich. Ein Mulo hatte sie in der Neujahrsnacht gestohlen und wollte sie jetzt zu seinem Weibe machen. [3]) Der Kessel stand schon am Herdfeuer bereit, in welchem die arme Jungfrau gekocht werden sollte, damit sie ihre Knochen verliere und ein echtes Mulo-Weib werde. Voll Angst und Bangen setzte sich die Maid neben die arme Jungfrau, während die Mulo's das Feuer am Herde schürten, aßen und tranken. Da auf einmal zuckte die Maid zusammen, griff in ihre Tasche und indem sie ein kleines Säckchen hervorzog, flüsterte sie der Jungfrau zu: „Wir sind gerettet! Ich habe ein Säckchen voll

---

[2]) S. Anmerkung 1 zum 27. Märchen.

[3]) Nur in der Neujahrsnacht kann der Mulo ein Weib entführen, das durch Kochen die Knochen verliert und ein Mulo-Weib wird. Deßhalb legen die Zigeunerinnen in der Neujahrsnacht Stechapfelsamen unter ihr Lager, indem sie glauben, daß dieser die Mulo-Leute bannen könne.

Stechapfelsamens bei mir und ich werde nun gleich die Mulo-Leute vertreiben!" Sie warf nun eine handvoll Stechapfelsamen auf die Mulo-Leute, die vor Angst und Schrecken schreiend und lärmend aus der Höhle hinausstürmten. Da beluden sich die beiden Jungfrauen mit den zurückgelassenen Schätzen der Mulo-Leute und indem jede von ihnen zu den Ihrigen zurückkehrte, lebten sie von nun an in Glück und Frieden bis an ihr seliges Ende.

29.

*Der Mann mit dem Weizenkorn.

In einem kleinen Dorfe lebte einmal ein armer Mann, der hieß Juon. Er liebte gute Speisen und Getränke, aber die Arbeit, je! nun die Arbeit, die verabscheute er und ging ihr aus dem Wege, wo er es nur tun konnte. Da träumte er in einer Nacht, daß ein Mulo [1]) ihn besucht und ihm gesagt habe, daß er in die Welt gehen solle, um sein Glück zu suchen. Am nächsten Tage verließ er das Dorf und zog also in die Welt. Als er am Rande eines Feldes weiter ging, fand er auf dem Wege ein Weizenkorn liegen und da fiel ihm ein, daß seine Großmutter ihm einmal erzählt habe, daß, wen Gott liebt, der auch durch eine Laus reich werden könne. Warum sollte er nicht durch ein Weizenkorn reich werden? Er hob es also auf, band es in sein Taschentuch ein und dachte nach, wie er es anstellen solle, um durch dies Weizenkorn reich zu werden. Da fiel ihm ein, daß wenn er das Korn in die Erde stecke, er über's Jahr viele Körner haben werde, und wenn er diese das andere Jahr säe, so bekäme er

---

[1]) S. Anmerkung 1 zum 27. Märchen.

einige tausend Körner, von denen er im dritten Jahr abermals viele, viele tausend Weizenkörner gewinnen würde. Lustig pfeifend ging er seines Weges und fühlte sich schon als reichen, angesehenen Herrn. Aber am nächsten Tage, da sank ihm der Mut, als es ihm einfiel, daß er noch gar lange warten müsse, bis er endlich soviel Weizen gewonnen, um sorgenlos leben zu können. Und dann müßte er ja auch ein Feld haben, um darauf zu säen; und dann das Säen, Ernten, — das ist ja auch Arbeit, und was 'mal Arbeit ist, das ist nicht gut, meinte Juon und dachte nach, wie er es mit dem Weizenkorn anfangen solle, um doch reich zu werden.

Nachdem er so einige Zeit lang in der Welt herumirrte, kam er endlich in eine sehr große Stadt, wo ein König wohnte. Als er einmal vor dem Hause eines reichen Mannes saß und eben wieder an sein Weizenkorn und sein Glück dachte, da kam der König des Weges gegangen, und als er bemerkte, daß Juon, der ihn nicht kannte, ihn ohne Gruß weitergehen ließ, so kehrte er um und fragte unsern Mann: „Weißt du denn nicht, daß ich der König dieses Landes bin? Warum grüßt du mich nicht?“ Juon sprang grüßend von seinem Platze auf und sprach: „Ich habe an mein Weizenkorn gedacht und Euch nicht bemerkt!“ — „An dein Weizenkorn?“ frug der König, „was hast du mit einem Weizenkorn zu tun?“ Da erzählte ihm Juon, daß er ein Weizenkorn besitze, das in die Erde gesteckt, nach einem Jahre hundert Weizenkörner gebe; diese wieder ausgesäet, würden im andern Jahre einige tausend Körner geben, die dann abermals ausgesäet, im dritten Jahre viele tausend Weizenkörner gäben, und unter diesen befinde sich dann ein Korn, das in die Erde gesteckt, dem Eigentümer unermeßliche Schätze bringe. Das

Weizenkorn würde sich nämlich unter der Erde zu einem großen Berge von Gold verwandeln. Da staunte der König und glaubte anfangs, er wolle ihn zum Besten halten. Trotzdem nahm er ihn mit sich in sein schönes Haus und ließ sich von ihm noch einmal die Geschichte des Weizenkorns erzählen.

Drauf ließ der König dem Juon schöne Kleider geben und hieß ihn dieselben anzuziehen; dann führte er ihn zu seiner Tochter und sagte: „Ich bringe dir einen Mann, der dich heiraten soll, wenn er nach vier Jahren das Weizenkorn erlangt, das sich in die Erde gesteckt, zu einem großen Berge von Gold verwandelt.“ Er ließ ihm hierauf einen großen Acker geben und befahl ihm das Weizenkorn zu stecken.

Drei Jahre vergingen unter Säen und Ernten; inzwischen lebte Juon in Glück und Freuden; aß und trank den ganzen lieben Tag über. Als aber die vierte Ernte heranreifte, da wurde es ihm gar übel zu Mute und als auch diese abgemäht ward und das Weizenkorn herausgesucht werden sollte, das in die Erde gesteckt, sich angeblich in einen großen Berg von Gold verwandelte, da begann unser Juon sich gewaltig zu fürchten. Endlich faßte er doch Mut, wählte sich aus der Ernte ein schönes Weizenkorn aus, trat damit vor den König und sprach also: „Herr König, hier ist das Weizenkorn! jetzt laßt mich hinauf ins Gebirge ziehen, dort will ich es säen und wenn die Ernte kommt, so werden wir den Schatz heben!“ Der König ließ ihn ziehen, schickte ihm aber Leute nach, die ihn bewachen sollten, damit er nicht durchgehe.

Als Juon bemerkte, daß er bewacht werde, wollte er sich in einer Höhle verstecken; als er aber in dieselbe eintrat, kam ihm ein Mulo entgegen, der ihn hinwegtrieb und rief: „Du willst mir die Schätze stehlen,

die mein Großvater hier vergraben hat? Na, komm' mir nur noch einmal her!" Juon lief nun zu seinen Wächtern und erzählte ihnen, daß die Ernte schon da sei, aber den Berg von Gold bewache ein Mulo, der ihn nicht lasse, die Schätze wegzunehmen. Hierauf liefen einige Wächter in die Stadt, holten Soldaten herbei und vertrieben so den Mulo, dem sie dann die Schätze wegnahmen. Als nun Juon zum König kam, empfing ihn dieser in größter Freude und gab ihm seine Tochter zur Frau. Also wurde Juon trotz seiner Lüge ein reicher Mann, denn es heißt ja, — wem Gott helfen will, dem hilft er auch auf des Teufels Rücken.[2])

30.

*Der Zignomanusch und die Gänsehirtin.[1])

Es war einmal ein armes Waisenmädchen, das bei einer gar bösen Frau als Gänsehirtin im Dienste stand. Tagtäglich mußte sie die Gänse ihrer Herrin hinaus auf das Feld treiben und damit ihr die Zeit nicht zu lang werde, so gab ihr die Frau stets einen großen Haufen Flachs mit, den sie bis Abend zu spinnen hatte; wurde sie aber mit dem Flachse nicht fertig, so bekam sie Püffe und Schläge von ihrer bösen Herrin. Einst als sie wiederum draußen auf der Weide bei ihren Gänsen saß und spann, da schlüpfte aus einem Erdloch ein Zignomanusch hervor und sprach also zur Maid: „Du bist ein fleißiges Mädchen und wahrlich du verdienst im Leben glücklich zu werden!" — „Ja",

---

[2]) Sprichwörtliche Redensart.

[1]) Der Zignomanusch (cigno — klein, mánush = Mensch) ist ein Zwerg, der in Erdhöhlen haust und besonders den Waisen und Betrübten gewogen ist, denen er gar oft zu großem Reichtum verhilft.

versetzte die Maid, „ich möchte gerne, wenn auch nur einen Tag hindurch, mich glücklich fühlen; aber ich bin eine Waise und meine böse Herrin, die quält und martert mich so lange, bis daß ich einmal mir das Leben nehme.“ Da sprach der Zignomanusch: „Das sollst du nicht tun! Schau, ich will dich glücklich machen! Schneide mir die Fingernägel, die Haupt- und Barthaare ab; bewahre dieselben und du wirst glücklich werden!“ Die Maid schnitt also dem Zignomanusch die langen Fingernägel, die Bart- und Haupthaare ab und band dann dieselben in ein Tüchlein, das sie in ihre Tasche steckte. Darüber aber verging die Zeit und weinend sprach die Maid zum Zignomanusch: „Mein Gott, es wird bereits Abend und ich habe den Flachs noch nicht aufgesponnen!“ — „Fürchte dich nicht!“ versetzte der kleine Mann, „deine Frau wird dir nur einen Schlag versetzen, dann aber keinen mehr! Lebe jetzt wohl und werde glücklich!“ Hierauf verschwand der Zignomanusch. Die Maid trieb nun die Gänse nach Hause und als da ihre Frau bemerkte, daß sie den Flachs nicht aufgesponnen habe, da nahm sie einen Stock und schlug nach der Maid; diese wollte dem Schlage ausweichen und da fiel aus ihrer Tasche das Tüchlein mit den abgeschnittenen Fingernägeln, den Bart- und Haupthaaren des Zignomanusch. Welch' ein Wunder geschah da! Auf einmal füllte sich das ganze Haus mit blanken Goldstücken, so daß die Frau sammt ihrer Magd aus der Stube hinausweichen mußten. Der Goldhaufen wuchs immer mehr heran, so daß er bis hoch hinauf das ganze Gebäude ausfüllte. Nun war die Maid steinreich und nachdem sie ihre Herrin reichlich beschenkt hatte, ließ sie auf sechshundert Wagen ihr Gold in die Stadt schaffen, wo sie als reiche Dame lebte und gar bald einen angesehenen Herrn heiratete.

31.

Der gekränkte Zignomanusch.[1])

Es lebte einmal in einem Dorfe ein armer Bauer, der sich das tägliche Brot für sich und seine Frau kaum verschaffen konnte. Er hatte eine einzige Kuh und auch die kränkelte seit langer Zeit und gab keine Milch. Da stand er denn einmal verzweifelt im Stalle und dachte nach, was er mit dem kranken Tiere beginnen solle! Die Tränen rannen ihm die Wangen herab, als er die kranke Kuh, die seine einzige Stütze gewesen, betrachtete. „Mein Gott!“ seufzte er auf, „wer wird mir in der Not helfen?“ — „Ich!“ flüsterte eine Stimme und als sich der Bauer umsah, bemerkte er in einem Winkel einen Zignomanusch sitzen, der also zu ihm sprach: „Du bist arm und ich will dich zum reichsten Manne im Dorfe machen, wenn du mich hier wohnen läßt und mir täglich einen Napf voll Milch gibst!“ Hocherfreut versprach es der Mann und der Zignomanusch grub sich sogleich in einem Winkel ein tiefes Loch, wo er zu wohnen gedachte. Darauf sprach er zum Bauersmann: „Siehe, deine Kuh ist gesund geworden! Schicke deine Frau her, damit sie die Kuh melke! Deinem Weibe aber sollst du von mir nichts erzählen!“ Der Mann rief nun seine Frau herbei und hieß sie die Kuh melken. Stromweise floß die Milch aus dem Euter und füllte alle Gefäße, die das Ehepaar besaß. So ging es nun Tag für Tag und der Bauer wurde vom Erlös der verkauften Milch ein steinreicher Mann. Da bemerkte die Frau, daß ihr Mann jeden Tag zur Mittagsstunde einen Napf voll Milch in den Stall trug und dann den Napf leer zurückbrachte. Sie fragte ihn, was das zu bedeuten

---

[1]) S. Anmerkung 1 zu Nr. 30.

habe, er gab ihr aber stets nur ausweichende Antworten. Da bemerkte sie einmal auch das tiefe Loch, in dem der Zignomanusch hauste, da sprach sie zu ihrem Gatten also: „Dies Loch werde ich mit Steinen verstopfen!“ Ihr Mann verbot es ihr zwar strenge, doch als er sich von zu Hause entfernte, da füllte sie das Loch mit Steinen und Erde aus. Als am nächsten Tage der Mann in den Stall trat, da saß der Zignomanusch in einer Ecke und sprach also zu ihm: „Ihr seid es nicht wert, reich zu sein; deine Frau verdient es aus dem Grunde nicht, weil sie ihrem Manne nicht gehorcht und du bist es deshalb nicht wert, weil du dein Weib zum Gehorsam nicht zwingen kannst. Ich ziehe von dannen und du wirst bald wieder der arme Mann werden, der du einst gewesen!“ Und so geschah es denn auch! Der Zignomanusch verschwand und mit ihm auch das Glück und der Reichtum des Mannes, der in sein früheres Elend zurückfiel und bis zu seinem Tode mit Not und Armut zu kämpfen hatte.

32.

*Der Chagrin und die drei Brüder.[1])

Es war einmal ein armer Hirte, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen. Sein ganzes Vermögen bestand aus einem Pferde, auf welchem er zu reiten pflegte, wenn er die Kuhheerde des Dorfes hinaus auf die Weide trieb. Da traf es sich einmal,

---

[1]) Ueber den Chagrin s. Zauber- und Besprechungsformeln Nr. 31. Das Wieselfell, das von den Zigeunern zu verschiedenen Zaubereien verwendet wird, soll dem Chagrin die Kraft benehmen. S. meinen Aufsatz: „Hochzeitsgebräuche der transsilvanischen Zigeuner“ (in den Original-Mitteilungen der königl. Museen zu Berlin, Heft 1/2).

daß das Pferd krank wurde und da sagte der Hirte zu dem ältesten seiner Söhne: „Du sollst in der nächsten Nacht neben dem Pferde Wache halten und wenn es der Chagrin besteigen will, so schlage ihn todt.“ Der älteste Sohn ging also in den Stall, um Wache zu halten; als es aber Mitternacht wurde, da schlief er ein, und morgens sagte er seinem Vater, daß er keinen Chagrin gesehen habe. Da sprach der zweite Sohn zu seinem Vater: „Heute Nacht werde ich Wache halten!“ Aber es erging ihm ebenso, wie seinem Bruder. Da sagte der Jüngste zu seinem Vater: „Heute will ich Wache halten. Ich werde den Chagrin schon fangen!“ Er ging also in den Stall und blieb wach und munter. Um Mitternacht kam der Chagrin und wollte das Pferd besteigen, der Jüngste aber schlug ihn mit einer Peitsche, die er sich aus Wieselfell verfertigt hatte, so lange auf den Rücken, bis daß er sich von der Stelle nicht rühren konnte. Da wollte er ihn todt schlagen, aber der Chagrin sprach also: „Lieber Mann, laß' mich leben und ich will euer Pferd nie mehr besteigen! Ich will dich auch reich und glücklich machen!“ Der Jüngste versetzte: „Ich glaube dir nicht, denn ihr Chagrin seid heimtückische Wesen!“ Hierauf sagte der Chagrin: „Schneide mir vom rechten Fuße die mittlere Kralle ab und gehe damit in das und das Gebirge zu den Locholitscho-Leuten [2]), die werden dir für die Kralle unermeßliche Schätze geben!“ Der Jüngste schnitt also die Kralle ab und ließ ihn sich entfernen. Seine Brüder aber standen auf der Lauer, denn sie wollten sehen, wie es ihm ergehen würde. Als sie die Worte des Chagrin

---

[2]) Die Krallen des Chagrin verleihen — dem Volksglauben der Zigeuner gemäß — eine überaus große, geschlechtliche Potenz. Ueber die Locholitscho s. Anmerkung 1 zum 25. Märchen.

hörten, da schwoll ihr Herz vor Neid und als der Chagrin sich entfernt hatte, da fielen sie über den Jüngsten her, tödteten ihn und vergruben den Leichnam auf dem Felde; in der Eile aber vergaßen sie die Kralle des Chagrin sich anzueignen. In der Frühe sagten sie ihrem Vater, daß ihren Bruder der Chagrin entführt habe und als der Alte mit seiner Heerde auf die Weide zog, da machten sich die beiden klugen Brüder auf den Weg zu den Locholitscho-Leuten. Hoch oben im Gebirge fanden sie die Wohnung der Locholitscho-Leute und als sie eintraten, sprachen sie also zu diesen fürchterlichen Wesen: „Ein Chagrin hat uns hergeschickt, damit ihr uns Schätze gebet!" Da lachten die Locholitscho-Leute hell auf und sprachen: „Habt ihr denn seine Kralle mitgebracht?" — „Nein!" versetzten die Brüder. Hierauf sagten die Locholitscho-Leute: „So! und ihr wollt Schätze haben? Gut, ihr sollt sie gleich haben!" Und sie fielen über die beiden Brüder her, tödteten sie und verzehrten sie dann.

Indessen wartete der alte Hirte draußen auf dem Felde auf seine Söhne, die ihm das Mittagsessen bringen sollten. Mittag verging, es wurde bereits Abend, und noch immer ließ sich keiner seiner Söhne sehen. Eben wollte der Hirte seine Heerde heimwärts treiben, als er einen jungen Weidenbaum bemerkte. Er sprach zu sich: „Ich habe diesen Baum hier noch nie gesehen! Wie kommt er über Nacht hieher?" Erstaunt blieb er vor dem Weidenbaum stehen, der aus dem Grabe seines jüngsten Sohnes emporgewachsen war. Dem Hirten gefielen die schlanken Zweige der Weide und er schnitt sich einen derselben ab, um sich daraus eine Flöte zu machen. Als er auf der Flöte spielte, hörte er folgendes Lied deutlich und vernehmbar:

„Meine Brüder erschlugen mich,
Meine Brüder begruben mich;
Vater, grabe du mich aus,
Vater trage mich nach Haus;
Von des Chagrins großer Kralle
Dann verbrenn' die Hälfte du,
Mit der Asche mich bestreue,
Führe mich dem Leben zu?“ [3])

Voll Schrecken vernahm der Hirte diese Worte. Eilig trieb er die Heerde in das Dorf zurück und als es Nacht wurde ging er hinaus auf das Feld und grub seinen jüngsten Sohn unter dem Weidenbaume hervor. Darauf schleppte er den Leichnam in seine Hütte. Bald fand er in der Tasche seines Sohnes die Kralle des Chagrin, deren Hälfte er verbrannte und dann mit der Asche seinen todten Sohn bestreute. Da sprang derselbe auf und wurde wieder lebendig. Nun erzählte er seinem Vater den ganzen Vorfall. Der arme Hirte wußte nun, wohin seine beiden Söhne hingekommen; er wußte nun auch, daß er sie nie mehr im Leben wieder sehen werde. Doch gar bald tröstete er sich, als sein Jüngster mit der Chagrin-Kralle zu den Locholitscho-Leuten ging und von ihnen, mit Schätzen reich beladen, nach Hause kam. Nun begann für Beide ein Leben voll Glück und Wonne, das bis zu ihrem seeligen Tode dauerte.

33.

*Der Hundemensch und die arme Maid. [1])

Am Rande eines großen Waldes stand einmal eine

---

[3]) Es herrscht der Glaube, daß wenn man einen Todten mit der Asche einer verbrannten Chagrin-Kralle bestreue, derselbe ins Leben zurückkehre.

[1]) S. Anmerk. 2 zum 25. Märchen.

kleine Hütte, in welcher ein armer Holzhauer mit seinen drei Töchtern kümmerlich lebte. Da traf es sich einmal, daß dem Holzhauer beim Fällen eines Baumes ein großer Span ins Gesicht flog und seine Augen so sehr verletzte, daß er von der Zeit an keinen Stich mehr sehen konnte. Armut hauste bislang in der kleinen Hütte des Holzhauers, jetzt aber zog noch die Krankheit ein, so daß in kurzer Zeit die Familie nahe daran war, vor Hunger zu sterben. Da aß einmal um Mitternacht die älteste der drei Töchter einen Fisch [2]) und als sie dann einschlief, da hatte sie einen gar wunderbaren Traum. Es träumte ihr nämlich, daß ein wunderschöner Jüngling zu ihr gekommen sei und ihr gesagt habe, sie solle um Mitternacht zur Zeit des Vollmondes hinaus in den Wald zur siebenten Quelle gehen, dort würde ihr Jemand ein Wasser für die Augen ihres Vaters geben und sie glücklich machen, wenn sie seinen Willen befolge.

Am nächsten Morgen erzählte sie den Traum ihren Geschwistern und als endlich Mitternacht wurde, und gerade der Vollmond schien, so ging sie hinaus in den Wald zur siebenten Quelle. Aber wie erschrack sie, als sie daselbst einen Hundemenschen sitzen fand, der zu ihr also sprach: „Ich gebe dir ein Wasser, mit welchem du die Augen deines Vaters abwaschen sollst; dann wird er sehend werden. Aber das Wasser gebe ich dir nur so, wenn du mir versprichst, mein Weib zu werden!“ Da erschrack die Maid und lief von dannen. Ebenso tat es die zweite Tochter, als sie in der nächstfolgenden Mitternacht zur Quelle ging und den Hundemenschen daselbst antraf. Ihre Schwester hatte ihr nämlich vom

---

[2]) Wenn man Fische um Mitternacht ißt, so hat man Träume, die früher oder später in Erfüllung gehen.

ganzen Vorfall nichts erzählt, sondern heimgekehrt gesagt, daß sie bei der Quelle Niemanden angetroffen habe. Kurz, in der nächsten Mitternacht ging die jüngste der drei Schwestern hinaus in den Wald zur siebenten Quelle und als der Hundemensch sie aufforderte, sein Weib zu werden, da sagte sie: „Wenn es sein muß, so will ich ja dein Weib werden!“ Der Hundemensch gab ihr nun einen Napf, gefüllt mit dem Wunderwasser und als sie heimkehrte, wusch sie dann ihrem Vater die blinden Augen ab. Das war nun eine Freude, als der Alte wieder sehen konnte. Aber mitten im Jubel klopfte es an die Türe und als die Jüngste hinaus ging, stand vor ihr der Hundemensch, der also sprach: „Gib mir einen Kuß!“ Beherzt küßte ihn die Maid, worauf er sich sogleich in einen schönen Jüngling verwandelte, der gar bald die Maid heiratete und da er der Sohn eines Königs war, so lebten sie Alle freilich ohne Not und Sorgen zu kennen, bis an ihr seliges Ende.

34.

*Von dem Manne der in eine Frau und wieder in einen Mann verwandelt wurde.[1])

Es war einmal ein junger Zigeuner, den hatten seine Stammgenossen am Ufer eines Flusses zurückgelassen, damit er die Pferde bewache, während sie selbst in die Stadt gingen, um Eisen zu kaufen und Kessel zu flicken. Am Abend saß nun der junge Zigeuner vor

---

[1]) Dies Märchen scheint Hahns Vermuthung (Griechische und albanesische Märchen Nr. 58, S. 255) einigermaßen zu bestätigen, derzufolge der Naturkern der Vorstellung des Geschlechtswechsel in den wechselnden Formen des Mondes, der Neusichel und des Vollmondes zu suchen ist.

seinem Zelte und spielte auf seiner Flöte. Da stieg aus dem Flusse ein wunderschönes Mädchen hervor, dessen Kleider wie lichtes Silber glänzten und sprach also zum Jüngling: „Spiel' nur und ich werde tanzen. Ich will dich reichlich belohnen, denn ich bin die Tochter des Mondkönigs." Als die Maid genug getanzt hatte, gab sie ihm eine silberne Sichel und sprach: „Mit dieser Sichel kannst du auf einen Streich hunderttausend Menschen tödten! Morgen komme ich um diese Zeit wieder her und dann sollst du mir abermals zum Tanze aufspielen. Dann werde ich dir noch schönere Sachen schenken."

Am nächsten Tage kehrten die Stammgenossen zu den Zelten zurück, brachen dieselben ab und nachdem sie die Lagerstätte umritten hatten [2]), zogen sie weiter. Der junge Zigeuner mußte auch mit und als sie endlich sich lagerten, da war es schon Abend geworden und der junge Zigeuner schlich heimlich zurück an den Ort, wo er die Tochter des Mondkönigs treffen sollte. Als er an die Stelle kam, lag das schöne Mädchen todt am Boden, denn ihr Herz war aus Aerger darüber, daß der Zigeuner sein Versprechen nicht gehalten, gesprungen. Der junge Zigeuner dachte, sie schliefe und fing an auf seiner Flöte zu spielen. Da stieg aus dem Flusse ein anderes Mädchen in silbernem Gewande hervor und sagte: „Was spielst du noch? meine Schwester ist ja gestorben, weil du nicht zur versprochenen Zeit gekommen

---

[2]) Bevor die Zeltzigeuner ihre Lagerstätte verlassen und weiterziehen, reiten die Männer einmal im Kreise um dieselben; dies Umreiten bewahrt — ihrem Glauben gemäß — Roß und Reiter vor Schaden. S. meine Broschüre: „Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner" S. 9 (in Holtzendorff-Virchow's Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Neue Folge, II. Serie 12. Heft).

bist. Ich bin auch eine Tochter des mächtigen Mondkönigs und werde dich nun verfluchen: wenn du ein Mann bist, so sollst du zur Frau werden; wenn du eine Frau bist, so sollst du zum Manne werden!“ Hierauf hob sie ihre todte Schwester vom Boden auf und die beiden Töchter des Mondkönigs verschwanden im Fluß. Der junge Zigeuner dachte eben nach, was ihm die Maid eigentlich gesagt habe, da hörte er hinter sich ein Pferd scharren. Er drehte sich um und sah ein Pferd vor sich stehen, das so schwarz war wie die Nacht. Das Pferd sprach zu ihm: „Mich hat die Tochter des Mondkönigs, die soeben hier gestorben ist, hergebracht, damit ich dir dienen soll. Setze dich auf meinen Rücken und ich werde dich dahin führen, wo dein Glück blüht.“ Der junge Zigeuner setzte sich also auf das schwarze Pferd, das sich nun in die Luft erhob und wie der Blitz davonflog. Bald sahen sie unter sich eine große Stadt und das Pferd ließ sich auf die Erde herab.

Als sie sich der Stadt näherten, da sahen sie eine wunderschöne Maid unter einem Baume sitzen; die weinte gar bitterlich und als sie der junge Zigeuner fragte, was ihr fehle, da erzählte sie ihm, daß sie die Tochter des Königs sei, dem diese Stadt gehöre. Sie sei durch das Loos bestimmt worden, von einem Drachen gefressen zu werden, der in einer Quelle hause und deren Wasser zurückhalte, wenn er nicht jedes Jahr ein Mädchen zu fressen bekäme. Hierauf versprach ihr der junge Zigeuner, daß er sie retten und den Drachen tödten werde. Da kam der Drache hervor und der junge Mann nahm seine silberne Sichel hervor, mit welcher er ihn tödtete.

Drauf ging er mit der Königstochter und seinem Pferde in die Stadt und wurde überall freudig empfangen. Der König gab ihm seine Tochter zur Frau

und er lebte nun in Freuden und Glück, aber etwas ging ihm doch ab. Als er seine Frau heiratete, hatte er gar nicht gedacht, daß er eigentlich kein Mann, sondern eine Frau sei und dies verübelte ihm seine Gattin gar sehr. Einmal klagte sie ihr Leid dem alten König und sagte: „Du hast mir einen Gatten gegeben, der gar kein Mann ist!“ Der König aber versetzte: „Schweig' still, damit es die Leute nicht erfahren, denn sonst lachen sie uns aus. Wir können deinen Mann nicht tödten, denn er ist sehr stark; aber ich werde ihn zum Nebelkönig schicken, damit er die drei goldenen Aepfel holt, welche derselbe bewachen läßt. Ich weiß, daß er von dort nimmermehr zurückkehrt!“ Er sagte also seinem Schwiegersohne, er solle ihm die drei goldenen Aepfel des Nebelkönigs holen. Der junge Zigeuner bestieg sogleich sein Pferd und jagte davon. Als er auf's freie Feld kam, fragte er sein Pferd: „Weißt du, wo der Nebelkönig wohnt und weißt du auch, wie wir die drei goldenen Aepfel holen können?“ Das Pferd antwortete: „Ich weiß die Wohnung des Nebelkönigs und gleich werde ich hinfliegen. Dort bewacht ein Tier, halb Mensch, halb Hund, die drei goldenen Aepfel, von denen der eine den Menschen, der ihn besitzt, reich macht, der andere ihn glücklich und der dritte ihm stete Gesundheit verleiht. Wenn wir zu dem Hundemensch [3]) kommen, so lasse dein Wasser ihm in die Augen fallen; dann wird er eine Zeit lang nicht sehen und du kannst dann die Aepfel abpflücken.“

Das Pferd erhob sich nun in die Luft und bald befanden sie sich über einem hohen Gebirge, wo ein schönes, großes, graues Haus stand. Das war die Wohnung des Nebelkönigs. Vor dem Tore des Hauses

---

[3]) S. Anmerk. 1 zum 25. Märchen.

war eine Wiese und dort saß der Hundemensch, der drei goldene Aepfel bewachte. Als das Pferd gerade über ihm war, da ließ der junge Zigeuner sein Wasser los, das dem Hundemenschen in die Augen fiel. Während er sich die Augen auswischte, senkte sich das Pferd auf die Erde herab; der junge Zigeuner hob die drei goldenen Aepfel auf, steckte sie in seine Tasche und gleich darauf erhob sich das Pferd in die Luft. Da bemerkte aber auch der Hundemensch, daß man ihm die goldenen Aepfel gestohlen und als er die Fliehenden erblickte, da begann er mit seiner eisernen Zunge so laut zu heulen und zu jammern, daß die Berge zersprangen und endlich rief er dem Zigeuner nach: „Wenn du die Aepfel hast und ein Mann bist, so sollst du zur Frau werden, und wenn du eine Frau bist, so sollst du ein Mann werden!“

Als der junge Zigeuner mit den drei goldenen Aepfeln nach Hause kam, da freuten sich alle Leute, am meisten aber freute sich am nächsten Tage seine Frau, denn sie sprach lachend zu ihrem Vater: „Liebster Vater, ich weiß nicht wie es gekommen ist, aber mein Mann ist doch ein Mann!“ Von nun an lebten sie Alle in Glück und Freuden und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie auch noch heute.

35.

*Die Prophezeiung. [1]

Es lebte einmal ein reicher Mann, dessen Frau gar lange Zeit keine Kinder zur Welt brachte. Da geschah es einmal, daß die Frau schwanger wurde und

[1] Aehnlich ein siebenbürgisch-sächsisches Märchen meiner inedirten Sammlung; vgl. auch S. Fr. Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven II, S. 76.

nach neun Monaten ein Knäblein gebar. In der darauffolgenden Nacht schlief der reiche Mann in einer Kammer neben dem Zimmer, wo sein Weib im Krankenbette lag. Spät in der Nacht wachte er auf und wollte eben nach seiner kranken Frau sehen, als er vor dem Bette derselben drei Urmen[2]) bemerkte. Er hörte nun auch wie die erste Urme zu ihren Gefährtinnen sprach: „Dies Kind, das heute Nacht hier auf die Welt kam, soll achtzehn Jahre alt werden!“ Die zweite Urme sprach also: „Der Blitz soll es in seinem achtzehnten Lebensjahre erschlagen!“ Hierauf sprach die dritte Urme: „Es soll reich und alt werden!“ Drauf gingen sie fort und der Mann weckte seine Frau auf und erzählte ihr, was er gesehen und gehört hatte. Da wurden Beide gar traurig und wußten lange nicht, wie sie ihr Söhnchen vor dem frühen Tode bewahren sollten. Der Mann hatte in der Angst die Worte der dritten Urme nicht recht verstanden. Mann und Frau beschlossen also, einen steinernen Turm erbauen zu lassen, wohin kein Blitz einzuschlagen vermöchte. Sie ließen den starken Turm aufführen und darin ihr Söhnchen bewahren.

Der Junge wuchs heran und sollte bald sein achtzehntes Jahr vollenden, als er sich einmal aus dem Turm hinausschlich, denn eine weißgekleidete Frau winkte ihn zu sich ins Freie. Nie war er in seinem Leben draußen im Freien gewesen und jeden Baum, jeden Grashalm, jeden Käfer bewundernd, schritt er der weißgekleideten Frau nach, die ihn weit hinaus in den Wald lockte. Bald aber kam ein großer Regen, mit Donner und Blitz und der Junge konnte nicht heimkehren, sondern mußte draußen am Felde übernachten.

[2]) Urmen sind die Feen der Zigeuner. Es gibt gute und schlechte Urmen.

Als er am nächsten Morgen nach Hause kam, da fand er seinen steinernen Turm zerstört, denn ein Blitz hatte denselben am Vortage getroffen. Da freuten sich die Eltern gar sehr, als sie ihren Sohn wohlbehalten vor sich sahen. Er lebte noch hundert Jahre und hätte noch länger gelebt, wenn er nicht gestorben wäre.

36.

Der gute Königssohn.[1])

Vor vielen tausend Jahren lebte ein mächtiger König mit seiner schönen, jungen Frau in Glück und Zufriedenheit. Lange Zeit hindurch hatten sie keine Kinder und das tat dem Herzen der Königin gar weh. Da geschah es einmal, daß die Königin in gesegnete Umstände kam und in einer Nacht einen wunderschönen Knaben gebar. Der König war außer sich vor Freude und brachte die ganze Nacht bei seiner kranken Frau zu. Gegen Morgen schlief die Königin ein und der König legte sich auch nieder und wollte eben einschlafen, als drei weiße Frauen (Urmen[2])) in das Zimmer traten. Sie blieben vor dem Bette stehen und die erste Urme sprach also: „Dieser Knabe soll das schönste und beste Weib der Erde heiraten!“ Die zweite Urme sprach: „Dieser Knabe soll als Mann arm und allein in einer Wüste sterben!“ Und die dritte Urme sprach also: „Dieser Knabe soll den Reichthum verachten; er soll ein frommer Mann werden und die armen Leute lieben. Er soll nie König werden!“ Drauf gingen die drei

---

[1]) Vgl. meinen Artikel: „Armenisches und Zigeunerisches zu Barlaam und Josaphat“ in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ herausg. von Prof. Max Koch (1887, III. Bd. S. 462).

[2]) S. Anmerk. 2 zum 35. Märchen.

Frauen aus dem Zimmer hinweg. Der König hatte ihre Worte gehört und erschrack darob gar sehr. Seiner Frau sagte er nichts davon, sondern ließ schon am nächsten Tage ein prachtvolles Haus für seinen Sohn erbauen und denselben darin wohnen. Der Königssohn wuchs heran und erhielt von seinem Vater Alles, was er sich nur wünschte; denn sein Vater wollte, daß er das gute Leben, den Reichtum lieben lerne, damit er denselben nie verachte.

Als der Königssohn groß wurde, schloß er mit einem jungen Herrn Freundschaft und lebte mit ihm in Freuden und Glück. Einmal gingen die beiden Freunde zum benachbarten König auf Besuch. Dieser König hatte eine wunderschöne Tochter und der Königssohn verliebte sich so sehr in dieselbe, daß er sie sogleich zur Frau begehrte. Der König gab sie ihm auch und nun erst lebte der Königssohn mit seiner schönen, jungen Frau in wahrem Glück. Sie liebten einander so, wie noch nie Mann und Frau sich geliebt haben. Da traf es sich einmal, daß der Königssohn mit seinem Freunde hinausging auf das Feld. Sie spazierten dort lange Zeit herum und als sie nach Hause gehen wollten, da hörten sie Jemanden jammern und klagen und fanden in einem Graben eine arme, kranke Frau, die nicht mehr gehen konnte. Der Königssohn fragte seinen Freund: „Was fehlt dieser Frau?“ Der Freund antwortete: „Diese Frau ist sehr krank.“ Drauf fragte der Königssohn: „Kann auch meine Frau krank werden?“ Sein Freund entgegnete: „Ja, wir Alle können krank werden!“ Die beiden Freunde hoben nun die kranke Frau von der Erde auf und führten sie in die Stadt, wo sie dieselbe pflegten, bis daß sie gesund wurde.

Einmal gingen die beiden Freunde wieder hinaus auf das Feld, wo sie eine alte, sehr alte Frau begegneten, die kaum mehr gehen konnte. Da fragte der Königssohn seinen Freund: „Was fehlt dieser Frau?“ Sein Freund antwortete: „Diese Frau ist sehr alt!“ Drauf fragte der Königssohn: „Wird auch meine schöne Frau so alt und häßlich werden?“ Sein Freund entgegnete: „Auch deine Frau wird einmal so alt und häßlich werden!“ Drauf gingen sie nach Hause und von der Zeit an war der Königssohn sehr traurig und alle Leute sahen es ihm an, daß er großen Kummer im Herzen hegte. Da traf es sich wieder einmal, daß die beiden Freunde hinaus auf das Feld gingen und in einem Graben eine todte Frau fanden, die schon halb verwest von Würmern bedeckt war. Da fragte der Königssohn seinen Freund: „Was fehlt dieser Frau?“ Sein Freund antwortete: „Diese Frau ist todt und lebt nicht mehr. Die Würmer werden sie auffressen!“ Drauf fragte der Königssohn: „Werden auch meine Frau die Würmer fressen?“ Sein Freund entgegnete: „Deine Frau, du und ich, wir alle werden sterben, uns alle werden die Würmer fressen.“ Da weinte der Königssohn und wurde von der Zeit an noch trauriger.

Da starb der alte König und sein Sohn sollte nun König werden. Aber der Königssohn sagte also zu den Leuten: „Ich will nicht König werden. Mein Freund soll meine Frau heiraten und König werden. Ich gehe weit in die Wüste und will dort leben und sterben. Ich will nicht sehen, wie die Menschen krank und alt werden und dann sterben.“ Und so geschah es auch. Der Königssohn ging in die Wüste und lebte dort arm und allein als ein frommer Mann; sein Freund aber heiratete seine Frau und wurde König.

37.

*Der unmenschliche Vater.[1])

Vor vielen tausend Jahren lebte in einem Lande, wo ewiger Sommer ist, ein mächtiger König, der alle seine Kinder, sobald sie auf die Welt kamen, verbrennen ließ. Er sagte stets zu seinen Leuten: „Die Kinder sind die Plage der Eltern, und wer das Leben recht genießen will, der darf keine Kinder haben!“ So denkend und auch handelnd, hatte er bereits sechs Kinder um das Leben gebracht. Als nun seine Frau das siebente Kind, ein Mädchen zur Welt brachte, da starb sie aus Gram und Kummer, denn sie wußte, daß ihr Gatte auch dies Kind verbrennen lassen werde. Als man dem Könige den Tod seiner Gattin meldete, da rief er zornentbrannt: „Daran ist nur der elende Wurm Schuld; nehmt das Kind, verbrennt es aber nicht! Es soll eines qualvolleren Todes sterben! Reißt ihm mit glühenden Zangen die Glieder heraus und dann schneidet ihm das Herz aus dem Leibe, das ihr mir vorzeigen sollt!“ Die Diener nahmen also das Kind, trugen es in den Wald und während sie an einem Feuer die Zangen zu ihrer schrecklichen Arbeit glühend machten, da lächelte das arme „Würmchen“ so freundlich und so sanft, daß die Diener beschlossen, es nicht ums Leben zu bringen. Sie ließen das Kind im Walde zurück und schlachteten einen jungen Hund, dessen Herz sie dem König vorwiesen, wobei sie sagten: „Herr König! Hier ist das Herz deines Kindes!“ Der König gab sich damit zufrieden und lebte von nun an als Witwer so recht in Saus und Braus; das Mädchen im Walde aber wurde von einer guten Urme[2]) aufgenommen und erzogen.

[1]) Vgl. die Sage von Prometheus.
[2]) S. Anmerk. 2 zum 35. Märchen.

Nach sechzehn Jahren geschah es einmal, daß der König in den Wald kam, um Hirsche und Füchse zu jagen. Da erblickte er an einer Quelle sitzend, die wunderschöne Pflegetochter der Urme. Er wußte freilich nicht, daß diese Maid sein eigen Fleisch und Blut sei; was Wunder denn, daß sich der wüste König sofort in die schöne Maid verliebte und seinen Dienern befahl, dieselbe in sein Haus zu führen. Vergeblich flehte und bat die arme Maid; sie wurde von den Dienern ins Haus des Königs geführt und dort in ein Zimmer gesperrt. Als abends der König nach Hause kam, da ging er sogleich in das Zimmer zur Maid hinein; doch als er sie mit seinen Armen umschlang und als Weib gebrauchen wollte, da erschien die Urme im Zimmer und sprach also zu ihm: „Sechs Kinder hast du verbrennen lassen, das siebente habe ich vom Tode gerettet. Nun willst du an deiner eigenen Tochter die schändlichste Tat der Welt vollziehen! Sei verdammt du Ruchloser!“ Sie murmelte hierauf Zauberformeln her und ehe sich der König versah, so befand er sich hoch oben auf der obersten Spitze des Gebirges und war um den Hals, um die Hände und Füße mit schweren ehernen Ketten an eine Steinplatte angeschmiedet; dort muß er nun so lange bleiben, bis daß der Berg berstet; dann erst kann er sterben; seine Tochter aber ist eine gute Urme geworden.

38.

*Des Teufelkönigs Barthaare.

Es waren einmal drei arme Brüder, die beschlossen in die Welt zu ziehen, um ihr Glück zu suchen. Sie wanderten schon lange in der Fremde herum, als sie einmal in einem großen Gebirge eine Höhle antrafen.

Sie blieben am Rande derselben stehen und der Aelteste sagte: „Mir scheint es, als ob wir hier in diesem Loche unser Glück finden sollten!“ Hierauf entgegnete der Mittlere der drei Brüder: „Aber wie sollen wir hinab?“ Da meinte der Jüngste: „Binden wir unsere Gürtel an einander und dann laßt mich hinab!“ Und so geschah's. Sie ließen den Jüngsten in das Loch hinab; die Gürtel aber zerrissen und er fiel neunundneunzig Tage und Nächte lang, bis er endlich vor ein Haus zu Boden fiel. In diesem Hause wohnte eine alte Frau, die lugte gerade zum Fenster hinaus und als sie den Jungen erblickte, rief sie ihn an: „Was suchst du hier? Weißt du nicht, daß du im Lande des Teufelskönigs bist?“ — „Das weiß ich erst jetzt“, erwiderte der Jüngste, „aber wenn ich nun einmal hier bin, so möchte ich gerne die drei Barthaare des Teufelkönigs haben; denn ich habe gehört, daß wer diese besitzt, reich und glücklich wird; und dann geschieht ja dem Teufel dadurch kein Schaden, denn sie wachsen ihm über Nacht von neuem, so daß er den Verlust gar nicht merkt!“ — „Ja, aber wenn dich der Teufel sieht, so frißt er dich auf!“ sagte die alte Frau. — „Wie soll ich's also machen?“ fragte der Bursche. Die Alte versetzte hierauf: „Ich gebe dir dieses Wasser, und wenn du in den Wald, der sich dort drüben befindet, kommst, dann wirst du die Teufel sehen, die ihren König bewachen; du aber wasche dein Gesicht mit diesem Wasser und die Teufel werden dich nicht sehen können. Wenn du dann zum Teufelkönig kommst, so speie dreimal auf die Erde und mache aus deinem Speichel ein Kreuz auf den Boden; dann wird der Teufelkönig einschlafen und du kannst ihm die drei Barthaare ausreißen.“ —

Der Bursche tat, wie ihm die Alte gesagt hatte; wusch sich das Gesicht mit dem Wasser, machte aus

seinem Speichel ein Kreuz auf den Boden und als der Teufelskönig einschlief, so riß er ihm die drei Barthaare heraus. Als er hierauf zur Alten zurückkehrte, fragte er sie nach ihrem Namen. Da sagte die Alte: „Ich bin eine gute Urme[1]), die bei deiner Geburt gelobt hat, dich zu beschützen und dir zu helfen. Ich weiß, du möchtest jetzt gerne zu deinen Brüdern zurückkehren. Nimm dieses Stück Fleisch und wenn du vor den Eingang des Loches kommst, so wirf das Fleisch hinauf; dann wird sich das Loch sogleich verengen und das Fleisch zerquetschen, als wenn es ein Mensch wäre, der von hier entfliehen wollte. Du aber, mein Sohn, nimm dann schnell dies Haar, das ich dir gebe, verschlinge es und du kannst dann durch das Loch, das sich bald wieder öffnet, hinauf zu deinen Brüdern fliegen.“

Und so geschah's. Der Bursche warf das Fleisch in's Loch hinauf, das sich sogleich schloß und das Fleischstück zerquetschte; er verschlang das Haar und husch! war er bei seinen Brüdern. Das war nun eine Freude! Die drei Brüder wurden nun sehr reiche Leute, denn alle Steine, die sie mit den drei Barthaaren des Teufelkönigs berührten, verwandelten sich in lauteres Gold und nun hatten sie Geld in Hülle und Fülle, — und wenn ich sie einmal begegne, so bettele ich sie an; vielleicht geben sie mir ein Stück Gold, dann sollt ihr euch einen guten Tag machen.

---

[1]) S. Anmerk. 2 zum 35. Märchen.

39.

Der arme Mann und der Teufel.[1]

Es war einmal ein armer Mann, der konnte sich kaum das tägliche Brot erwerben. Einmal stand er draußen auf dem Felde und sprach zu sich: „Gott will mir nicht helfen; sollte mir kaum der Teufel helfen!“ Während er so sprach, spie er dreimal aus und siehe da! aus seinem Speichel entstand ein Bach, der lustig weiter rauschte. Als dies der arme Mann sah, sprach er also: „Wahrlich, der Teufel will mir helfen! Doch was nützt mir der Bach, wenn ich keine Mühle habe!“ Kaum hatte er dies gesagt, so stand schon eine große Mühle am Bache und klapperte ganz lustig mit ihren vielen Rädern. Da sagte der arme Mann: „Was nützt mir die Mühle, wenn ich nicht mahlen kann!“ Kaum hatte er dies gesagt, so erschien der Teufel und sprach also zu ihm: „Ich werde dein Knecht sein und für dich mahlen. Du sollst nur vor der Türe stehen und den Leuten das Korn abnehmen, damit sie mich nicht sehen; ich werde schon das Korn mahlen, aber du sollst mir den zehnten Teil von dem geben, was dir die Leute geben!“ — „Ja!“ versetzte der arme Mann, „ich will dir den zehnten Teil geben!“ Der Teufel ging nun in die Mühle hinein und die Leute kamen Tag und Nacht zur Mühle und ließen ihr Korn mahlen. Der arme Mann wurde mit der Zeit sehr reich und dachte dabei doch den Teufel zu betrügen. Als der Teufel einmal kam und den zehnten Teil von dem verlangte was die Leute dem Müller gegeben hatten, da sagte dieser: „Ich gebe dir nichts und wenn du mir nicht umsonst dienen

[1] Vgl. meines hochverehrten Lehrers L. A. Staufe-Simiginovicz, Volkssagen aus der Bukowina (Czernowitz, 1885) S. 58.

willst, so gehe, wohin du willst!" — „So!" versetzte hierauf der Teufel, „Gott hat dich nicht gebraucht und ich habe dir geholfen; nun betrügst du mich. Du warst Gott zu schlecht, nun aber bist du auch mir zu schlecht und ich brauche dich auch nicht!" Darauf verschwand der Teufel und mit ihm auch die Mühle. Nur der Bach blieb zurück und der Mann saß am Ufer desselben viele Jahre lang und konnte nicht sterben, denn selbst der Teufel brauchte ihn nicht. Da erbarmte sich seiner Gott und befreite ihn endlich vom Leben.

40.

Der Tscharana-Vogel. [1])

Es war einmal eine böse Frau, die hatte eine gar schöne Stieftochter, die sie ihrem Bruder zum Weibe bestimmt hatte. Die Maid aber liebte einen anderen Burschen, den man Rukuj hieß, ihren Stiefonkel hingegen konnte sie nicht ausstehen. Es geschah nun einmal, daß die böse Stiefmutter ihrer Tochter nachschlich und sie gerade dann überraschte, als sie ihrem Geliebten im Arme lag. Da verfluchte sie ihre Tochter und da sie eine böse Zauberin war, so bewirkte sie es, daß der Tscharana-Vogel die arme Maid abholte und mit ihr in seine Burg flog.

Da wurde Rukuj sehr traurig; er weinte und klagte den ganzen Tag über und endlich sprach er zu seiner Mutter: „Ich lasse mir ein Paar eiserne Schuhe machen und will durch die ganze Welt wandern und erst dann heimkehren, wenn ich den Tscharana-Vogel gefunden habe." Und er ließ sich ein Paar eiserne Schuhe machen, zog sie an und wanderte in die Welt. Neun

[1]) S. Anmerk. 3 zum 25. Märchen.

Jahre lang zog er von Land zu Land und fragte unterwegs jeden Menschen, dem er begegnete, nach dem Vogel Tscharana; aber Niemand konnte es ihm sagen, wo derselbe wohne. Da kam er einmal spät abends in ein großes Gebirge und legte sich unter einem Baume nieder. Er wollte eben einschlafen, als er einen weißen Wolf auf sich zuschreiten sah. Schon wollte er aufspringen, um davon zu laufen, als der Wolf mit menschlicher Stimme zu ihm sprach: „Fürchte dich nicht; ich werde dir kein Leid zufügen! Ich bin ein bezauberter König und muß jetzt in einen weißen Wolf verwandelt, dem Vogel Tscharana dienen!" Da freute sich Rukuj gar sehr und fragte den Wolf sogleich: „Weißt du nicht, wohnt bei deinem Herrn nicht auch so und so ein Mädchen?" Der Wolf antwortete: „O ja! Mein Herr holte sie sich vor neun Jahren, als gerade seine Säugerin starb; denn er muß jede Nacht einige Stunden lang aus den Brüsten eines Weibes saugen, sonst stirbt er. Dies arme Mädchen ist sehr traurig, denn sie weiß, daß wir nie gerettet werden." Hierauf fragte Rukuj: Und kann man den Tscharana-Vogel nicht tödten?" — „Das geht gar schwer!" entgegnete der weiße Wolf, „denn er hat sein Leben nicht in sich." — „Wie so?" fragte Rukuj. — „Sein Leben befindet sich an einem gar sicheren Ort," entgegnete der Wolf, „hoch oben im Gebirge ist ein gläserner Berg; auf dem gläsernen Berg befindet sich ein Haus; in dem Hause ist ein eiserner Schrank; im eisernen Schrank ist eine Henne; in der Henne ist ein Ei und in diesem Ei befindet sich das Leben des Tscharana-Vogels. Auf welche Weise du ihm das Leben rauben kannst, weiß ich nicht und kann dir auch keinen Rat geben, wie du es anstellen sollst; aber ich will dir ein Haar aus meinem Felle geben und wenn du in Not bist, so verbrenne es und dann

wird dir ein Wolf zu Hilfe kommen.“ Drauf ging der Wolf von dannen und Rukuj setzte seinen Weg weiter ins Gebirge fort. Nach einigen Tagen erreichte er den Glasberg, der weithin in der Sonne glänzte, so daß er ihn kaum ansehen konnte, denn sein Glanz tat seinen Augen gar weh. Als er ganz nahe an den Berg herantrat, sah er ein, daß es für einen Menschen unmöglich sei, das Haus auf dem Berge zu erreichen. Er setzte sich gar traurig auf den Boden nieder und dachte nach, was er eigentlich beginnen solle! Da fiel ihm das Haar des weißen Wolfes ein und er verbrannte dasselbe. Sogleich erschien ein riesiger schwarzer Wolf und sprach also: „Was willst du von mir?“ Als ihm nun Rukuj mitteilte, daß er gerne in das Haus auf dem gläsernen Berge kommen möchte, sagte der Wolf: „Da kann ich dir nicht behilflich sein; ich will aber meinen Vetter, den Fuchs fragen, ob er den Weg hinauf kennt.“ Der Wolf lief hierauf davon und kam nach einiger Zeit mit dem Fuchs zurück. Dieser sprach also zu Rukuj: „Den Weg auf den gläsernen Berg weiß ich nicht; will aber meinen alten Onkel, den Bären fragen; vielleicht weiß er ihn.“ Der Fuchs lief nun von dannen und kam nach einer Weile mit dem Bären zurück. Dieser sprach zum Burschen also: „Auf den gläsernen Berg kann Niemand hinaufgehen. Doch weiß ich einen Rat. Jeden Tag zu Mittag fliegt der Tscharana-Vogel her auf den gläsernen Berg. Wir werden uns einige Ochsen verschaffen und abschlachten: dann verkriechen wir uns im Innern derselben. Kommt nun der Tscharana-Vogel herangeflogen und sieht er die Ochsen, so wird er herabfliegen und dieselben mit seinen Krallen hinauftragen. Dort wird er sie liegen lassen, um sie am nächsten Tage zu verzehren; denn er kommt nur dann auf den gläsernen Berg, wenn er sich schon

satt gegessen hat. Sind wir aber einmal oben am Berge, dann können wir schon leicht deine Wünsche erfüllen.“ So geschah es auch. Der Wolf und der Bär brachten gar bald einige todte Ochsen herbei, deren Eingeweide sie verzehrten, worauf Rukuj und die drei Tiere in die Ochsen hineinkrochen. Als zu Mittag der Tscharana-Vogel auf den gläsernen Berg flog und die todten Ochsen bemerkte, da holte er dieselben hinauf auf den Gipfel des gläsernen Berges und flog gleich wieder von dannen. Rukuj und die drei Tiere krochen nun aus den Ochsen hervor und schritten auf das Haus los; aber die Türe desselben war aus Eisen verfertigt und sie konnten dieselbe nicht öffnen. Da sprang zuerst der Fuchs auf die Türe los, aber diese bewegte sich nicht; dann sprang der Wolf auf dieselbe und sie bewegte sich ein wenig in den Angeln; als aber der Bär auf sie losrannte, da brach sie vollends ein und sie konnten nun das Haus betreten. Dort fanden sie einen eisernen Schrank, den die drei Tiere mit schwerer Mühe öffneten. Im eisernen Schranke saß eine schwarze Henne, welcher der Fuchs den Garaus machte. Rukuj fand nun das Ei, welches das Leben des Tscharana-Vogels in sich barg. Er wollte dasselbe verbrennen, doch der Bär sagte: „Nicht verbrenne das Ei, denn es könnte uns schaden! Laß' uns vorerst den gläsernen Berg hinabrutschen. Der Fuchs soll als der Leichteste von uns den Anfang machen; du, Rukuj packe ihn am Schweife und halte dich dran fest; der Wolf möge dich anfassen und ich als Letzter will ihn am Schwanze packen, dann können wir leicht und ohne Gefahr den gläsernen Berg hinabgleiten.“ Und sie taten auch also.

Als sie auf diese Weise im Tal ankamen, da zündeten sie ein großes Feuer an und Rukuj warf das Ei hinein. Sie hatten kaum Zeit davon zu laufen, denn

es krachte und donnerte in der Luft und das Ei verschwand sammt dem gläsernen Berge in die Erde. Hoch oben in der Luft flog der Tscharana-Vogel in Flammen gehüllt einher und fiel dann an der Stelle, wo der gläserne Berg gestanden, auf den Boden und verschwand hierauf ebenfalls in die Erde.

Rukuj bedankte sich nun bei seinen getreuen Freunden und eilte zu seiner Geliebten, die er in einem Walde unter einem Baume sitzend antraf. Neben ihr saß auch ein alter Mann in prachtvollen Kleidern. Dieser sprach also zu Rukuj: „Ich bin der weiße Wolf, den du im Gebirge begegnet hast! Da ich nun wieder König bin, so will ich für euch sorgen!“ Und so geschah es denn auch. Rukuj und seine Geliebte wurden ein Paar und zogen mit den König in dessen Stadt, wo sie in Glück und Reichtum bis an ihr seliges Ende lebten.

41.

*Das Kind im Todtenreich.[1]

Es war einmal ein kleines Kind, das gleich nach der Taufe starb. Als es in das Reich der Todten kam, wehte der Wind so kalt, daß es beinahe erfror. Da rief das kleine Kind: „O mein Gott! was soll ich tun? Ich erfriere!“ Da sprach eine Stimme also zu ihm: „Gehe zurück in deine Heimat und sammle Holz, das zünde an. Dann komme zurück und du wirst nicht mehr frieren, denn du hast der Mutter Schmerzen um dich noch nicht verdient!“ Das kleine Kind ging also

---

[1]) Vgl. meinen Artikel: „Tauf- und Leichenbestattungsgebräuche der transsilvanischen Zigeuner“ (im „Globus, Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde“ Jahrg. 1887. Bd. LI. S. 249). Anklänge finden sich auch in einem südslavischen Märchen vor.

zurück, sammelte im Walde viel Holz und zündete es an. Es setzte sich ans Feuer und wollte seine erfrorenen Glieder erwärmen, da kamen aber zwei Räuber und wollten das Kind vom Feuer vertreiben. Da sprach das kleine Kind: „O liebe Männer, laßt mich hier sitzen, damit ich mich erwärme, denn ich war im Todtenreich und bin beinahe erfroren. Ich mußte umkehren, damit ich mich erwärme.“ Da sprachen die Räuber zu einander: „Lassen wir das Kind hier sitzen. Wie werden wir erst frieren, wenn dies unschuldige Kind so friert!“

Als das kleine Kind nun abermals sich auf den Weg ins Todtenreich begab, fror es zwar nicht, aber als es in die Gegend kam, wo die große Schlange wohnte, sprach diese also zu ihm: „Ich lasse dich nicht weiterziehen, denn du hast der Mutter Schmerzen um dich noch nicht verdient! Geh' zurück und bringe mir Milch und Honig!“ Drauf kehrte das kleine Kind wieder zurück und als es einen Krug voll Milch gefunden hatte, ging es in einen Garten, wo einige Bienenstöcke standen. Es griff in einen Stock hinein und sammelte den Honig in sein Hemdchen, wurde aber dabei von den Bienen jämmerlich zerstochen. Da kam die Bäuerin herbei und wollte das Kind schlagen, doch dasselbe sprach also: „O liebe Frau, laß' mich diesen Honig weitertragen! Ich war im Todtenreich und die große Schlange ließ mich nicht weiterziehen, denn ich habe der Mutter Schmerzen um mich noch nicht verdient! Ich muß diesen Honig und diesen Krug voll Milch der Schlange bringen, sonst läßt sie mich im Todtenreich nicht weiter ziehen!“ Drauf entgegnete die Bäuerin: „Trage nur den Honig und den Krug voll Milch der Schlange! Wenn du, kleines Kind, so schwer leiden mußt, was wird erst meiner warten!“

Das kleine Kind ging nun abermals ins Todtenreich und als es zur großen Schlange kam, gab es ihr den Krug voll Milch und den Honig aus seinem Hemdchen. Die Schlange ließ es nun weiterziehen. Als das kleine Kind aber an die Höhle kam, wo neun weiße Hunde den Eingang bewachen, ließen diese es nicht weiterziehen, sondern sprachen also: „Du hast der Mutter Schmerzen um dich noch nicht verdient! Geh' zurück und hole uns Fleisch; dann lassen wir dich weiterziehen!“ Drauf ging das kleine Kind zurück in seine Heimat und als es Fleisch gefunden hatte, machte es sich wieder auf den Weg ins Todtenreich. Auf dem Wege begegnete das Kind einem Fleischhauer und der rief also: „Woher hast du das Fleisch? Du hast es gestohlen!“ — „O lieber Herr,“ versetzte darauf das Kind, „ich bin im Todtenreich gewesen und die neun weißen Hunde ließen mich nicht weiterziehen, denn ich habe der Mutter Schmerzen um mich noch nicht verdient! Ich trage den weißen Hunden dies Fleisch!“ Drauf sagte der Fleischhauer: „Geh' du armes Kind und trage den weißen Hunden das Fleisch! Was werde ich ertragen müssen, wenn du so schwer leiden mußt!“

Als das kleine Kind zu den neun weißen Hunden kam und ihnen das Fleisch übergab, da ließen sie es für immer in das Reich der Todten einkehren.

42.

Das Gebirge der Katzen.

Eine arme Wittwe hatte nur einen einzigen Sohn, der sie durch seine Hände Arbeit ernährte und den letzten Bissen mit ihr teilte. Die Frau war schon alt und gebrechlich und wenn sie diesen guten Sohn nicht gehabt hätte, so wäre es ihr wahrlich auf ihre alten

Tage gar schlecht ergangen. So aber lebte sie ohne Sorgen, denn ihr Sohn gab ihr Alles, was sie bedurfte. Da traf es sich aber einmal, daß der Sohn hinausging auf die Wiese und abends, als er eben heimkehren wollte, einen Phuvusch [1]) begegnete. Er hatte gehört, daß der Mensch reich werde, der dem Phuvusch unbemerkt ein Haar ausreiße, denn mit demselben bestrichen, würden alle Steine in Gold sich verwandeln. Der Mann ließ also den Phuvusch an sich vorbei gehen und tat also, als hätte er ihn nicht bemerkt; doch schnell kehrte er sich um, schlich dem Phuvusch nach und hast es gesehen! er wollte ihm ein Haar ausreißen! Der Phuvusch aber merkte es, kehrte sich rasch um und hast du's gesehen! er schlug den Mann zu Boden, lud ihn dann auf seine Schultern und verschwand. Dies hatten von Ferne auch einige Leute mit angesehen und als sie nach Hause kamen, erzählten sie es der Witwe. Da war nun die arme Frau außer sich vor Trauer. Sie weinte und klagte Tag und Nacht und schließlich, als ihre Vorräte zu Ende gingen, da mußte sie irgendeine Arbeit ergreifen, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Täglich ging sie daher hinaus in den Wald, wo sie Beeren und Reisig sammelte, die sie dann im Dorfe den Bauern verkaufte.

Einmal ging nun die arme Frau wieder hinaus in den Wald und verirrte sich. Sie kam immer tiefer in den Wald hinein und endlich befand sie sich im Gebirge der Katzen. Dort wohnten viele hunderte, in Katzen verwandelte Seelen verstorbener Menschen [2]). Als

---

[1]) S. Anmerk. 1 zum 14. Märchen.

[2]) Die Seelen Verstorbener, die im Leben viel gesündigt haben, werden — dem Volksglauben der Zigeuner gemäß — oft in schwarze Katzen verwandelt und müssen als solche viele Jahre lang leben, ehe sie erlöst ins Todtenreich einkehren können.

die arme Frau an diesen Ort kam, da liefen einige schwarze Katzen herbei und fragten sie: „Was suchst du hier?“ Die alte Frau erzählte hierauf ihre Geschichte. Da sagten die Katzen: „Bleibe drei Wochen lang bei uns und sei unsere Dienerin. Zu Neulicht, da entlassen wir dich und du wirst es nie bereuen, bei uns gewesen zu sein.“ Die Alte dachte bei sich: was soll ich auch zu Hause allein machen? ich bleibe hier! — Und sie sprach: „Ja, ich will bei euch bleiben!“ Nun wiesen ihr die Katzen die Arbeit an, die sie leicht verrichten konnte. Dafür bekam sie gutes Essen und köstliche Weine. Sie dachte schon daran, stets bei den Katzen zu bleiben und dort ihr Leben zu beschließen, als die drei Wochen um waren und zu Neulicht die älteste der Katzen zu ihr kam und also sprach: „Du hast uns treu und redlich drei Wochen lang gedient. Als Lohn dafür geben wir dir hier diesen Stein. Gehe hin an den Ort, wo der Phuvusch mit deinem Sohn verschwunden ist. Dort berühre die Erde mit diesem Stein und dein Sohn wird sofort befreit und mit dir nach Hause zurückkehren [3].“ Hierauf übergab die Katze einen funkelnden Stein der alten Frau und führte sie dann hinab auf die Ebene, von wo sie leicht nach Hause finden konnte. Die arme Witwe ging aber nicht nach Hause, sondern suchte den Ort auf, wo ihr Sohn mit dem Phuvusch verschwunden war. Dort berührte

---

S. meine „Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Taufe und Leichenbestattung“ a. a. O.

[3]) Dem Volksglauben der Zigeuner gemäß legen zu Neulicht die schwarzen Katzen einen funkelnden Stein, der nur so lange auf der Erde bleibt, als man bis auf sieben zählen kann, dann verschwindet er in die Erde. Mit diesem Stein kann man jeden, noch so verschlossenen Raum öffnen, und alle Metalle in Gold verwandeln.

sie mit dem Stein die Erde, welche sich sogleich öffnete und — hervor stieg ihr Sohn. Das war nun eine Freude für die arme Mutter und für den guten Sohn. Sie gingen nun nach Hause und lebten in Glück und Wohlstand, denn jedes Eisen, das sie zu Neulicht mit dem funkelnden Stein berührten, verwandelte sich sofort in lauteres Gold.

43.

Der todte Geliebte. [1]

Vor vielen Jahren hatte der Stamm der Tschale [2]) einen gar reichen Häuptling, Namens Korindo, der nicht nur auf seinen Reichtum, sondern auch auf seine wunderschöne Tochter, Mariutza sehr stolz war. Viele Freier hatten Mariutza verlangt, aber keiner war dem alten Häuptlinge recht und schließlich erklärte er in öffentlicher Versammlung [3]), daß er seine Tochter überhaupt keinem Zigeuner zum Weibe geben werde. Diese Rede tat nicht nur Mariutza weh, sondern auch einem Burschen, Namens Jarko, den die Häuptlingstochter von ganzem Herzen liebte. In der darauf folgenden Nacht schlich Mariutza aus dem Zelte hinaus ins Freie und eilte an den Waldesrand, wo Jarko die Pferde des Stammes hütete. Weinend klagte sie ihr Leid dem Geliebten, dessen Herz auch von Trauer erfüllt, ihr keinen Trost zusprechen konnte. Der alte Häuptling

---

[1]) Gehört in den Kreis der „Leonorensage" vgl. die dritte Ballade nnd das isländische Lied: Helga kvidha Hundingsbana önnur IV.

[2]) S. Nr. 6.

[3]) Ueber derartige Versammlung s. meinen Aufsatz: „Die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zigeuner" (im Globus LIII, Nr. 12).

Korindo hatte inzwischen die Abwesenheit seiner Tochter bemerkt und schickte seine beiden Söhne aus, die Maid zu suchen. Die Häuptlingssöhne fanden gar bald ihre Schwester in den Armen Jarko's. Ein Wort gab das andere und während Mariutza zurück zu den Zelten floh, erschlugen die beiden Brüder den armen Jarko und begruben ihn heimlich am Rande des Waldes. Als sie in das Zelt ihres Vaters zurückkehrten, sagten sie den Leuten, Jarko sei entflohen und werde zum Stamme wohl nimmer zurückkehren. Da weinte Mariutza gar bitterlich und härmte sich übermäßig ab. Einige Monate waren seither vergangen, der Stamm war in andere Gegenden gezogen, aber von Jarko hatte Niemand etwas vernommen. Man wußte nur, daß er auf einem Pferde des Häuptlings Korindo entflohen sei. Dies Pferd hatten die Häuptlingssöhne niedergestochen und mit Jarko's Leiche zugleich begraben, um ihrer Aussage den Schein der Wahrheit zu verleihen. Da traf es sich einmal, daß Mariutza spät in der Nacht nicht schlafen konnte und hinaus vor die Zelte ging, wo sie sich an einem Bachrand niedersetzte. Jarko kam ihr in den Sinn und sie weinte bitterlich. Tiefaufseufzend sprach sie vor sich hin: „O, könnte ich ihn nur einmal noch widersehen, ob todt oder lebendig!“ Da hörte sie aus der Ferne Pferdegetrapp und ehe sie sich umsah, stand vor ihr ein weißes Roß und auf demselben saß mit blutbesprengten Kleidern und reifdurchdrungenem Haare ihr Geliebter, der Jarko. Hocherfreut sprang sie zu ihm hinauf in den Sattel, küßte seine bereiften Wangen und beklagte seine eiskalten Hände, die sie in den ihrigen zu erwärmen suchte. Da sauste das Pferd mit ihnen wie der Wind hinaus in die Ferne und Jarko sprach zu seiner Geliebten: „Der Reif auf meinen Haaren, das sind deine Tränen, Geliebte, die mein

kaltes Herz gar oft wie glühende Kohlen brennen!" Und als sie ein offenes Grab erreichten, da stieg Jarko mit seiner Geliebten vom Rosse herab und legte sich mit ihr in die kalte Grube. Da ruhte nun Mariutza, die Lebende, in ihres todten Geliebten Armen, während das weiße Roß bei ihren Füßen regungslos lag. Wie aber der Morgen graute und die Vöglein im Walde zu zwitschern begannen, da sprach Jarko zu seiner Geliebten: „Stehe auf Geliebte und gehe zu den Zelten zurück! Ich muß hier im Grabe zurückbleiben, denn deine Brüder haben mein Herz durchbohrt. Weine nimmer, denn jede Träne deines Auges fällt als glühende Kohle auf mein Herz, doch jedes Glück und jede Freude, die dich trifft, füllt mein kaltes Grab mit duftigen Rosen!" Mariutza erhob sich voll Schrecken und als sie von dannen lief, schloß sich das Grab.

Aber was geschah? Mariutza fühlte sich gesegneten Leibes und gebar nach neun Monaten einen großen Stein[4]), der windschnell aus einem Zelte in das andere flog und als er die beiden Häuptlingssöhne antraf, fiel er ihnen auf den Kopf, so daß sie Beide todt zu Boden fielen. Hierauf verschwand der Stein und als die Leute zu Mariutza eilten, so lag diese todt auf ihrem Lager.

44.

*Die Mutter der Zeit.

Vor vielen hundert Jahren lebte einmal ein gar stolzer König, der eine wunderschöne Tochter besaß. Er wollte sie nur dem Manne zur Frau geben, der die Mutter der Zeit aufsuchen und dieselbe fragen könnte: wann er, der König sterben würde? Denn er hatte ein

---

4) Vgl. Liebrecht a. a. O. S. 49.

Wasser, das in der Todesstunde getrunken, den Tod vertrieb; trank er es aber früher, ehe er sterben sollte, so war sein Tod unvermeidlich. Viele Jahre wartete der König vergeblich, aber kein Mann wollte sich auf den Weg machen, die Mutter der Zeit zu suchen. Die schöne Königstochter wurde von Tag zu Tag immer älter und hatte noch immer keinen Mann. Das tat ihrem Herzen gar weh und einmal saß sie allein im Garten und weinte bitterlich. Da kam ein schöner, junger Mann einher und sah die weinende Königstochter. Er trat an sie heran und sprach also: „Schöne Königstochter, ich weiß, warum du weinst! Wenn du mir sagst, daß du mich lieben willst, so will ich mich aufmachen und die Mutter der Zeit suchen!" Da umarmte und küßte den jungen Mann die schöne Königstochter und sprach also: „Geh' und wenn du wiederkehrst, so will ich deine Frau werden und dich lieben, wie noch nie ein Weib einen Mann geliebt hat!"

Der junge Mann machte sich also auf den Weg und zog in die weite Welt, um die Mutter der Zeit zu suchen. Lange Zeit zog er von Land zu Land und hatte noch keinen Menschen gefunden, der ihm den Weg zur Mutter der Zeit hätte weisen können. Da saß er denn einmal spät abends am Rande eines Bächleins und dachte nach, was er eigentlich anfangen solle. Er blickte ins Wasser und sah, wie eine Ameise dem Ertrinken nahe, aus dem Wasser sich retten wollte, aber nicht konnte. Der junge Mann steckte seinen Stab ins Wasser und die Ameise kroch auf denselben und war gerettet. Sie kroch nun zum jungen Mann heran und sprach also zu ihm: „Du hast mich aus dem Wasser gerettet und ich kann dir jetzt nicht anders dankbar sein, als daß ich dir jetzt ein Ei von mir gebe. Wenn du einmal in Not bist, so zerschlage das Ei und ich werde

dir mit meinem ganzen Volke zu Hilfe eilen!“ Hierauf legte die Ameise ein Ei, gab es dem jungen Manne und verschwand.

Wieder verging eine lange Zeit und da traf es sich einmal, daß der junge Mann in einem großen Walde einem Jüngling begegnete, der weiße Kühe hütete. Er fragte ihn, ob er nicht wisse, wo die Mutter der Zeit wohne? Der Jüngling antwortete: „Gehe tiefer in den Wald, dort hütet mein Vater die schwarzen Kühe; vielleicht kann er es dir sagen.“ Hierauf ging der junge Mann weiter und traf bald einen alten Mann, der schwarze Kühe hütete. Er fragte ihn: „Weißt du nicht, wo die Mutter der Zeit wohnt?“ — „Ich weiß es nicht!“ versetzte der Mann, „aber mein Großvater, der weiter oben im Gebirge gelbe Kühe hütet, der wird es dir vielleicht sagen können!“ Also ging der junge Mann weiter und traf bald einen Greis, der gelbe Kühe hütete. Er fragte ihn: „Weißt du nicht, wo die Mutter der Zeit wohnt?“ — „Ich weiß es nicht!“ antwortete der Greis, „aber mein Urgroßvater hütet weiter oben im Gebirge gefleckte Kühe, der wird es dir vielleicht sagen können.“ Und der junge Mann ging also weiter und traf bald einen uralten Mann, der gefleckte Kühe hütete. Er fragte ihn: „Weißt du nicht, wo die Mutter der Zeit wohnt?“ Der Greis versetzte: „Ich weiß es nicht; aber hoch oben im Gebirge wohnt eine Schlange, die ist so alt, wie die Welt! Die wird es dir sagen!“ Der Jüngling ging also noch weiter hinauf und fand in einer großen Höhle eine Schlange, die stets ihren eigenen Schwanz verzehrte, der ihr aber sofort wieder wuchs [1]). Der junge Mann fragte die

---

[1]) Das bekannte Symbol des cyklischen Tages und der Zeit im Altertum.

Schlange: „Weißt du nicht, wo die Mutter der Zeit wohnt?“ Die Schlange versetzte: „Wenn du von meinem Körper alle Läuse vernichtest, so will ich es dir sagen!“ Da besah sich der junge Mann den Rücken der Schlange und bemerkte daselbst viele tausend Läuse. Er wußte nun nicht, wie er diese vielen tausend Tiere tödten solle. Da fiel ihm das Ei der Ameise ein und er zerschlug es. Da kamen viele tausend Ameisen herbei und fielen über die Schlange her [2]). Kaum gedacht, so war diese schon von allen Läusen befreit und die Ameisen verschwanden. Nun sagte die Schlange dem jungen Manne: „Ich weiß, warum du gekommen bist! Du willst wissen, wann dein König sterben soll? Nun, ich will es dir sagen: Er wird dann sterben, wenn er wieder geboren wird!“

Der junge Mann kehrte also heim und als er in die Stadt des Königs kam, da hörte er, daß der König, sich vor dem Tode fürchtend, das Wasser vor drei Tagen getrunken habe und gestorben sei. Da wurde der Jüngling sehr traurig, denn er war ja vergeblich bei der Mutter der Zeit gewesen. Doch als er zur Königstochter kam und dieser die Antwort der Mutter der Zeit mitteilte, da sprach die schöne Maid also: „Jetzt benötige ich nicht die Antwort, denn jetzt kann ich frei einen Mann mir wählen! und ich wähle dich!“ Wer war froher als unser Jüngling. Er wurde der Mann der schönen Königstochter und zugleich König des Landes und lebte nun in Glück und Frieden bis an sein seliges Ende [3]).

---

[2]) „In dem mythischen Himmel der Veden kämpft Indra in der Gestalt einer Ameise siegreich gegen das alte Ungeheuer (die Schlange) . . . .“ Vgl. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie S. 372.

[3]) Obiges Märchen, das mir in Werschetz ein Zigeuner-

45.

Der Schattenkönig.[1])

Am Ufer eines großen Flusses lebte einmal ein armer Hirte mit seinen drei Söhnen. Sie hüteten Tag und Nacht die Kühe der reichen Leute und bekamen dafür einen sehr kargen Lohn, von dem sie kaum ihr tägliches Brot bestreiten konnten. Da sprach am Vorabend der heiligen Johannisnacht [2]) der alte Hirte zu seinen Söhnen: „Gehet hinauf auf jenen Berg und bringt die Nacht dort zu; merkt euch aber was ihr träumt, denn der Traum in der heutigen Nacht erfüllt sich früher oder später.“ Die drei Jünglinge gingen also auf den Berg und legten sich daselbst nieder. Da träumte der Aelteste, daß er als Bettler in einem Schanzen lag, als sein jüngster Bruder des Weges kam und ihm die Taschen mit Gold anfüllte; der mittlere träumte, daß man ihn gerade hängen sollte, als sein jüngster Bruder mit zwei schönen Weibern des Weges kam und das eine Weib hätte ihn geheiratet, um ihn vom Tode zu erretten [3]). Der jüngste Bruder aber träumte von unermeßlichen Schätzen, von einer schönen Königstochter und von Glück und großer Freude.

Musikant, Namens Joseph Patke erzählte, scheint mir nicht in den untersten Volksschichten entstanden zu sein. Ich habe es in diese Sammlung nur deshalb aufgenommen, weil es einen indischen Zug enthält (die Kühe).

[1]) Ueber die mythischen Stoffe dieses Märchens, das sich mit einer turanischen Erzählung aus dem Süden Sibiriens deckt (mitgeteilt von Radloff in seinem vorzüglichen Werke: Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens) vgl. Gubernatis a. a. O. S. 106 ff. Ein ungarisches, unedirtes Märchen aus Siebenbürgen behandelt denselben Stoff.

[2]) S. Anmerk. 1 zum 107. Lied.

[3]) Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde (S. 433: Rechtsaltertümer, IV. Frauenprärogativ).

Als die drei Brüder am nächsten Morgen vom Berge herabstiegen und ihrem Vater die Träume erzählten, da sprach im Geheimen der alte Hirte zu seinen beiden ältern Söhnen: „Lockt eueren jüngsten Bruder in den Wald und tödtet ihn, denn es ist eine Schande, daß die ältern Geschwister von der Gnade des Jüngsten leben sollen!“ Die beiden Söhne gehorchten und führten ihren jüngsten Bruder hinaus in den Wald. Auf dem Wege sprachen sie zu einander: „Unsere Träume zeigen zwar nichts Gutes an, doch wir werden ja Beide von unserm jüngsten Bruder gerettet. Warum sollen wir ihn also tödten? Nein, das tun wir nicht! Wir lassen ihn laufen!“ Sie ließen also ihren Bruder in die Welt ziehen und tödteten statt seiner einen Hund, dessen Blut sie ihrem Vater zeigten, indem sie sprachen: „Wir haben unsern jüngsten Bruder getödtet und seinen Leichnam den Fischen in den großen Fluß geworfen!“ Nun lebte der alte Hirte mit seinen beiden Söhnen, so wie früher in Armut und Elend und als er starb, da hüteten die beiden Brüder allein die Kühe der reichen Leute und sagten gar oft zu einander: „Wäre doch unser Bruder hier! Da könnten wir die Kühe leichter hüten, denn sechs Augen sehen mehr als vier!“ Aber der Jüngste schweifte weit in der Welt umher und ein Tag verging auch ihm nach dem andern, in Not und Elend. Da kam er einmal in einen großen, dichten Wald, wo er eine kleine Hütte antraf. Er war sehr hungrig und durstig und öffnete daher die Türe und trat in die Hütte ein. Dort saßen zwei schöne Jungfrauen; doch waren beide blind und hatten keine Füße. Als sie die Schritte des Jünglings vernahmen, rief die eine Jungfrau: „Sprich, wer bist du? ein Mensch oder ein Tier, der Tag oder die Nacht?“ Der Jüngling erzählte nun kurz seine Geschichte, worauf die Jung-

frauen sprachen: „Komm', setze dich zu uns an den Tisch und iß mit uns aus einer Schüssel!“ Und da befand sich auf dem Tische eine große, goldene Schüssel, angefüllt mit den besten Speisen und Getränken, die sich, sobald sie leer wurde, stets von selbst wieder anfüllte. Der Jüngling aß und trank nun nach Herzenslust und als er seinen Hunger und Durst gestillt hatte, fragten ihn die Jungfrauen: „Willst du bei uns bleiben und unser Diener sein? Du hast bei uns wenig zu tun und mußt uns nur jeden Tag und jeden Abend unsere roten und gelben Kleider an- und ausziehen helfen.“ Der Jüngling versetzte: „Gerne will ich bei euch bleiben und euer Diener sein!“ Nun lebte der Jüngling bei den augen- und fußlosen Jungfrauen in der Hütte im Walde froh und lustig seine Tage. In der Frühe zog er die Jungfrauen in die gelben Kleider an und Abends gab er ihnen die roten auf. Die Jungfrauen erlaubten ihm, so oft er wollte, hinaus in den Wald zu gehen und schenkten ihm eine weiße Stute, die so schnell wie der Wind flog, damit er dahin reiten könne, wohin er eben wollte.

Einmal ritt der Jüngling auf seiner weißen Stute hinaus in den Wald und da begann zu seinem allergrößten Staunen das Pferd wie ein Mensch zu reden. Das Pferd erzählte: „Heute sind es schon neun Jahre, daß der Schattenkönig den beiden Jungfrauen die Augen und Füße geraubt hat, und wenn noch ein Tag vergeht, dann können sie nicht mehr befreit werden. Wenn du sie befreien willst, so helfe ich dir; doch vorerst mußt du mich melken und dich in meiner Milch baden.“ Sie befanden sich eben auf der Spitze eines Berges, als der Jüngling die Stute zu melken begann. Da floß die Milch in Strömen den Berg hinab und füllte das ganze Tal. Da sprang der Jüngling in den Milch-

see hinein und badete sich. Als er fertig war, bestieg er die Stute, die also zu ihm sprach: „Bald wird es Abend und dann kommt der Schattenkönig her, um diese Milch zu trinken; bis dahin belade meinen Rücken mit Holz und Feuerzeug. Kommt der Schattenkönig und trifft er uns hier, so wird er uns sogleich verschlingen. Sind wir einmal in seinem Bauche, dann werde ich dir schon sagen, was du noch zu tun hast.“ Der Jüngling schleppte nun Holz und Reisig herbei und belud damit sein Pferd. Als er damit fertig war, wurde es Abend und bald stockfinster. Da kam der Schattenkönig heran und ehe sich der Jüngling versah, befand er sich schon sammt der Stute im Bauche des Ungeheuers. Da sprach die Stute also: „Jetzt zünde ein Feuer an! Wir werden nicht verbrennen, denn du hast dich ja auch in meiner Milch gebadet!“ Der Jüngling fachte ein großes Feuer an und als es so recht brannte, da krachte und donnerte es ringsumher. Der Jüngling wurde ohnmächtig und als er zu sich kam, befand er sich neben seinem Pferde auf einem hohen Berge voll Gold. Die Stute sprach: „Der Schattenkönig ist verbrannt und todt. Dies viele Gold war in seinem Innern und gehört nun dir. Die beiden Jungfrauen sind sammt mir gerettet. Hier nimm diesen Sack und öffne ihn!“ Der Jüngling tat, wie ihm geheißen und als er in den Sack hineinblickte, sah er darin zwei Paar Füße und zwei Paar Augen, nebst einem langen Haarzopf. Das Pferd sprach: „Gib her meinen Zopf!“ und als der Jüngling den Zopf dem Pferde hinwarf, so verschlang dasselbe die Haare und verwandelte sich sogleich in eine schöne Jungfrau, die also sprach: „Nun wollen wir nach Hause gehen und meinen Schwestern ihre Augen und Füße bringen.“ Sie kehrten also in die Hütte zurück und gaben den blinden und fußlosen

Jungfrauen die Augen und die Füße, die ihnen vor neun Jahren der Schattenkönig geraubt hatte. Das war nun eine Freude, als die beiden Jungfrauen wieder sehen und gehen konnten! Nun also, sie holten sich mit siebzig Wagen siebzig Tage lang das viele Gold, das der Schattenkönig zurückgelassen hatte und wurden steinreiche Leute. Der Jüngling heiratete die jüngste der drei Schwestern und lebte nun in Glück und Frieden. Da dachte er einmal an seinen Vater und an seine beiden Brüder. Er sprach zu seiner Frau und seinen Schwägerinnen: „Laßt uns meinen Vater und meine Brüder besuchen!“ Sie fuhren also davon und trafen nach einigen Tagen am Rande des Weges einen Bettler, der um ein Almosen bat. Der Jüngste warf ihm eine Handvoll Gold in den Schooß und als er ihn näher ansah, erkannte er in dem Bettler seinen ältesten Bruder. Das war nun wieder eine Freude! Sie fuhren nun weiter und kamen endlich vor eine große Stadt. Dort sollte man gerade einen Hirten aufhängen, weil er auf seine Heerde nicht gesorgt hatte und dieselbe von Räubern stehlen ließ. Und in dem Hirten erkannte der Jüngste seinen mittlern Bruder. Als er dies seinen Schwägerinnen sagte, sprang die mittlere der drei Schwestern vom Wagen herab und lief zum Galgen. Dort sagte sie den Richtern, daß sie den Hirten heiraten wolle. Damals konnte man durch Weiber auch vom Galgen befreit werden[4]). Die Richter ließen also den Jüngling frei, der dann die schöne Maid heiratete. Das war nun wieder eine Freude, als sich nun alle drei Brüder gefunden hatten. Bald heiratete auch der Aelteste die älteste der drei Schwestern und nun lebten sie Alle in Glück und Freude.

---

[4]) S. die Anmerk. 3.

46.

*Der Traum des armen Hirten.

Es war einmal ein König, der ließ im ganzen Lande verkünden, daß jeder Mensch das, was er in der Johannisnacht geträumt habe, ihm erzählen solle. Die Leute befolgten den Befehl und erzählten ihre Träume; nur ein armer Hirtenjunge tat es nicht, denn er fürchtete sich vor dem König. Als nun alle Leute ihre Träume erzählt hatten, da fragte der König: „Hat mir jeder Mensch seinen Traum erzählt?“ Da sagten die Leute: „Ja! nur der arme Hirtenjunge, der drüben im Walde die Schafe hütet, ist noch nicht erschienen.“ — „Gut!“ versetzte der König, geht und holt mir den Jungen!“ Als der arme Hirte vor den König trat, erzählte er ihm, daß er geträumt habe: der König sei kinderlos gestorben und die Leute hätten ihn zum neuen König gewählt. Da wurde der König sehr zornig und rief: „Holt mir den Müllner herbei!“ Als der Müllner kam, da befahl ihm der König, den Hirtenjungen in die Mühle zu führen und dort zu Brei zu mahlen[1]); sein Fleisch dann den Fischen zum Fraß ins Wasser zu werfen.

Der Müllner führte den Jungen mit sich; aber er bedauerte ihn und mahlte einen Ziegenbock zu Brei, den er dann ins Wasser warf. Den Hirtenjungen ließ er laufen. Als der König den Fluß, der vor seinem Hause floß, rot gefärbt sah, sagte er: „Gut! der Müllner hat das getan, was ich ihm aufgetragen habe!“

Indessen lief der arme Hirtenjunge in den Wald hinein und nach neun Tagen kam er in ein großes

[1]) Ueber diese „alte Todesstrafe“ s. Liebrecht, zur Volkskunde S. 296.

Gebirge, wo er ein schönes Haus fand, in welchem eine alte, häßliche Frau wohnte. Als der Junge am Tore klopfte und um ein Stückchen Brot bat, sagte die häßliche Alte: „Du bist ein schöner Junge, und wenn du willst, so kannst du bei mir bleiben. Du wirst Speise und Trank stets haben und brauchst dafür jeden Tag meine elf Zimmer zu fegen; das zwölfte aber darfst du nie betreten, sonst ergeht es dir schlecht!“ Der arme Hirtenjunge blieb bei der häßlichen Alten und hatte von nun an ein ganz gutes Leben. Er fegte jeden Tag die elf Zimmer aus und hatte dann weiter nichts zu tun, als zu essen, zu trinken und zu schlafen.

Eines Tages wußte er schon aus Langeweile nicht, was er beginnen solle, und da die häßliche Alte eben schlief, so entwand er ihr den Schlüssel zum zwölften Zimmer und schloß es auf. Da sah er im Zimmer einen Tisch und auf demselben lag die Haut eines schönen Mädchens. Kein Fleisch, keine Knochen waren da, nur eine bloße Haut. Er trat an den Tisch heran und berührte mit seiner Hand die Haut. Da krachte das ganze Haus; er blitzte und donnerte und die häßliche Alte erschien im Zimmer. „Als du zu mir kamst,“ sagte sie, „da habe ich dir befohlen, das zwölfte Zimmer nie zu betreten! Du hast mir den Schlüssel gestohlen und bist nun hier im verbotenen Zimmer. Jetzt wähle: entweder mußt du sterben oder eine ganze Nacht bei mir bleiben .....“ Da wurde dem armen Hirtenjungen die Wahl gar schwer. Er wollte gerne noch leben, aber die Alte, o die Alte! die war so häßlich, daß man mit ihr Wölfe hätte fangen können.[1]) Doch

[1]) Sprichwörtliche Redensart und bedeutet: sie ist so häßlich, daß wenn sie Wölfe sehen, so bleiben sie erschreckt stehen und man kann sie dann fangen.

was sollte er machen! Er blieb die Nacht über bei der häßlichen Alten und dachte bei sich: Im Dunkeln ist auch das Weiße schwarz! In der Frühe aber, welch' Wunder! war statt der häßlichen Alten ein wunderschönes junges Mädchen im Zimmer, dessen Haut er im zwölften Zimmer bereits gesehen hatte. Die Jungfrau lächelte und sprach: „Du wunderst dich, daß ich ein schönes Mädchen geworden bin? Nun, so höre! ich will dir meine Geschichte erzählen. Mein Vater ist der König, dem du deinen Traum erzählt hast. Als meine Mutter starb, schlich sich eine böse Frau in unser Haus und brachte es bei meinem Vater so weit, daß er sie heiratete. Als er aber erfuhr, daß seine Frau eine Hexe sei, da ließ er sie verbrennen; doch es war für mich schon zu spät! denn meine Stiefmutter verwandelte mich in ein altes, häßliches Weib und versetzte mich her in diesen Wald, wo ich meine Haut, die ich einst als Mädchen besaß, so lange bewachen mußte, bis ein junger Mann mit mir eine Nacht zugebracht hat. Du hast es getan und mich erlöst."

Das junge Paar machte sich nun auf den Weg. Bald erreichten sie das Haus des Königs und als dieser seine schöne Tochter vor sich sah, da war er außer sich vor Freude. Er nahm den armen Hirtenjungen an Kindesstatt an und gab ihm seine Tochter zur Frau, indem er sagte: „Ihr seid ja ohnehin schon Mann und Frau gewesen, wenn auch nur eine Nacht hindurch! Nun, so seid es denn für immer!" Und als der alte König starb, da wählten die Leute seinen Schiegersohn zum neuen König und somit hatte sich der Traum des armen Hirtenjungen erfüllt . . . .

47.

Sonnenschein und Mondschein.[1])

Fern von hier lebte einmal ein großer König, der hatte einen Sohn auf dessen Stirne eine Sonne abgebildet war. Die Leute nannten daher den kleinen Königssohn „Sonnenschein“. Als der Knabe zwei Jahre alt war, da starb seine Mutter und der König dachte bei sich: Was soll ich nun anfangen? Ich kann nicht immer zu Hause sitzen und mein Kind pflegen! Ich werde mir ein Weib nehmen! — So geschah es auch. Der König heiratete zum zweitenmal und nahm sich eine arme Maid zum Weib. Die junge Königin gebar nach einem Jahr auch einen Sohn, auf dessen Stirne ein Mond abgebildet war, daher ihn die Leute „Mondschein“ nannten. Beide Knaben wuchsen mit einander auf und hatten einander sehr lieb; die Königin aber liebte nur ihren Sohn; Sonnenschein hingegen wurde von ihr geschlagen und verfolgt. Da traf es sich, daß die Königin in der heiligen Johannisnacht[2]) nicht schlafen konnte und da sah sie drei Urmen[3]) in das Zimmer eintreten, die vor dem Lager der beiden Knaben stehen blieben. Die erste Urme sprach: „Schwestern! wir wollen diese beiden Knaben glücklich machen!“ Die zweite sprach: „Sonnenschein soll König werden!“ Die dritte Urme sprach: „Mondschein soll ein reicher Mann werden!“ Hierauf sprach die erste Urme: „Unter den Polster Sonnenscheins lege ich ein goldenes Ei und unter den Polster Mondscheins lege ich ein silbernes Ei.

[1]) Vgl. das fünfte kalmückische Märchen des Siddhi-Khür.

[2]) Dem Volsglauben der Zigeuner gemäß ist die Johannisnacht die Zeit, wo alle überirdischen Wesen die Menschen besuchen und ihnen nützen oder schaden können.

[3]) S. Anmerk. 2 zum 35. Märchen.

In der Frühe werden sie die Eier finden und Jeder wird das seine verzehren!“ Sie tat nun ein goldenes Ei unter den Polster Sonnenscheins und ein silbernes unter den Mondscheins Hierauf entfernten sich die drei Urmen.

Die Königin konnte lange nicht einschlafen, denn sie war außer sich vor Galle, daß Sonnenschein König werden, ihr eigener Sohn aber nur großen Reichtum erlangen solle. Das durfte sie nicht zulassen. Sie stand auf und ging zum Lager der beiden Königssöhne und vertauschte die Eier. Hierauf legte sie sich nieder und schlief ein. In der Nacht aber traf es sich, daß die Knaben ihr Lager wechselten und in der Frühe Jeder von ihnen das ihm bestimmte Ei verzehrte. Als sie aufstanden, sprach Mondschein zu seiner Mutter: „Ich habe heute in der Frühe ein silbernes Ei unter meinem Polster gefunden und dasselbe gegessen! Sonnenschein aber fand ein goldenes Ei und wollte es mir geben, aber ich nahm es nicht an und so aß er es!“ Da wurde die Königin gar zornig und schlug Mondschein zum erstenmal in seinem Leben. Sie sprach: „Warum hast du nicht das goldene Ei von Sonnenschein genommen? Jetzt wird er König werden und du wirst nur ein reicher Mann!“ Hierauf versetzte Mondschein: „Er soll es auch werden, denn er ist der ältere!“ und dabei spie er aus. Und siehe! Sein Speichel verwandelte sich in lauteres Gold. Darüber freute sich zwar die Königin, aber sie konnte es nicht vergessen, daß ihr Sohn nicht König, sondern nur ein reicher Mann werde. Sie tat nun ihrem Stiefsohn, wo sie nur konnte, jedwedes Leid an, so daß Sonnenschein an einem Abend also zu seinem Stiefbruder sprach: „Lieber Mondschein, ich gehe in die Welt, denn deine Mutter verfolgt mich und wie ich von einem Manne gehört habe, will sie

mich demnächst tödten lassen! Ich muß dich also, lieber Bruder, verlassen!“ Hierauf begann Mondschein zu weinen und sprach: „Verlaß mich nicht, lieber Bruder! Ich habe dir nie ein Leid zugefügt, es ist daher von dir ungerecht, daß du allein in die Welt ziehen willst und mich nicht mit dir nimmst!“ Da bedauerte ihn Sonnenschein und sprach: „Wenn du mich lieber hast, als deine eigene Mutter, so komm' mit mir!“ Die beiden Brüder verließen nun heimlich das Haus ihres Vaters und zogen in die Welt.

Lange Zeit wanderten sie von Land zu Land und kamen endlich in einen großen Wald, wo ein neunköpfiger Drache wohnte, der in seinem Hause eine wunderschöne Königstochter gefangen hielt. Als die beiden Jünglinge in das Haus des Drachen kamen, war derselbe nicht daheim und die Königstochter rief ihnen zu: „Entfernt euch, so rasch ihr könnt! Wenn euch der Drache hier findet, so frißt er euch auf!“ Die Jünglinge aber fürchteten sich nicht, sondern ließen sich von der Königstochter ihre Geschichte erzählen und als sie erfuhren, daß die Maid nur so befreit werden könne, wenn man dem Drachen eine neunundneunzig Meilen tiefe Grube mit Gold anfülle, da sprach Mondschein: „Ich will die Grube anfüllen!“ Hierauf ging er hinaus, trank Wasser und spie dasselbe in die Grube und dies tat er so lange, bis die Grube bis an den Rand mit lauterm Gold angefüllt war. Da kam der Drache nach Hause und als er die Grube mit lauterm Golde angefüllt sah, da ließ er die schöne Königstochter mit den beiden Jünglingen von dannen ziehen. Die Königstochter aber heiratete beide Brüder, denn sie hatten sie Beide lieb und sie liebte auch beide und als sie ins Land ihres Vaters kamen, da wurde Sonnenschein nach dem Tode desselben König. Seine Stiefmutter zeigte

sich nicht mehr, sondern lebte nach dem Tode ihres Mannes einsam und allein in einem kleinen Häuschen im Walde, wo sie ihr Sohn Mondschein bisweilen besuchte.

48.

*Der heilige Nikolaus und die reiche Bäuerin.

Es lebte einmal in einem Dorfe ein reicher Bauersmann mit seiner schönen, jungen Frau glücklich und zufrieden. Er war reich, wohlhabend und fleißig und gab auch den armen Leuten gerne milde Gaben. Seine Frau war ebenfalls fleißig, sparsam und haushälterisch, doch den Armen gab sie sehr ungerne etwas von ihrem Reichtum. Da traf es sich einmal, daß die Bäuerin an einem Samstag Abend Fische schmorte und sie bemerkte es kaum, als sich die Türe leise öffnete und ein alter Mann in die Stube trat, der also zum Weibe sprach: „Liebe Frau, ich bin sehr hungrig! Gib mir ein Fischlein und Gott wird dich dafür segnen!“ Die Bäuerin sah sich den alten Mann an und sprach dann also: „So, du willst ein Fischlein haben! Fische sind nicht für Bettlermagen geschaffen! Schau, daß du weiterkommst!“ Der Bettler sprach nun also: „Du bist reich und doch so geizig! Gut, wisse ich bin der heilige Nikolaus und verfluche dich! Du sollst ein Fisch werden und erst dann deine menschliche Gestalt wieder erlangen, wenn du von deinem Manne befruchtet bist!“ Diese Worte hörte auch der reiche Bauersmann, der sich in der Nebenstube befand und als er hinauseilte, um den alten Mann zu besänftigen, so war dieser schon verschwunden; seine Frau aber lag als kleiner Fisch am Boden. Da ward der reiche Bauersmann sehr traurig und da ihm nichts anderes übrig blieb, so nahm er das

kleine Fischlein in die Hand, trug es hinaus in den Bach und ließ es wegschwimmen.

Schon war mehr als ein Jahr vergangen, seitdem der reiche Bauersmann ohne Weib, einsam und allein auf seinem Hofe lebte. Da traf es sich einmal, daß er vor seiner Türe saß und bei sich dachte: Könnte ich doch mein Weib erlösen! Aber wie soll ich sie befruchten! . . . Hierauf spie er aus und sein Speichel fiel auf ein grünes Blatt, das zu seinen Füßen auf der Erde lag. Da flog eine Elster herbei, nahm das Blatt in ihren Schnabel und flog damit fort. Da begegnete sie aber einer andern Elster, die ihr das Blatt entreißen wollte. Die beiden Vögel stritten sich nun so lange hin und her, bis das Blatt in den Bach fiel. Da schwamm ein Fischlein herbei und verzehrte das Blatt. Kaum war dies geschehen, so verwandelte sich das Fischlein in ein Weib und die Bauersfrau lief heim zu ihrem Manne. Sie war von seinem Speichel befruchtet und erlöst worden. Von nun an gab sie jedem Armen Alles, was er verlangte [1]).

49.

*Der Adlerkönig und die drei Brüder.

Vor vielen tausend Jahren lebten einmal drei Brüder, die waren sehr arm und beschlossen daher in die Welt zu gehen, um irgendwo ihr Glück zu finden. Sie verließen auch ihr Dorf und zogen in die weite Welt. Eines Tages kamen sie auf eine große Wiese, wo viele tausend Kühe weideten. Sie blickten um sich und da sie keinen Menschen bemerkten, sprach der Jüngste

---

[1]) Ueber den Speichel (Sperma) vgl. Mahabharata I 2383 und Gubernatis a. a. O. S. 480 Anmerk.

der drei Brüder also: „Wahrlich ich bin hungrig! Und wenn ihr wollt, so schlachten wir uns eine Kuh ab. Ich will Feuer machen und dann können wir uns an köstlichem Braten erfreuen!“ Die Brüder waren hiezu gerne bereit und sie fingen eine Kuh ab, schlachteten dieselbe, während der Jüngste Holz sammelte und ein großes Feuer anmachte. Nun brieten sie die Kuh und waren eben damit beschäftigt, sich am frischgebratenen Fleische zu sättigen, als ein riesiger Vogel heranflog und also zu ihnen sprach: „Ich bin der Adlerkönig! Gebt mir ein Stück Fleisch!“ Da warf ihm der Aelteste der drei Brüder ein kleines Stückchen Fleisch hin. Der Adlerkönig verschlang es und sprach: „Das ist nicht genug! Gebt mir ein Stück Fleisch!“ Da warf ihm der Zweite der drei Brüder einen Bissen Fleisch hin. Der Adlerkönig verschlang es und sprach: „Das ist noch immer nicht genug! Gebt mir ein Stück Fleisch!“ Da ergriff der Zweite der drei Brüder einen Pfahl und warf ihn nach dem Adlerkönig. Der Pfahl blieb im Schenkel des großen Vogels stecken. Da sprang der Jüngste der drei Brüder herbei, ergriff das Ende des Pfahles und wollte denselben aus dem Leibe des Adlerkönigs ziehen; doch dieser erhob sich in die Luft und der Jüngste blieb am Pfahle hängen [1]). Der Adlerkönig flog nun mit dem armen Jüngling hoch in die Luft hinauf und ließ dann seinen Kot auf die beiden älteren Brüder fallen, die dadurch sofort in Steine verwandelt wurden. Hierauf flog er mit dem Jüngling weit, weit weg, bis er in ein großes Gebirge gelangte,

---

[1]) In der Edda braten Odin, Locki und Hönir einen Ochsen. Ein Adler will den ganzen Ochsen forttragen, Loki verwundet ihn mit einem Pfahl; das eine Ende desselben bleibt im Adler haften, das andere fährt in Lockis Hand, worauf ihn der Adler entführt.

›o ein großes, tiefes Loch war. Der Adlerkönig ließ ch nun herab und flog in das dunkle Loch hinein. Er og in der Dunkelheit immer weiter, bis er endlich eine höne, grüne Wiese erreichte; dort schien die Sonne ieder und ein großes, goldenes Haus befand sich da= elbst. Vor dem Hause ließ sich der Adler nieder und prach also zum Jüngling: „Weil du mich vom Pfahl ast befreien wollen, habe ich dich her zu mir gebracht. Du sollst hier Alles haben, was du willst und ewig ollst du leben. Täglich hast du nur meine Frau zu ämmen und die übrige Zeit hindurch kannst du machen vas du willst!“ Hierauf gingen sie ins Haus hinein, vo eine wunderschöne junge Frau neben dem Herde saß. Der Adlerkönig sprach also zu ihr: „Hier bringe ich ir einen Diener, der dich jeden Tag kämmen wird! Jetzt gib mir das Lebenswasser her, das alle Wunden eilt, denn ich bin verwundet!“ Die schöne Frau nahm us dem Schranke eine Flasche hervor und begoß mit em Wasser derselben den wunden Schenkel des Adler= önigs. Dieser wurde sogleich gesund und flog nun urück in die Welt. Abends kehrte er heim und jedes= al zeitig in der Frühe flog er von dannen.

Der Jüngling kämmte jeden Tag die Haare der underschönen Frau und einmal fragte sie ihn: „Möchtest u nicht gerne zurück in die Welt?“ — „O ja!“ ver= tzte der Jüngling, „aber ich kann nicht!“ Hierauf gte die Frau: „Ich könnte wohl zurück in die Welt hren, wenn ich eine Feder aus dem linken Flügel des dlerkönigs hätte! Aber der Adlerkönig schläft nie so ef, daß ich ihm eine Feder ausreißen könnte!“ Da agte der junge Mann: „Woher bist du? und wie bist u die Frau des Adlerkönigs geworden?“ Nun erzählte m die schöne Frau, daß sie die Tochter eines großen önigs sei; der Adlerkönig hätte sie einmal im Flusse

baden gesehen; er sei nun auf sie herabgestürzt und hätte sie in seinem Schnabel hergebracht. Da sprach der Jüngling: „Wenn wir ihm viel Branntwein zu trinken gäben, vielleicht wird er dann so tief einschlafen, daß du ihm eine Feder ausreißen kannst!" — „Ja," sagte die schöne Frau, „wenn wir Branntwein hätten, aber wir haben ja keinen und können uns hier auch keinen verschaffen!" Hierauf versetzte der Jüngling: „Ich habe in meiner Tasche ein Fläschchen voll Branntwein; wenn du willst, so gebe ich es dir!" Er gab nun der schönen Frau das Fläschchen mit dem Branntwein und als abends der Adlerkönig nach Hause kam, gab ihm seine Frau das Nachtmahl, in das sie vorher den Branntwein gegossen hatte. Der Adlerkönig aß die Speise und legte sich dann nieder. Als er schlief, riß ihm seine Frau eine Feder aus dem linken Flügel und ging damit hinaus vor das Haus. Dort sprach sie also zum Jüngling: „Pack' das eine Ende der Feder an, ich ergreife das andere und dann fliegen wir zurück in die Welt!" Sie faßten also Beide die Feder an und flogen lange, lange Zeit, bis sie auf die Welt kamen. Als sie den Ort erreichten, wo die beiden Brüder des Jünglings als Steinblöcke standen, sprach dieser also: „Da stehen meine armen Brüder in Stein verwandelt! Könnt' ich sie doch wieder lebendig machen!" Hierauf versetzte die schöne Frau: „Ich habe ein Fläschchen voll Lebenswasser mitgenommen. Wir wollen damit die Steinblöcke begießen!" Und sie goß vom Lebenswasser einige Tropfen auf die beiden Steinblöcke, die sich sogleich in die beiden Brüder zurückverwandelten. Da freuten sich Alle und die schöne Frau sprach zu den Brüdern: „Faßt auch ihr diese Feder an, damit wir weiterfliegen!" Die beiden Brüder taten, wie ihnen die schöne Frau befohlen hatte und nun flogen sie Alle

weiter und immer weiter in die Welt hinein. Als sie die Stadt erreichten, wo der Vater der schönen Frau König war, da erst begann für sie das rechte Leben. Der König war hocherfreut und gestattete es, daß seine Tochter die Frau des Jünglings werde, dessen Brüder auch gar bald schöne, reiche Jungfrauen heirateten. Nun lebten sie in Glück und Frieden und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie auch noch heute.

50.

Die starken Brüder und die beiden Königstöchter.

Es waren einmal zwei sehr starke Brüder, die zogen in die Welt hinaus, um ihr Glück zu suchen. Als sie ihr Heimatsdorf verließen, da hörten sie auf dem Felde die Lerchen wunderschön singen und der ältere Bruder sprach zum Jüngern: „Hörst du die Lerchen singen? Wir werden in der Welt noch viele Freude erleben!“ [1]) — „Gebe es Gott!“ versetzte der Jüngere. Sie zogen nun weiter und kamen gegen Abend an den Rand eines großen Waldes. Sie machten ein Feuer an, und in der ersten Nacht wachte der Aeltere. Da kam ein junger Maschurdalo [2]) ans Feuer und wollte sich wärmen, der Aeltere tödtete ihn, verscharrte seinen Leichnam in die Erde und als am Morgen sein Bruder erwachte, erzählte er ihm das Abenteuer. Sie gingen nun weiter und als sie abends ein Feuer anmachten, legte sich der ältere Bruder nieder und schlief bald ein, während der Jüngere wachte. Da kam ein junger Maschurdalo heran und wollte sich am prasselnden Feuer wärmen, der

[1]) Die Zigeuner glauben, daß wer Lerchen singen hört beim ersten Austritt ins Freie, im Laufe des Tages Freude erleben wird.

[2]) S. Anmerk. 1 zum 19. Märchen.

Bruder aber erschlug ihn und während er seinen Leichnam begrub, löschte ihm das Feuer aus. Da wachte der ältere Bruder auf und als er das Abenteuer des Jüngern hörte, sprach er also: „Lieber Bruder, wir müssen auf und davon! Vielleicht finden wir irgendwo eine Hütte, wo wir die Nacht zubringen können." Sie machten sich auf den Weg und bald sahen sie in der Ferne ein großes Feuer lodern. Die beiden Brüder berieten sich nun, ob sie sich zum Feuer begeben sollten oder nicht? Während sie nun ratlos dastanden, kam eine alte Frau heran, deren Haare wie Sonnenstrahlen glänzten. Die beiden Brüder fragten sie, was das für ein Feuer sei. Die alte Frau antwortete: „Das ist das Feuer meines Sohnes, des Maschurdalo." Darauf fragten die Brüder: „Und wohin gehst du?" Die Alte versetzte: „Ich suche meine Enkel. Sie sollen morgen zwei Königstöchter heiraten, die ihnen bei ihrer Geburt versprochen worden sind. Gestern ging der Eine weg, heute der Andere und ich fürchte, daß sie irgendein Taugenichts erschlagen hat!" Die Brüder fragten weiter: „Und warum glänzen deine Haare wie goldene Sonnenstrahlen?" — „Ich bringe der Welt den Tag und führe die Nacht heim", versetzte die Alte. Da sagten die Brüder: „Wir wollen, daß es Nacht bleibe, bis wir unser Geschäft verrichtet haben!" Sie ergriffen die Alte, banden sie an einen Baum. Hierauf gingen sie auf das Feuer zu und trafen dort einen alten Maschurdalo an. Sie sprachen: „Alter, wir bringen dir eine gar schlechte Nachricht! Deine beiden Söhne sind von den Königstöchtern gefangen worden und befinden sich im Keller des Königsschlosses. Niemand wird sie befreien können! Deine Mutter hat uns zu dir geschickt, damit wir dir helfen sollen!" Der alte Maschurdalo begann zu weinen und sprach: „O wehe, meine beiden

Söhne! Ich habe ihnen gesagt, sie mögen das Ei der tausendjährigen Eulenmutter, in dem sich unser Glückswurm befindet [3]), mit sich nehmen; sie aber folgten nicht und müssen nun im Kerker zu Grunde gehen!“ Hierauf versetzten die beiden Brüder: „Wenn du uns das Ei der Eule gibst und uns den Weg zum Königsschlosse zeigst, so wollen wir deine beiden Söhne befreien!“ Voll Freude sprang der alte Maschurdalo von seinem Lager auf und übergab den Brüdern das Eulenei mit dem Glückswurm. Sie gingen nun zum Königsschlosse und brachen in die Kellerwand ein Loch. Die beiden Brüder krochen zuerst hinein, und sowie der alte Maschurdalo den Kopf durch das Loch steckte, schlugen sie ihm mit einem Beil den Kopf ab. Hierauf stießen sie den Körper zurück, schlüpften durch das Loch hinaus und holten die beiden erschlagenen jungen Maschurdalo auch herbei. Sie legten die drei Leichname neben einander und entfernten sich. Als sie an die Stelle kamen, wo sie die Alte gefesselt hatten, banden sie dieselbe vom Baume los und zogen vergnügt in die Welt hinaus.

Als am andern Morgen die beiden Königstöchter die drei erschlagenen Maschurdalo vor dem Schlosse liegen sahen, da freuten sie sich gar sehr und ließen überall nachforschen, um zu erfahren, wer sie von diesen Unthieren befreit hätte. Da aber Niemand ihnen Auskunft geben konnte, ließen sie ein großes Wirthshaus bauen, in welchem jeder Mann unentgeltlich bewirtet wurde, dafür aber erzählen mußte, was er in seinem Leben Gutes verübt hätte. Jahre vergingen und viele Wanderer kehrten tagtäglich ins Wirtshaus ein, aber Keiner

[3]) Dem Glauben der Zigeuner gemäß befindet sich im Ei mancher Eulen ein Wurm, der sogenannte Glückswurm, welcher den Besitzer zu Reichtum und Weisheit verhilft.

erzählte, daß er die drei Maschurdalo getödtet habe. Da kamen einmal auch die beiden starken Brüder, die in der Welt viel Gutes erlebt hatten, in dieses Wirtshaus und erzählten ihr Abenteuer von den drei erschlagenen Maschurdalo. Da freuten sich die beiden Königstöchter gar sehr und sprachen: „Jeder von euch Beiden soll von uns Beiden eine zum Weibe nehmen!“ Doch müßt ihr vorerst eine Probe bestehen. Wenn ihr in der Tat das Eulenei vom Maschurdulo erhalten habt, dann müßt ihr auch das Rätsel beantworten können, das wir euch aufgeben werden!“ — „Nun, sagt es uns nur,“ versetzten die Brüder, „wir werden es schon lösen können!“ Hierauf sprach die ältere Königstochter: „Eins!“ und der ältere Bruder antwortete: „Einen Gott giebt es, und der soll mir beistehen!“ Die Königstochter sprach: „Zwei!“ Der ältere Bruder antwortete: „Ihr seid zwei Schwestern und wir sind zwei Brüder, so Gott will, werden wir zwei Paare!“ — „Drei!“ — „Ich schwöre bei Gott, Jesus und Maria, daß ich dich nicht lassen kann!“ — „Vier!“ — „Vier Füße hat das Pferd, das mich her zu meinem Glücke gebracht hat!“ — „Fünf!“ — „Fünf Finger habe ich an jeder Hand und möchte mit ihnen zu deinem Wohle noch fünf Maschurdalo todtschlagen!“ — „Sechs!“ „Sechs Tage und sechs Nächte möchte ich dich küssen ineinemfort, um am siebenten von Vorne anzufangen!“ — „Sieben!“ — „Sieben Frauen hat noch kein Mann begraben, aber unter siebenmal sieben Frauen haben sieben je sieben Gatten zum Grabe geleitet!“ — „Acht!“ — „Acht Füße hat der Krebs und geht vorwärts und rückwärts; ich möchte nicht rückwärts, ich will nur vorwärts!“ — „Neun!“ — „Dreimal drei ist neun! das weiß, o Jungfrau, die ganze Welt!“ — Da errötete die Königstochter und schwieg. Ihre

jüngere Schwester aber setzte das Spiel fort und sprach: „Zehn!“ Nun antwortete der jüngere Bruder: „Zehnerweise teile deine Fragen ab, damit ich dich schneller küssen kann!“ — „Zwanzig!“ — „Zwanzig Jahre alt bin ich, für dich kräftig genug!“ — „Dreißig!“ — „Nach dreißigmal dreißig Tagen wirst du schon dreimal Mutter gewesen sein!“ Da errötete auch die jüngere Königstochter und sie beschlossen nun die Hochzeit abzuhalten. Sie lebten von nun an in Glück und Frieden und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie auch noch heute.

51.

*Die beiden faulen Brüder [1]).

Es waren einmal zwei Brüder, die waren sehr faul und wollten nichts arbeiten. „Was einmal Arbeit ist, das ist nicht gut und was nicht gut ist, das soll der Mensch nicht tun!“ so sagten die beiden Brüder und taten auch so, das heißt: sie taten nichts. Einmal nun traf es sich, daß sie unter einem Nußbaum lagen und hoch oben am Baume eine einzige Nuß hängen sahen. Da sagte der Aelteste zum Jüngern: „Steig' hinauf und hole die Nuß! Du bist der Jüngere und daher auch flinker, als ich.“ Der Jüngere entgegnete: „Du bist der Aeltere und daher auch stärker, als ich; steig' du hinauf!“ So handelten sie mit einander bis es Abend wurde. Da stieg nun endlich der Jüngere langsam auf den Nußbaum hinauf. Als er die Nuß eben abpflücken wollte, fiel diese von selbst herab und kollerte vor den Aeltern hin, der sie vom Boden langsam und

[1]) Vgl. S. Fr. Krauß, Märchen und Sagen der Südslaven, S. 183.

bedächtig aufhob. Als dies der Jüngere bemerkte, rief er vom Baume herab: „O Bruder, du bist doch ein glücklicher Mensch! Während ich die Nuß zu pflücken auf den Baum steige, fällt sie dir von selbst in die Hand!“ Darauf seufzte der Aeltere und sprach: „O Bruder, nicht beneide du mich so sehr! Unglücklich war ich meine ganze Lebenszeit hindurch! Nun muß ich auch noch diese Nuß aufbrechen und auch noch kauen!“

52.

Die vier bösen Brüder [1])

Es waren einmal vier Brüder, die beschlossen in die Welt zu ziehen, um irgend ein Handwerk zu erlernen. Sie machten sich also auf den Weg und als sie an einen großen See kamen, da pflanzte Jeder von ihnen für sich einen Baum und sie versprachen einander, daß sie sich nach einem Jahre hier wieder treffen werden. Drauf zog Jeder seines Weges.

Der Jüngste der vier Brüder zog lange Zeit in der Welt herum und fand an keinem Handwerk Gefallen. Da traf es sich, daß er einmal in einen großen Wald kam und tagelang herumirrte, ohne einen Ausweg zu finden. Am neunten Tage traf er eine kleine Hütte, vor deren Türe ein alter Mann und eine alte Frau saßen. Der Greis fragte den Jüngling: „Woher kommst du? Was suchst du hier?“ Da sprach der Jüngling also: „Ich bin ein armer Mann und reise in der Welt herum, um irgend ein Handwerk zu erlernen!“ Da sagten die beiden Alten: „Weil du nun einmal herge-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Märchen des Siddhi-Kur in Siebenbürgen“ in der: „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft“ Bd. XLI. S. 448.

kommen bist, so wollen wir dir unsere Tochter zur Frau geben; doch mußt du hier bei uns bleiben und diesen Wald nie verlassen, denn ein Weib hat bei der Geburt unserer Tochter uns prophezeit, daß sie durch vier Männer das Leben verlieren werde.“ Da führten sie ihn zu ihrer Tochter und der Jüngling sah, daß sie wahrlich so schön sei wie die schönste der Sonnentöchter. Und er sprach also: „Ich will gerne euere schöne Tochter zur Frau nehmen und bei euch bleiben.“ Und der Jüngste der vier Brüder blieb in der Hütte im Walde und lebte mit seiner jungen, wunderschönen Frau glücklich und zufrieden.

Da traf es sich einmal, daß die schöne Frau zum nahen Flusse ging und badete. Sie hatte einen wunderschönen Ring am Finger, den sie im Wasser verlor. Das Wasser führte den schönen Ring weit hinweg bis zur Stadt eines großen Königs, wo ihn die Diener desselben beim Wasserschöpfen fanden und ihrem Herrn, dem reichen König überbrachten. Dieser beschenkte die Diener reichlich, gab ihnen viel Geld und sprach also zu ihnen: „Diesen Ring hat eine Frau verloren und wer diese Frau zu mir bringt, dem will ich so viel Gold geben, als diese Frau wiegt“. Da liefen die Diener Tag und Nacht den Fluß entlang auf und ab und fragten jede Frau, ob sie nicht so und so einen Ring verloren habe. Doch kein Weib fand sich, daß je so und so einen Ring besessen hatte. Einer der Diener kam auch in den Wald und fand die junge schöne Frau, die den schönen Ring verloren hatte. Er lief sogleich zu seinem Herrn, dem großen König zurück und sagte: „Ich habe die Frau gefunden, die den Ring verloren hat. Sie ist so schön, wie die Schönste der Sonnentöchter!“ Da ging der große König auch in den Wald und überzeugte sich, daß sein Diener wahr gesprochen

habe. Er nahm die schöne Frau und ihren Mann mit sich in seine Stadt und gab ihnen ein schönes Haus und sorgte für Alles, was sie brauchten. Der König hatte keine Frau; er war Wittwer und da dachte er sich: Es wäre gut, wenn er dies schöne Weib zu seiner Frau machte! Aber sie hatte ja schon einen Mann. Da befahl er seinen Dienern, den Mann der schönen jungen Frau zu tödten. Die Diener taten auch also, wie ihnen der König befohlen hatte; sie tödteten den Jüngsten der vier Brüder, begruben ihn und wälzten einen großen Stein auf sein Grab. Der König heiratete nun die schöne Frau.

Das Jahr ging um und die drei Brüder kamen zu ihren Bäumen an den See. Da sahen sie, daß der Baum des Jüngsten verwelkt war. Da sagte der Aelteste: „Ich habe einen Spiegel mir gemacht, in dem man Alles sehen kann. Ich will gleich nachsehen, wo sich unser Bruder befindet!“ Und er nahm seinen Spiegel hervor und nun sahen die drei Brüder ihren Jüngsten in einem Grabe liegen, in der Nähe der Stadt des Königs. Sie gingen hin, öffneten das Grab und vor ihnen lag der todte Bruder. Da sprach der Zweite der Brüder: „Ich habe eine Salbe machen gelernt, durch welche Jeder Todte lebendig gemacht werden kann. Ich will damit unseren Bruder einschmieren.“ Und er nahm aus der Tasche seine Salbe hervor und schmierte damit seinen todten Bruder ein, der gleich darauf lebendig wurde und ihnen seine Geschichte erzählte. Da sprach der Dritte der drei Brüder: „Ich habe ein Tuch machen gelernt, das Jeden, der es sich umhängt, unsichtbar macht. Ich will dir dies Tuch geben, hänge es dir um und gehe zu deiner Frau.“ Da nahm der Aelteste der vier Brüder seinen Spiegel hervor und sie sahen nun die schöne Frau im Hause des Königs. Der Jüngste

der vier Brüder nahm das Tuch und ging in die Stadt des Königs, wo er seine Frau allein in einem Hause fand. Er nahm das Tuch von sich herab und als ihn nun seine Frau vor sich stehen sah, da freute sie sich gar sehr und war gleich bereit mit ihm zu gehen. Sie hüllten sich Beide in das Tuch ein und verließen ungesehen die Stadt des Königs. Als sie nun zu den drei Brüdern kamen und das Tuch herabnahmen, da bewunderten Alle die Schönheit dieser Frau. Da sprach der Aelteste der vier Brüder also: „Da ihr es nie erfahren hättet, wo mein Bruder begraben liegt, noch gewußt hättet, wo sich diese Frau befindet, — ohne meinen Spiegel; so ist es klar, daß sie mir gehört!“ Da sagte aber der Zweite der vier Brüder: „Wenn ich meine Salbe nicht gehabt hätte, so wäre unser Bruder nie lebendig geworden und hätte uns auch seine Geschichte nicht erzählen können; also ist es klar, daß diese Frau mir gehört!“ Da sprach der dritte Bruder: „Wenn ich unserm Bruder mein Tuch nicht gegeben hätte, so hätten ihn die Diener des Königs abermals getödtet und diese Frau wäre dann nie hergekommen; also ist es klar, daß sie mir gehört!“

Da stritten sie solange hin und her, bis sie sich endlich zu prügeln begannen und mit den Messern so lange auf einander losstachen, bis Alle an ihren Wunden starben. Die schöne Frau starb auch, denn als sie die Brüder trennen wollte, stachen dieselben auch sie nieder.

53.

*Der falsche Bruder.

Es lebte einmal ein Ehepaar, das hatte nur ein einziges Kind, einen Sohn und auch der war mißge-

staltet und konnte zu keiner Arbeit verwendet werden. Seine Mutter wünschte sich daher eine Tochter zu haben die ihr in der Wirtschaft behülflich sein könnte. Sie gab daher ihrem Manne zur Zeit des Vollmondes ein Ei von einer schwarzen Henne zu essen [1]) und nach neun Monaten gebar sie ein wunderschönes Mädchen. Nun hatte ihre Freude keine Grenzen, besonders als das Mädchen heranwuchs und eine wunderschöne Jungfrau wurde. Wenn die Maid sich kämmte, fiel Goldstaub aus ihren Haaren; wenn sie lachte, so lachte sie Perlen; wenn sie weinte, so strömte Wein aus ihren Augen; wenn sie wollte, so wuchsen unter ihren Füßen Blumen und Gräser aus dem Boden hervor [2]). Während die Maid die schönste Jungfrau im Dorfe, ja im ganzen Lande war, blieb ihr Bruder mißgestaltet und wurde von Tag zu Tag häßlicher. Dies ärgerte ihn sehr und obwohl seine schöne Schwester ihn freundlich behandelte und ihm Alles zu Gefallen tat, so dachte er doch stets daran, ihr zu schaden.

Mit der Zeit starben auch die Eltern der beiden Kinder und da begann der falsche Bruder erst recht seine schöne Schwester zu quälen und zu verfolgen. Da traf es sich, daß auch der König des Landes von der großen Schönheit der Maid hörte und sie heiraten wollte. Er schickte einige Diener in das Dorf und ließ den Bruder fragen, ob er ihm seine schöne Schwester zur Frau geben wolle? Hierauf sagte der falsche Bruder zu den Dienern: „Wenn euer König meine Schwester für schön hält, so soll er sie haben! Aber das sage ich euch, ich habe keine schöne Schwester!“ Die Diener

---

[1]) Ein in Siebenbürgen weit verbreiteter Volksglaube.

[2]) Vgl. die Geschichte von Çunahçepa im Aitaraye-Brâhmana.

gingen also heim und erzählten dem König, was ihnen der Bruder gesagt hatte. Da sprach der König: „Geht zurück und sagt dem Bruder, er solle seine Schwester herbringen; ich werde sie heiraten, wenn sie auch häßlicher als der Teufel ist!“ Hierauf kehrten die Diener zurück und teilten dem Bruder mit, was ihnen der König aufgetragen hatte. Da sagte der Bruder: „Morgen werde ich meine Schwester zum König führen!“ Die schöne Schwester hatte diese Worte zufällig auch gehört und wunderte sich gar sehr, als am nächsten Tage ihr mißgestalteter Bruder mit einem häßlichen Mädchen in die Stadt des Königs ging. Da dachte bei sich die schöne Maid: Mein Bruder will nicht, daß ich die Frau des Königs werde. Ich will aber jetzt zum König gehen und ihm Alles erzählen! — Und sie ging auch hin zum König. Doch als sie ankam, war schon die häßliche Maid die Frau des Königs geworden und als die schöne Maid dem König Alles erzählt hatte, sprach dieser also: „Das kann nicht wahr sein! Der Bruder meiner Frau hat über Stechapfelsamen geschworen [3]), daß er keine andere Schwester habe, als diese meine Frau! Du bist zwar so schön, wie die Maid, von der man mir erzählt hat, aber du bist eine Betrügerin! Ich habe dem Bruder meiner Frau versprochen, seine Schwester zu heiraten und habe mein Wort auch gehalten! Weil du mich aber hast betrügen wollen, so sollst du meine Schafe hüten und zwar an einem Ort, wo weder Gras wächst, noch Wasser fließt und wenn sie in einem Monat nicht fett werden, so lasse ich dich aufhängen.“ Und der König übergab der schönen Maid seine Schafe und ließ sie dann hinausführen auf eine Haide, wo weder Gras wuchs, noch

[3]) S. Anmerk. 2 zum 60. Stück.

Wasser floß. Da saß nun die arme Maid und weinte gar bitterlich. Als sie einmal aufblickte, da sah sie vor sich alle Schafe stehen, die den Wein, der ihren Augen entquoll, von der Erde aufleckten. Da freute sich die Maid gar sehr. Sie stand auf und ging auf der Haide herum. Ueberall, wohin sie trat, sprossen Blumen, Gräser und Kräuter hervor, die von den Schafen gierig verzehrt wurden.

Ein Tag verging nach dem andern und jeden Abend trieb die schöne Maid die Schafe wohlgenährt nach Hause. Darüber wunderte sich nun der König und schickte einmal seine Diener hinaus auf die Haide, um die schöne Maid zu belauschen. Da sahen nun die Diener, was sie in ihrem Leben vorher nie gesehen hatten. Sie gingen heim und erzählten ihrem Herrn, dem König, daß die schöne Maid, wenn sie gehe, Blumen und Gräser aus der kahlen Erde hervorzaubere; wenn sie weine, so fließe Wein aus ihren Augen; wenn sie lache, so lache sie Perlen und wenn sie sich kämme, so falle Goldstaub aus ihren Haaren. Da ließ der König die schöne Maid zu sich führen und sprach also zu ihr: „Du bist die Maid, die ich habe heiraten wollen! dein Bruder hat mich schändlich betrogen und nun soll er und die häßliche Frau bestraft werden, du aber bleibst bei mir und wirst mein Weib!“ Hierauf ließ der König die häßliche Frau und den falschen Bruder in einen Sack nähen und in ein großes Wasser werfen; die schöne Maid aber heiratete er und lebte mit ihr in Glück und Frieden.

54.

Die Zwillingsbrüder.

Es war einmal ein Mann, der lebte mit seiner Frau in Frieden und Wohlstand; nur das Eine war

ihm nicht recht, daß er keine Kinder hatte. Seine Frau wußte das recht gut und war darüber gar traurig. Da traf es sich einmal, daß sie allein im Hofe saß und darüber nachdachte, wie sie doch Kinder bekommen könnte. Und da erschien ihr eine Urme[1]) und sprach also zu ihr: „Ich weiß, worüber du nachsinnst und bin gekommen, dir zu helfen!“ Hierauf entblößte sie ihre Brust und sprach dann also zur Frau: „Komm' und trinke aus meinen beiden Brüsten und du wirst dann zwei schöne Knaben zur Welt bringen!“ Die Frau trat heran und trank zuerst aus der einen und dann aus der andern Brust. Als sie getrunken hatte, trat die Urme an den Hofhund heran und gab auch diesem aus beiden Brüsten zu trinken. Als die Hündin getrunken hatte, sprach die Urme: „Nun wird diese Hündin zwei sehr starke Hunde zur Welt bringen, die sollen deinen beiden Söhnen gehören!“ Hierauf ging sie in den Stall und gab dort einer Stute aus ihren beiden Brüsten zu trinken. Als die Stute getrunken hatte, sprach die Urme: „Nun wird diese Stute zwei Pferde zur Welt bringen, die sollen deinen beiden Söhnen gehören!“ Hierauf ging sie in den Garten und grub zwei Löcher in die Erde und ließ in dieselben Milch aus ihren Brüsten rinnen. Dann scharrte sie die Löcher zu und sprach also zur Frau: „Hier werden zwei Eichen wachsen. So lange diese Bäume grün sind, so sind auch deine Söhne gesund und heil; wenn aber der eine oder der andere der Bäume verdorrt, so ist es um einen deiner Söhne schlecht bestellt!“ Hierauf verschwand die Urme.

Nach neun Monaten gebar die Frau zwei schöne Knaben, von denen ein jeder einen goldenen Stern auf

---

[1]) S. Anmerk. 2 zum 35. Märchen.

der Stirn hatte. Sie sahen sich so ähnlich aus, daß selbst die Mutter den einen vom andern nicht unterscheiden konnte. Die Hündin warf zu derselben Zeit zwei Junge, die Stute brachte zwei Fohlen zur Welt und aus den beiden Löchern im Garten sproßen zwei Eichbäume hervor.

Die Knaben wuchsen mit der Zeit zu wunderschönen Jünglingen heran und eines Tages sprach der eine zum andern: „Bruder, ich gehe in die Welt und wenn ich irgendwo mein Glück finde, dann hole ich dich ab. So lange die beiden Eichen im Garten grün sind, bin ich am Leben; wenn aber die eine verdorrt, dann mache dich auf und suche mich.“ Hierauf stieg er auf das eine Pferd, rief den einen Hund herbei und ritt in die Welt. Neunundneunzig Tage ritt er schon in der großen Welt herum, ohne daß ihm etwas Absonderliches begegnet wäre; da kam er aber am hunderten Tage in eine Stadt, wo eben drei schöne Jünglinge auf Befehl des Königs verbrannt wurden. Da fragte der Jüngling mit dem goldnen Stern auf der Stirn: warum diese verbrannt werden. Ein Mann erzählte ihm nun: „Unser König hat eine wunderschöne Tochter, die er nur dem Manne zur Frau geben will, der drei Aufgaben zu lösen im Stande ist. Diese Jünglinge wollten die schöne Königstochter sich erwerben, haben aber die drei Aufgaben, die ihnen der König stellte, nicht lösen können, nun werden sie verbrannt.“ Der Jüngling mit dem goldnen Stern auf der Stirn sprach kein Wort darauf, sondern ritt weiter. Da begann auf einmal sein Pferd wie ein Mensch zu reden und sprach zu ihm also: „Gehe hin zur Königstochter und sage ihr, daß du sie zur Frau haben willst. Die drei Aufgaben helfe ich dir schon lösen!“ Der Jüngling ging also zur schönen Königstochter und sagte: „Ich will dich zur

Frau haben!" Als die Maid den schönen Jüngling mit dem goldenen Stern auf der Stirn sah, verliebte sie sich sogleich in ihn. Sie sprach: „Mein Vater wird dir drei Aufgaben stellen. Du wirst sie nicht lösen können und dann läßt dich mein Vater verbrennen!" Der Jüngling versetzte: „Ich werde die drei Aufgaben lösen!" Nun führte die schöne Maid den Jüngling zu ihrem Vater, dem König und dieser sprach also: „Morgen, zeitig in der Frühe sollst du durch jenen hohen Felsen hindurchreiten! Dies ist die erste Aufgabe." Und er zeigte dem Jüngling eine Felsenwand, durch welche er hindurch zu reiten hatte. — Als der Jüngling mit seinem Pferde allein war, sprach dies also: „Morgen, zeitig in der Frühe reite vor das Haus der Königstochter. Dort klopfe an ihr Fenster und wenn sie erscheint, so zeige ihr eine Kröte, dann wird sie ausspeien. Ihren Speichel soll der Hund auf die Schnauze nehmen und uns voranlaufen. Wenn er mit seiner Schnauze den Felsen berührt, so wird sich dieser öffnen und du kannst dann hindurch reiten!"

Am nächsten Morgen tat also der Jüngling so, wie es das Pferd ihm gesagt hatte und er konnte durch den Felsen hindurchreiten. Als er nun zum König kam, sprach dieser also zu ihm: „Die erste Aufgabe hast du gelöst! Nun also die zweite: Morgen, zeitig in der Frühe sollst du in den See hinabsteigen und mir den Ring heraufholen, den ich in den See werfe!" — Als der Jüngling mit seinem Pferde allein war, sprach dies also: „Morgen, zeitig in der Frühe wird sich die Königstochter kämmen und einige Haare zum Fenster hinauswerfen. Der Hund soll hinlaufen und die Haare dir bringen; steck' dieselben in deinen Mund und dann kannst du ohne Gefahr in den See hinabsteigen."

Am nächsten Morgen tat also der Jüngling so, wie es das Pferd ihm gesagt hatte und er konnte in den See hinabsteigen und den Ring heraufholen. Als er drauf zum König kam, sprach dieser also zu ihm: „Die zweite Aufgabe hast du auch gelöst. Nun also die dritte. Morgen, zeitig in der Frühe sollst du in jenen Wald gehen, wo ein Drache wohnt. Der Drache bewacht drei goldene Aepfel; die sollst du mir holen!" — Als der Jüngling mit seinem Pferde allein war, sprach dies also: „Morgen, zeitig in der Frühe wird die schöne Königstochter in den Wald gehen, und auf dem Wege ein weißes Tüchlein verlieren. Der Hund soll ihr nachlaufen und das Tüchlein holen. Wenn du zum Drachen gehst, so halte ihm das Tüchlein vor und er wird seine Kraft verlieren. Der Drache ist nämlich die Königstochter selbst, die sich in diesen verwandelt hat. Wenn du die drei Aepfel hast, dann begieße mit deinem Urin den Drachen; er wird hierauf sogleich verschwinden und die Königstochter wird sich nicht mehr in einen Drachen verwandeln können."

Am nächsten Morgen tat also der Jüngling, wie es das Pferd ihm gesagt hatte. Als er dem König die drei goldenen Aepfel brachte, sprach dieser also: „Du hast die drei Aufgaben gelöst und sollst meine Tochter zur Frau erhalten. Morgen sollt ihr die Hochzeit feiern; doch bis dahin darfst du nicht in dieser Stadt verweilen, sondern gehe du auf die Jagd und bringe uns für das morgige Fest Hasen, Rehe und anderes Wildpret." Der Jüngling ritt also hinaus in den Wald und jagte den ganzen Tag über. Gegen Abend kam er an eine Hütte, wo eine Hexe wohnte. Diese spie, ehe sich der Jüngling versah, auf ihn, auf das Pferd und auf den Hund, wodurch Alle in Stein verwandelt wurden.

Zur selben Zeit verdorrte der eine Eichbaum. Als dies der Bruder sah, sagte er zu seinen Eltern: „Ich muß hinaus in die Welt, denn meinem Bruder ist ein Unglück begegnet. Der eine Eichbaum im Garten ist dürr.“ Hierauf bestieg er das andere Pferd und nahm mit sich den zweiten Hund. Er ritt also in die weite Welt hinein. Lange Zeit verging, bis er endlich durch Zufall in die Stadt kam, wo sein Bruder die Königstochter hätte heiraten sollen. Als ihn die Leute sahen, da riefen sie: „Da ist ja der Jüngling mit dem goldenen Stern auf der Stirn!“ und Jedermann fragte ihn: wo er so lange geblieben? Seine Braut, die schöne Königstochter habe sich wegen ihm die Augen beinahe blind geweint! Da merkte dieser Jüngling sogleich, daß man ihn mit seinem Bruder verwechsle; er sprach aber kein Wort davon, sondern ging zur Königstochter. Als diese ihn erblickte, freute sie sich sehr und wollte sammt ihrem Vater, daß sogleich die Hochzeit stattfinde. Doch der Jüngling sprach: „Lassen wir es noch einige Tage sein! Ich habe einen Bruder, den muß ich morgen aufsuchen und zur Hochzeit einladen!“ Abends, als er mit der schönen Königstochter schlafen ging, da legte er zwischen sich und sie ein schneeweißes Leintuch. Die Königstochter fragte ihn: „Was soll das bedeuten?“ Er versetzte: „Du sollst es demnächst erfahren!“

Am andern Morgen wollte er von dannen reiten und ging hinaus in den Stall zu seinem Pferde. Da sprach das Pferd zu ihm: „Geh' zurück und bitte die Königstochter, sie möge dir die drei goldenen Aepfel geben, die du ihr vom Drachen gebracht hättest.“ Der Jüngling tat also, wie ihm das Pferd gesagt hatte und als er die drei goldenen Aepfel hatte, ritt er von dannen. Das Pferd trug ihn hinaus in das Gebirge, zur Hütte der Hexe. Auf dem Wege dahin, sprach zu ihm das

Pferd: „Steck' mir in's Maul einen goldenen Apfel! dem Hund stecke auch einen in's Maul und den dritten nimm du in den Mund! Wenn wir an den Ort kommen, wo dein Bruder, sein Pferd und sein Hund versteinert liegen, dann springe zu deinem Bruder und speie den goldenen Apfel auf ihn; ich werde den meinen auf das versteinerte Pferd speien, der Hund aber speie den seinen auf den versteinerten Hund! Dann werden wir Alle vom Zauber befreit ins Leben zurückführen!" Als sie an die Stätte kamen, wo der versteinerte Bruder, das Pferd und der Hund lag, da machte es der Jüngling so, wie es das Pferd gesagt hatte; der Hund tat ebenso und siehe da! der Bruder, sein Pferd und sein Hund wurden wieder lebendig. Das war nun eine Freude! Da sagte das eine Pferd: „Jetzt haben wir bei uns die drei goldenen Aepfel. Wir wollen mit ihnen die Hexe bewerfen, damit sie verbrenne!" Drauf begannen die beiden Hunde zu heulen und als die Hexe aus ihrer Hütte trat, da warfen die Brüder die goldenen Aepfel auf sie. Es blitzte und krachte in der Luft und die Hexe verbrannte zu Rauch und Dampf, der in der Luft zerstob.

Die beiden Jünglinge ritten nun zurück und erzählten unterwegs einander ihre Abenteuer. Als der Zweite erzählte, daß er bei der Königstochter geschlafen habe, da erzürnte der Erste so sehr, daß er seinen Bruder sogleich todtschlug. Er ritt nun zur Königstochter und die Hochzeit wurde abgehalten. Als er am Abend mit der Königstochter schlafen ging, fragte ihn diese: „Sag' mir doch, warum warst du gestern böse? Warum hast du gestern abends ein weißes Leintuch zwischen mich und dich gelegt?" Da rief der Jüngling: „O wehe! was habe ich getan! Das war ich nicht sondern mein Bruder! Als er mir erzählte, er habe

gestern bei dir geschlafen, da erschlug ich ihn!" Hierauf begann er zu weinen und zu jammern und hörte nur dann erst auf, als die Königstochter zu ihm sprach: „Komm, wir gehen an den Ort, wo dein Bruder erschlagen liegt! Ich will ihn lebendig machen!" Und sie gingen hinaus in den Wald, wo der todte Bruder lag. Neben ihm standen sein Pferd und sein Hund und weinten und jammerten laut. Die Königstochter steckte ihm ein Zauberkraut in den Mund, worauf er wieder lebendig wurde. Sein Bruder bat ihn um Verzeihung und nun lebten sie Alle in Freude und Glück. Der zweite Bruder heiratete bald auch eine Königstochter und sie holten ihre alten Eltern ab und ließen sie bei sich wohnen und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie auch noch heute.

55.

Das Zauberpferd.

Vor vielen hundert Jahren lebte einmal ein junger Zigeuner im Stamme der Kukuya [1]. Er war sehr arm und hatte obendrein noch ein böses Weib, das ihm sein Leben so recht verbitterte. Einmal kam er aus dem Dorfe zu den Zelten zurück und wollte sich niederlegen aber seine Frau ließ ihm keine Ruhe. Ein Wort gab das andere und Radu, so hieß unser Mann, sprang von seinem Lager auf, ergriff eine Axt und erschlug seine Frau. Er lief nun, was er laufen konnte, denn seine Stammgenossen kamen mit Stöcken und Beilen hinter ihm her und wollten ihn fangen, damit sie ihn dem Gerichte überliefern. Da erreichte er einen Wald und fand unter einem Baume einen großen Pferdekopf

[1] Ein Zigeunerstamm in Siebenbürgen; s. das 3. Märchen.

liegen. Der Pferdekopf rief ihm zu: „Radu, Radu! kriech' in mein linkes Ohr hinein!" Radu blieb stehen und wurde auf einmal so klein, daß er durch's Ohr in den Pferdeschädel hineinkriechen konnte. Als nun seine Stammgenossen in den Wald kamen, da fanden sie keine Spur von Radu und mußten unverrichteter Dinge zu den Zelten zurückkehren. Da rief der Pferdekopf: „Radu, kriech' zu meinem rechten Ohr heraus!" Als Radu zum rechten Ohr herausgekrochen war, wurde er so groß, als er gewesen, ehe er in den Pferdekopf hineingekrochen war. Radu wollte nun weiterlaufen, aber der Pferdekopf rief ihm zu: „Nicht laufe! fürchte dich nicht, ich will dich beschützen! aber du mußt mich mitnehmen!" Radu hob also den Pferdekopf vom Boden auf und ging in die weite Welt.

Lange wanderte er in der Welt herum, ohne besonderes Glück zu haben. Ueberall mußte er schwer arbeiten, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Einmal aber kam er in eine große Wüste, die kein Ende nehmen wollte. Schon neun Tage ging er immer nur vorwärts und fand überall nur Sand. Keinen Baum, keinen Bach fand er. Da sprach er bei sich: „Wenn ich nur ein Pferd hätte, damit ich rascher vorwärts käme!" Als er so bei sich dachte, kamen zwei schöne Reiter herangesprengt und als sie Radu begegnete, blieben sie vor ihm stehen und sprachen zu ihm: „Du möchtest gerne ein Pferd haben? Nicht wahr? Schau, du trägst ja schon einen Pferdekopf bei dir! du brauchst nur dreimal dein Wasser in den Kopf abzuschlagen und gleich entsteht ein Pferd, das am Morgen rot, zu Mittag weiß und in der Nacht schwarz ist! Dies Pferd wird dir viel Glück bringen!" Hierauf verschwanden die beiden Reiter. Radu schlug dreimal sein Wasser in den Pferdekopf ab und als er damit fertig war, ver-

wandelte sich derselbe in ein wunderschönes, weißes Roß, das also zu Radu sprach: „Besteige meinen Rücken und ich will dich an den Ort führen, wo du dein Glück finden sollst.“ Radu bestieg das weiße Roß und erreichte bald eine Stadt, deren Häuser schwarz übertüncht waren. Radu fragte die Leute, was dies zu bedeuten habe und da erzählte ihm ein alter Mann, daß die schöne Tochter des Königs von einem neunundneunzigköpfigen Drachen, der auf dem Glasberge wohne, entführt worden sei und morgen von ihm verzehrt werde. Radu fragte den alten Mann: „Kann man die Königstochter denn nicht befreien?“ Der alte Mann versetzte: „Das geht gar schwer! Wer die Königstochter befreien will, der muß morgen dreimal den Glasberg hinanreiten; das erstemal in der Frühe, ehe die Sonne aufgegangen ist; das zweitemal zu Mittag und das drittemal abends, wenn die Sonne untergegangen ist; dann muß er mit dem Drachen kämpfen und erst wenn er ihn getödtet hat, ist die Königstochter befreit!“ So erzählte der alte Mann; Radu aber sprach, als er mit seinem Pferde allein war, also: „Sollten wir es nicht versuchen, die Königstochter zu befreien?“ Das Pferd versetzte: „O ja! Wir können es ja versuchen!“

Am nächsten Tage, zeitig in der Frühe ritt Radu auf seinem roten Pferd hinaus vor den Glasberg, wo der neunundneunzigköpfige Drache wohnte. Alle Leute aus der Stadt kamen hinaus und waren nun neugierig, was da geschehen solle. Radu ritt so schnell, wie der Wind, den hohen Glasberg hinauf und wieder herab. Als er unten anlangte, brüllte der Drache oben auf dem Berge einmal so laut, daß der Himmel und die Erde erzitterte. Zu Mittag ritt Radu auf seinem weißen Pferde zum zweitenmal den Glasberg hinan und wieder hinab. Als er diesmal unten bei den Leuten an-

kam, da brüllte der Drache zweimal so laut, daß Himmel und Erde erzitterten. Abends ritt nun Radu auf dem schwarzen Pferde zum drittenmal den Glasberg hinan und als er unten ankam, brüllte der Drache dreimal so laut, daß Himmel und Erde beinahe einstürzten. Nun sprach das Pferd zu Radu: „Wenn ich nicht morgens ein rotes, mittags ein weißes und abends ein schwarzes Pferd hätte sein können, so hätte uns der Drache aufgefressen; so aber dachte er sich, daß jedesmal ein anderer Reiter auf einem andern Roß den Berg hinaufreite; erst als wir unten ankamen, bemerkte er, daß er sich getäuscht habe! Jetzt aber mußt du mit dem Drachen kämpfen. Reite auf mir den Berg hinan; dort lasse dein Wasser dreimal auf mich rinnen und dann verwandele ich mich wieder in einen Pferdekopf; dann krieche zum linken Ohr in den Schädel hinein. Der Drache wird kommen und den Pferdeschädel verschlingen; dann krieche zum rechten Ohr heraus und zünde deine Kleider an, die du vorher ausziehst. Der Drache wird dann bersten und die Königstochter ist befreit!“ Radu tat Alles so, wie ihm das Pferd es aufgetragen hatte. Als er im Drachenbauch aus dem Pferdekopf herauskroch und ein Feuer anzündete, da verreckte der Drache. Der Glasberg verschwand und Radu befand sich auf einmal in den Armen der schönen Königstochter, die er bald heiratete und nun mit seiner zweiten Frau in Glück und Freude lebte [2]).

---

[2]) Alle mythischen Züge dieses Märchens finden sich in den Veden wieder, vgl. Gubernatis, a. a. O. S. 231—235.

56.

*Die Häuptlingstochter und die vieräugige Hündin.[1])

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Zigeunerhäuptling, dem gebar sein Weib ein wunderschönes Töchterchen. Zu gleicher Zeit warf die Hündin des Häuptlings ein Junges, das vier Augen, einen weißen Körper und schwarze Ohren hatte. Es war eine Hündin, sehr wild und stets wach; denn wenn zwei ihrer Augen schliefen, so blieben ihr doch noch zwei offen, mit denen sie Alles sehen konnte. Als die Häuptlingstochter heranwuchs, da begleitete sie die vieräugige Hündin überall hin und Niemand wagte es, die Maid auch nur mit einem Finger anzurühren, denn sogleich sprang die wilde Hündin hervor und wenn die Maid es haben wollte, so konnte sie Jedermann von der Hündin in tausend Fetzen zerreißen lassen.

Da traf es sich einmal, daß ein junger Graf zu den Zelten kam und die schöne Häuptlingstochter sah. Er verliebte sich sogleich in die Maid und wollte sie zu seiner Frau machen, aber sie wies ihn zurück, denn sie hatte ihr Herz bereits einem Jünglinge ihres Stammes, den man Sarelo Pischta (starker Stephan) hieß, verschenkt. Doch der junge Graf ließ nicht nach, sie zu bitten und ihr Silber und Gold in Hülle und Fülle zu versprechen, wenn sie seine Frau werden wolle. Die

---

[1]) Vgl. die Hündin Sarama in der indischen Mythologie; besonders den 180. Hymnus des zehnten und den 62. des ersten Buches des Rigveda. „Sofern nun diese Hündin, welche die Verstecke entdeckt, durch die Dunkelheit der Nacht (durch den Wald) bricht, scheint sie der Mond, sofern sie durch die Wolke (hier durch den Fluß) bricht, scheint sie der Donnerkeil zu sein." Vgl. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie S. 353.

Häuptlingstochter aber blieb ihrem Pischta treu und wollte nichts vom Antrag des Grafen hören. Da traf es sich einmal, daß die vieräugige Hündin krank wurde und den ganzen Tag über im Zelte lag, während die schöne Häuptlingstochter draußen auf der Haide Erdbeeren sammelte. Sie bemerkte es kaum, als der junge Graf mit einigen Dienern herankam und also zu ihr sprach: „Wenn du meine Frau nicht werden willst, so werde ich dich an einen Ort einsperren, wohin weder der Mond, noch die Sonne scheint, wo es ewige Nacht ist! Dort kannst du deine schönen Augen ausweinen, wenigstens siehst du dann keinen Mann mehr!“ Die Maid wollte davonlaufen, aber die Diener ergriffen sie und führten sie weit hinauf ins Gebirge, wo ein dichter Wald war. Mitten im Walde war ein breiter, tiefer Fluß und mitten im Flusse stand ein hoher Felsen, in welchem eine tiefe Höhle sich befand. Dahin sperrten sie die Maid ein und als sie zurückkamen, versteckten sie den Kahn, auf dem man hinüberfahren konnte.

Gegen Abend kehrten die Leute zu den Zelten zurück und als sie bemerkten, daß die schöne Häuptlingstochter fehle, da fragten sie den alten Häuptling, wo seine Tochter sich befinde? Doch auch dieser konnte ihnen keine Auskunft geben und war sehr erschreckt, als er die vieräugige Hündin im Zelte fand. Nun wußten Alle, daß der Maid irgendwo ein Unglück zugestoßen sei. Sarelo Pischta ging in das Zelt hinein und streichelte weinend die vieräugige Hündin. Hierauf sprang diese auf, begann zu heulen und lief dem Gebirge zu. Sarelo Pischta folgte ihr nach und bald gelangten sie in einen hohen Dickicht. Der Jüngling konnte kaum vorwärts dringen, so dicht war Baum an Baum; doch die Hündin trabte vor ihm her und zeigte ihm Schritt für Schritt den Weg. Bald kamen sie an den großen, tiefen Fluß und

Pischta wußte nun nicht, wie er hinüber kommen solle. Da sprang die vieräugige Hündin ins Wasser, schwamm aber nicht weiter, sondern heulte und winselte laut. Da verstand sie Pischta und stieg auf ihren Rücken. Sie schwammen nun hinüber, worauf die Hündin auf den Felsen losging. Sie fanden eine starke, eiserne Türe, die aber nicht abgesperrt, sondern geöffnet war. Sie traten in die Höhle hinein und fanden dort die schöne Häuptlingstochter und den jungen Grafen, der zur Maid auf Besuch gekommen war. Die Hündin zerriß nun den Grafen in tausend Stücke, worauf sie die beiden, Pischta und die Häuptlingstochter zu den Zelten zurückführte. Da freuten sich die Leute und Jeder wollte die gute Hündin sehen, aber dieselbe war verschwunden und wurde nie wieder gesehen.

57.

Der verzauberte Königssohn. [1]

Es war einmal ein Kaufmann, der sollte zur Stadt auf den Markt fahren und sprach also zu seinen drei Töchtern: „Was soll ich euch aus der Stadt mitbringen?" Die Älteste versetzte: „Vater, mir kaufe ein Tuch!" Die Mittlere sprach: „Mir kaufe eine Schürze!" Und die Jüngste sagte: „Vater, mir kaufe eine schöne Schachtel!" Hierauf reiste der Kaufmann in die Stadt und ging seinen Geschäften nach. Als er heimkehren wollte, kaufte er seiner ältesten Tochter ein Tuch, seiner Mittleren eine Schürze; doch für seine jüngste Tochter fand er keine Schachtel; auf dem ganzen Markt war keine zu finden. Er wollte soeben nach Hause gehen, als er einen alten Mann bemerkte, der eine schöne,

---

[1]) Aehnlich ein siebenbürgisch-sächsisches Märchen.

kleine Schachtel in der Hand hielt. Der Kaufmann sprach zu ihm: „Alter, verkauf' mir die Schachtel! Ich will sie meiner jüngsten Tochter bringen!" Der Alte versetzte: „Die Schachtel ist nicht zu verkaufen; doch will ich sie dir geben, damit du sie deiner Tochter bringen kannst." Und er gab dem Kaufmann die schöne, kleine Schachtel.

Als der Kaufmann nach Hause kam, übergab er seinen Töchtern die Geschenke. Da sprach die Jüngste: „Vater, diese Schachtel ist sehr klein! Wäre sie doch etwas größer!" Kaum hatte sie diese Worte gesagt, da wuchs die Schachtel so sehr heran, daß ein Mensch darin Platz fand. Die Jüngste der drei Töchter sprang voller Freude in die Schachtel und rief: „Seht, diese Schachtel ist so groß, wie ein Wagen! Wenn ich ein Pferd hätte, so könnte ich darin fahren!" Kaum hatte sie diese Worte gesagt, da kam ein großes Pferd heran und stellte sich vor die Schachtel. Das Pferd hatte zwei große Flügel und ein schönes Geschirr an. Die Mädchen freuten sich darüber gar sehr und spannten das Pferd an die Schachtel. Die Jüngste sprang in die Schachtel, das Pferd zog an und als sie draußen im Freien waren, flog es hoch in die Luft hinauf und verschwand sammt der Schachtel und der Jungfrau.

Spät abends flog das Pferd auf die Erde herab und führte die Maid in einen großen Wald, wo es vor einem goldenen Hause stehen blieb und wie ein Mensch zur Maid sprach: „Hier werden wir wohnen und wirst meine Frau sein!" Da erschrack die arme Maid gar sehr und weinte bitterlich. Als sie ins goldene Haus eintraten, da stampfte das schwarze Pferd mit dem linken Hinterfuß dreimal auf die Erde und verwandelte sich in einen schönen Jüngling. Dieser erzählte der Maid, daß er ein Königssohn sei, den ein böser Zauberer in

ein fliegendes Pferd verwandelt habe. Am Tage sei er ein Pferd und müsse dem Sonnenkönig auf seinem Wege Wasser nachführen, damit er trinken könne, wann er wolle; des Nachts aber sei er ein Mann. — Nun gab sich die Maid mit ihrem Schicksal zufrieden, besonders da sie am Tage das 'tun und lassen konnte, was ihr beliebte. Abends hatte sie einen schönen Mann bei sich, der ihr Alles zu Gefallen tat. Sie durfte auch nach Hause zu ihren Schwestern und ihrem Vater gehen, doch ihr Mann sprach dann jedesmal zu ihr: „Sage Niemandem, wer dein Mann sei und erzähle es nicht, daß ich am Tage ein Pferd und in der Nacht ein Mann bin! Erzählst du es Jemandem, so wirst du mich verlieren!" Und jedesmal, wenn die Maid vom Pferde zu ihren Schwestern geführt wurde, riß sie ihm ein Haar aus der Mähne, das sie verbrannte, wenn sie ins goldene Haus zurückkehren wollte; da erschien nämlich das Pferd und flog mit ihr nach Hause.

Einmal war die Maid wieder auf Besuch bei ihren Schwestern nnd diese drangen wieder in sie, sie möchte ihnen doch sagen, wer ihr Mann sei und wo sie wohne? Und da sprach ihre älteste Schwester: „Ja, du schämst dich deiner Schwestern, sonst hättest du uns schon längst in dein prachtvolles Haus geführt!" Diese Worte kränkten die Maid und sie sprach: „Nun also wißt, mein Mann ist am Tage das schwarze Pferd mit den großen Flügeln und erst am Abend verwandelt er sich in einen schönen Mann. Ich kann euch aus dem Grunde nicht in mein goldenes Haus führen, weil mein Mann es nicht wünscht!" Als sie dies gesprochen hatte, flog das schwarze Pferd herbei und sprach zur Maid: „Du hast dein Versprechen nicht gehalten! Ich verlasse dich und nie sollst du mich wiedersehen!" Hierauf verschwand das Pferd.

Ein Tag verging nach dem andern und die arme Maid weinte von Morgen bis Abend und von abends bis in die Frühe hinein, aber das schwarze Pferd kam nimmermehr zurück. Da schritt sie einmal am Ufer eines Bächleins einher und dachte ans Haar, das sie zuletzt aus den Mähnen des schwarzen Pferdes herausgezogen hatte. Sie nahm es aus ihrer Tasche hervor und da es ihr nun nicht mehr nützen konnte, so küßte sie es und warf es dann in das Wasser. Da krachte und donnerte es in der Luft und aus dem Bache stieg der schöne Jüngling, der Mann der Maid, hervor und rief: „Du hast mich errettet! Nie mehr werde ich in ein Pferd verwandelt werden!“ Und so war es denn auch. Der Königssohn blieb von nun an stets der schöne Jüngling und heiratete die Maid, worauf sie Alle in sein Land zogen und dort in Glück und Zufriedenheit lebten.

58.

*Der Zaubermann und die drei Schwestern.

Es war eine Frau, die hatte drei schöne, erwachsene Töchter, die aber kein Bursche heiraten wollte, weil sie sehr arm waren und ihr Vater am Galgen sein Leben gelassen hatte. Die drei Jungfrauen lebten also mit ihrer Mutter zusammen am Ende des Dorfes in einer kleinen Hütte und spannen für die Bauern Flachs, wodurch sie sich kümmerlich ernährten. Da kam an einem Abend ein schöner, junger Herr zu den drei Schwestern in die Hütte und sprach also zu ihnen: „Draußen steht mein Wagen mit Flachs beladen; wenn ihr denselben spinnen wollt, so bringt ihn herein! Wenn ihr mit der Arbeit fertig seid, will ich euch viel Geld geben!“ Die Schwestern gingen also mit dem Herrn hinaus vor die

Hütte, wo ein Wagen voll Flachs stand. Sie schafften denselben in ihre Hütte und begannen nun fleißig zu spinnen. Der junge Herr kam von nun an jeden Abend zu den drei Schwestern und brachte ihnen stets viel Geld und Flachs mit. Sie lebten nun mit ihrer Mutter ohne Not und Sorgen, denn sie hatten stets viel Flachs zu spinnen, wofür sie viel Geld bekamen. Da war wieder einmal der junge Herr bei den drei Schwestern und sprach also zur Mutter: „Liebe Frau! ich habe zu Hause viele Leinwand abzumessen und habe Niemanden, der mir das besorgen könnte! Ich bitte euch darum, laßt euere älteste Tochter zu mir ziehen, damit sie die Leinwand abmesse; nach einigen Tagen bringe ich sie euch zurück und gebe ihr für jeden Tag, den sie bei mir zubringt, hundert Dukaten!“ Das war ihnen Allen recht und die älteste Schwester fuhr mit dem jungen Herrn davon, der sie in ein großes Haus führte, das mitten in einem großen Walde lag. Als sie ins Haus eintraten, sprach der junge Herr also: „Hier wirst du wohnen und meine Frau werden! Im Hause sind zwölf Zimmer; du darfst aber nur zehn betreten; in das elfte und zwölfte Zimmer darfst du nicht gehen; tust du es, so mußt du sterben!“

Am nächsten Tage fuhr der junge Herr von dannen und sprach zur ältesten Schwester: „Abends kehre ich wieder heim! Im zehnten Zimmer ist eine große Kröte, der sollst du täglich dreimal zum Fressen geben!“ Als er davonfuhr, sprach die Maid zu sich: „Fällt mir grade ein, Kröten zu füttern! Ich werde ins elfte und zwölfte Zimmer gehen und sehen, was der junge Herr daselbst verborgen hält!“ Sie ging hierauf aus einem Zimmer ins andere und als sie ins zehnte Zimmer kam, da lag eine große, schwarze Kröte am Boden und hielt ein goldenes Ei im Maul. Die Maid ging an ihr vor-

über und öffnete das elfte Zimmer, wo viele hundert todte Frauen am Boden lagen. Erschreckt lief die Maid in das zwölfte Zimmer, wo sie drei schöne Königssöhne an schwere Ketten gefesselt fand. Sie lief zurück und als sie ins zehnte Zimmer kam, wo die Kröte sich befand, dachte sie bei sich: Ich will doch nachsehen, was für ein Ei das ist, welches dies häßliche Tier im Maule hält! — und sie nahm der Kröte das goldene Ei weg; sie zerschlug es und fand darin einen herrlichen Trank herrlicher als der beste Wein. Sie schlürfte die Flüssigkeit hinab.

Abends kam der junge Herr nach Hause und als er ins Zimmer zur Kröte kam, rief er seine Frau herbei und sprach: „Du hast das goldene Ei gegessen und bist im elften und zwölften Zimmer gewesen! Jetzt mußt du sterben!“ Hierauf tödtete er die Maid und warf sie dann ins elfte Zimmer. Am nächsten Abend fuhr er zur Witwe und sprach also zu ihr: „Liebe Frau, eure Tochter kann meine Leinwand allein nicht abmessen und bittet euch, euere zweite Tochter zu mir zu lassen, damit sie ihr helfe. Ich werde auch dieser für jeden Tag hundert Dukaten zahlen!“ Das war ihnen Allen recht und die zweite Schwester fuhr mit dem jungen Herrn davon. Als sie das Haus des jungen Herrn betraten, sprach dieser also zur Maid: „Du wirst meine Frau werden und hier wohnen! Ich habe zwölf Zimmer; du darfst aber nur zehn betreten; gehst du ins elfte und zwölfte, so werde ich dich tödten, so wie ich deine Schwester getödtet habe!“ Und als er am nächsten Tage davonfuhr, hieß er auch die zweite Schwester die Kröte im zehnten Zimmer zu füttern; aber auch sie machte es so, wie ihre Schwester; sie ging ins elfte und zwölfte Zimmer und zerbrach das goldene Ei, dessen Inhalt sie trank. Als der junge Herr nach

Hause kam, tödtete er auch die zweite Schwester und warf sie dann ins elfte Zimmer hinein. Am nächsten Abend fuhr der junge Herr zur Witwe und sprach also zu ihr: „Liebe Frau, eure Töchter können mit meiner Leinwand nicht fertig werden und bitten euch, ihr solltet euere jüngste Tochter ihnen zu Hilfe schicken! Ich werde auch dieser für den Tag hundert Dukaten zahlen!“ Der Witwe war das eben recht und die jüngste der drei Schwestern fuhr mit dem jungen Herrn von dannen. Als sie ins Haus traten sprach der junge Herr zur Maid: „Du wirst mit mir hier wohnen und meine Frau sein! Zehn Zimmer darfst du betreten; gehst du aber ins elfte und zwölfte, dann tödte ich dich, so wie ich deine beiden Schwestern getödtet habe!“

Als am nächsten Tage der junge Herr von dannen fuhr, fütterte die Maid die häßliche Kröte und ging dann ins eilfte und zwölfte Zimmer. Sie wollte schon erschreckt von dannen laufen, doch sie faßte sich Mut und fragte die Königssöhne: „Wie kommt ihr her?“ Der eine antwortete: „Dein Mann ist ein böser Zauberer und hat uns gefangen genommen, weil wir unsere Schwestern, die er entführt hatte, befreien wollten. Du hast dies Zimmer auch betreten und wirst von ihm getödtet werden, wenn du ihm nicht die häßliche Kröte bratest und zum Nachtmahl vorsetzest. Doch darf er nicht wissen was er ißt, denn die Kröte ist sein Leben und wenn er diese verzehrt, wird er gleich krank und stirbt. Wenn er nach Hause kommt, so gib ihm gleich das Essen, liebkose ihn, damit er gleich ißt und nicht vorerst ins zehnte Zimmer zur Kröte geht!“ Die Maid ging nun zurück ins zehnte Zimmer und schlachtete die schwarze Kröte ab, die sie dann briet; und als der junge Herr nach Hause kam, stellte sie ihm eine Speise vor und nötigte ihn zu essen; der junge Herr aber

wollte ins zehnte Zimmer hinein, doch die Maid liebkoste ihn und sprach: „Bleibe und iß; denn diese Speise ist nur warm gut zu essen!“ Er aß also und kaum war er mit dem Essen fertig, so starb er. Da lief die Maid hinein zu den Königssöhnen und sie von den Ketten befreiend, fragte sie dieselben: „Jetzt sagt mir, wie kann ich meine Schwestern wieder lebendig machen?“ Hierauf versetzte der Jüngste der Königssöhne: „Wenn du meine Frau werden willst, so will ich es dir sagen!“ — „O, das will ich von Herzen gerne!“ erwiderte die Maid. Der Königssohn sprach: „Nimm das goldene Ei das die Kröte im Maul gehabt; geh' damit in das elfte Zimmer und wenn du es dort zerbrochen hast, so lasse von seinem Inhalt auf jeden Leichnam einen Tropfen fallen und dann werden sie Alle lebendig!“ Die Maid tat auch also und da erwachten die vielen hundert Frauen, welche der böse Zauberer getödtet hatte. Jede von ihnen kehrte nach Hause zurück: die drei Schwestern führten die drei Königssöhne zu ihrer Mutter und hielten dort eine dreifache Hochzeit ab; dann zogen sie Alle ins Land der Königssöhne und lebten von nun an in Glück und Zufriedenheit.

Hier ist des Märchens Ende,
Gott Alles zum Guten wende!

59.

*Der verkaufte Sohn.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder und kümmerten sich darob gar sehr. Da geschah es einmal, daß die Königin hinaus in den Wald ging und sich auf einen Stein niedersetzte. Da bemerkte sie auf einem Baume ein Vogelnest, in dem junge Vögel saßen. Und es sprach die Königin laut

vor sich hin: „O, wenn ich auch nur Kinder hätte!“ Kaum hatte sie dies gesagt, da kam eine alte Frau heran und sprach also zur Königin: „Du willst Kinder haben? Gut, ich will es bewirken, daß du Kinder bekommst. Nimm dieses Kuhauge und trage es stets bei dir und du wirst Mutter werden. Doch sollst du mir nach einundzwanzig Jahren einen deiner Söhne geben!“ Die Königin versprach es und drauf gab ihr die alte Frau ein Kuhauge und verschwand.

Nach neun Monaten gebar die Königin einen Sohn und alle Leute im Lande freuten sich darüber gar sehr. Nach abermals neun Monaten schenkte sie einem zweiten Sohne das Leben und nach einem Jahre bekam sie abermals einen Sohn. Nun lebten der König und die Königin in Glück und Zufriedenheit und hatten ihre große Freude an ihren Kindern. Dieselben wuchsen und gediehen und wurden starke und schöne Jünglinge, die von allen Leuten geliebt wurden. Der Aelteste war dem Vater besonders lieb, während der Jüngste von der Mutter bevorzugt wurde.

Die Zeit verstrich und das einundzwanzigste Jahr kam heran. Da sagte eines Tages die Königin zu ihrem ältesten Sohn: „Geh' hinaus und sieh, was für ein Vogel sitzt auf dem Dache?“ Der älteste Sohn ging hinaus und als er zurückkam, sagte er: „Eine weiße Taube sitzt auf dem Dache!“ Drauf schickte die Königin ihren jüngsten Sohn hinaus und als dieser zurückkam, sagte er: „Eine schwarze Taube sitzt auf dem Dache!“ Da schickte die Königin ihren zweiten Sohn hinaus und als dieser zurückkam, sagte er: „Ein Rabe sitzt auf dem Dache!“ Da küßte die Königin ihren zweiten Sohn und sprach also zu ihm: „Gehe hinaus, mein Sohn und folge dem Raben. Wohin er fliegt, dahin gehe du!“ Der zweite Sohn trat darauf in's

Freie hinaus und ging dahin, wohin der Rabe flog. So kam er in einen Wald, wo der Rabe sich auf einen Baum niederließ. Er wollte eben weiter gehen, aber da bemerkte er, daß sein Fuß in ein Netz geraten und er sich von der Stelle nicht rühren konnte. Da kam ein Mann mit neun Köpfen heran und sprach also zum Jüngling: „Du bist mein und ich werde dich mästen und wenn du gut fett geworden bist, dann werde ich dich braten und verzehren.“ Hierauf nahm er einen Strick hervor, band den Jüngling an einen Baum und ging dann fort. Jeden Tag brachte er ihm gute Speisen und Getränke, so daß der arme Jüngling bald dick und fett wurde.

Als der König erfuhr, daß seine Frau den zweiten Sohn weggeschickt und dem Manne mit den neun Köpfen geopfert habe, da sprach er also: „Es tut meinem Herzen gar weh, daß unsern Sohn der Mann mit den neun Köpfen fressen soll. Ich will ihn aufsuchen und mit ihm sprechen; vielleicht kann ich noch das Leben meines Sohnes retten.“ Und der König ging hinaus in den Wald und nach neun Tagen fand er oben im Gebirge seinen Sohn an einen Baum gefesselt. Der Mann mit den neun Köpfen hatte eben ein Feuer angezündet und wollte den Jüngling braten. Der König trat an den Mann heran und bat ihn, seinen Sohn frei zu lassen. Der Mann mit den neun Köpfen sprach mit der Zunge seines ersten Kopfes also: „Ja, ich gebe ihn dir!“ Da riefen die Zungen seiner acht andern Köpfe: „Was aber gibst du uns?“ Der König antwortete: „Was du haben willst, das will ich dir geben!“ Da sagte die Zunge des zweiten Kopfes: „Gib uns einen gebratenen Ochsen!“ Drauf schrieen die acht anderen Zungen: „Nein, einen gebratenen Ochsen brauchen wir nicht!“ Da sagte die Zunge des dritten

Kopfes: „Gib uns neun Fässer voll Wein!“ Drauf schrieen die acht andern Zungen: „Wir brauchen keinen gebratenen Ochsen, wir brauchen keinen Wein!“ Da sagte die Zunge der vierten Kopfes: „Gib uns neun Wagen voll Silber!“ Drauf riefen die acht andern Zungen: „Wir brauchen keinen gebratenen Ochsen, wir brauchen keinen Wein, wir brauchen kein Silber!“ Da sagte die Zunge des fünften Kopfes: „Gib uns neun Wagen voll Gold!“ Drauf riefen die acht andern Zungen: „Wir brauchen keinen gebratenen Ochsen, wir brauchen keinen Wein, wir brauchen kein Silber, wir brauchen kein Gold!“ Da sagte die Zunge des sechsten Kopfes: „Gib uns neun Wagen voll Diamanten!“ Drauf riefen die acht andern Zungen: „Wir brauchen keinen gebratenen Ochsen, wir brauchen keinen Wein, wir brauchen kein Silber, wir brauchen kein Gold, wir brauchen keine Diamanten!“ Da sagte die Zunge des siebenten Kopfes: „Gib uns deine Mannheit!“ Drauf riefen die acht andern Zungen: „Wir brauchen keinen gebratenen Ochsen, wir brauchen keinen Wein, wir brauchen kein Silber, wir brauchen kein Gold, wir brauchen keine Diamanten, wir brauchen deine Mannheit nicht!“ Da sagte die Zunge des achten Kopfes: „Gib deine Frau allsogleich unserm Herrn!“ Drauf riefen die acht andern Zungen: „Wir brauchen keinen gebratenen Ochsen, wir brauchen keinen Wein, wir brauchen kein Silber, wir brauchen kein Gold, wir brauchen keine Diamanten, wir brauchen deine Mannheit nicht, wir brauchen deine Frau auch nicht!“ Da sagte die Zunge des neunten Kopfes: „Die Kuh sei deine Frau!“ Drauf riefen alle Zungen: „Ja, unsre Kuh, unsre Kuh, sei für heut' deine Frau!“ Da kam aus dem Walde eine schwarze Kuh hervor und blieb vor dem König stehen. Was konnte er tun? Seinen

Sohn wollte er haben und da blieb ihm denn nichts anderes übrig, als daß er sich in sein Schicksal ergab und die schwarze Kuh küßte und herzte. Gegen Abend lief sie davon und als der König den Mann mit den neun Köpfen fragen wollte, ob er ihm nun seinen Sohn zurückgeben wolle, da war dieser schon verschwunden und sein Sohn stand von allen Fesseln frei vor ihm. Sie gingen nun nach Hause und alle Leute freuten sich sehr, daß alle drei Söhne dem König erhalten waren und der König sagte Jedermann: „Wer keine Kinder hat, schweige, denn sonst bekommt er neben seiner Frau auch noch eine Kuh!“

60.

Die schlaue Königstochter. [1]

Es war einmal ein reicher König, der hatte eine wunderschöne Tochter, die nicht einmal die Sonne ansehen durfte. Nur abends, wenn der Mond schien und kein Mann im Garten des Königs sich befand, da ging die schöne Königstochter hinaus ins Freie und lustwandelte mit ihren Bedienerinen. Die Leute wußten, daß der König eine Tochter habe; sie hatten auch gehört, daß dieselbe sehr schön sei, konnten sich aber nicht denken, warum der König sie vor den Augen der Welt versteckt halte. Da ließ einmal der König allen Leuten kundgeben: wer seine Tochter ansähe, dem würden die Augen ausgestochen; der sich ihr nähere, dem würden beide Beine entzwei geschlagen; kein Mann dürfe sie

[1] S. meinen Aufsatz: „Die Episode des Gottesgerichtes in Tristan und Isolde unter den transsilvanischen Zeltzigeunern und Rumänen“ (in der „Zeitschrift f. vergl. Litteraturgeschichte“ herausg. von Prof. Koch, Bd. II, S. 458.

heiraten, denn sie sei viel zu schön für einen Sterblichen; nur der König der Sonne oder der Mondkönig seien ihrer würdig. Da lachten die Leute und bekümmerten sich nicht mehr um die schöne Königstochter. Es lebte aber in dem Lande ein schöner, junger Mann, der hatte auch von der schönen Königstochter gehört und beschlossen, dieselbe auf welche Weise immer zu sehen. Er zog sich zerrissene Kleider an und ging in die Stadt des Königs, wo er sich vom reichen König als Diener aufnehmen ließ und den ganzen Tag über die Pferde putzen mußte. Eines abends als der Mond schien, stieg er über den Zaun in den Garten und sah unter einem Baume die wunderschöne Königstochter sitzen. Sie hatte ihn auch bemerkt und winkte ihn zu sich. Sie sagte: „Gleich kommt meine Amme zurück und wenn sie dich hier findet, so könnte es dir schlecht ergehen. Verberge dich hier im Garten; um Mitternacht komme ich allein her zurück.“ Drauf ging sie in ihr Haus hinein.

Gegen Mitternacht kam die schöne Königstochter in den Garten zurück und nun unterhielten sich die Beiden bis es anfing zu dämmern. Da kam eine Dienerin in den Garten und sah die Beiden sich küssen und herzen. Sie lief sogleich zum König und erzählte ihm, was sie gesehen. Da erzürnte der König gar sehr und schickte seine Soldaten in den Garten, um die Beiden einzufangen. Aber sie fanden nur die schöne Königstochter allein in dem Garten; der junge Mann hatte sich bei Zeiten auf und davon gemacht. Die Soldaten führten die schöne Königstochter vor den König und dieser ließ sie in den Kerker werfen. Niemand durfte sie besuchen, nur ihre alte Amme brachte ihr täglich einmal Speise und Trank und weinte mit ihr. Sie hatte ihr schönes Pflegekind gar lieb und es tat ihrem Herzen weh, daß sie es aus dem Kerker nicht retten konnte. Da sprach

sie einmal zur schönen Königstochter: „Wenn du mir die Wahrheit sagst, so will ich dich aus dem Kerker befreien. Sag' mir, ist es wahr, daß du mit einem Manne eine ganze Nacht hindurch dich im Garten unterhalten hast?“ — „Ja, es ist wahr!“ antwortete die schöne Maid, „ich habe mich mit dem Diener meines Vaters unterhalten, der die Pferde besorgt.“ Da sagte die gute Amme: „Nun, was geschehen ist, ist geschehen. Ich will jetzt zu deinem Vater gehen und ihn bitten, daß er dich einen Eid über Stechapfelkörner leisten lasse. Wenn alle Leute versammelt sind, dann wird auch ein schmutziger, zerlumpter Bettler erscheinen; den sollst du bei der Hand nehmen und schwören, daß du nie dich mit einem Manne unterhalten, es sei denn dieser Mann, den du bei der Hand hältst. Der Bettler wird dein Geliebter sein und da du nicht falsch schwörst, so werden auch die Stechapfelsamen von der Zaubertrommel nicht herabspringen!“ [2])

Die gute Amme ging also zum König und dieser ließ seine Tochter über Stechapfelsamen schwören. Als sie dastand, kam auch ein Bettler heran und diesen nahm sie bei der Hand und sprach: „Nie habe ich mit einem Manne Umgang gepflogen, es sei denn mit diesem schmutzigen Bettler hier!“ Da lachten die Leute über

---

[2]) Die Zaubertrommel, deren sich die transsilvanischen Zeltzigeuner auch noch heutzutage bei der Wahrsagerei bedienen, hat die Form einer ovalen, flachen Schachtel, woran der Boden fehlt. Statt des Deckels ist sie mit einer Haut überspannt, worauf neun Linien gezogen sind, deren jede ihre besondere Bedeutung hat. Will man eine solche um Rat fragen, so wird eine gewisse Anzahl von Stechapfelsamen darauf gestreut, die sich durch neunmaliges Schlagen auf die Haut in Bewegung setzen und je nachdem sie sich auf den neun Linien vertheilen, Glück oder Unglück bedeuten. In früheren Zeiten wurden auch diese Trommeln bei Eidleistungen gebraucht.

diese Rede und freuten sich, daß die Stechapfelkörner nicht herabgesprungen, denn die schöne Königstochter hatte ja die Wahrheit gesprochen. Drauf riefen die Leute dem Könige zu: „Wir haben deine Tochter jetzt gesehen; also ist es nicht nötig, daß du sie fernerhin vor den Augen der Welt verbirgst! Laß' sie sich jetzt einen Mann wählen, damit man ihr später nichts Uebles nachreden kann!“ Und der König willigte ein und ließ seine Tochter sich einen Mann wählen. Da schritt die schöne Königstochter auf den Diener ihres Vaters los — dieser hatte inzwischen seinen Bettleranzug abgelegt und sich rein gewaschen — und sie sprach nun: „Dieser werde mein Mann!“ Der König mußte nun wohl oder übel in die Heirat einwilligen und die Beiden wurden nun ein Paar. Ich war auch auf ihrer Hochzeit und hörte dort diese Geschichte.

61.

*Der Wurmknabe und das Haselnußmädchen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die waren seit vielen Jahren verheiratet und hatten noch immer keine Kinder. Einmal saß die Frau vor der Türe ihres Hauses und dachte bei sich: Wenn ich nur Etwas gebären möchte und wäre es auch nur eine Haselnuß! Kaum hatte sie dies gedacht, so fiel eine Haselnuß in ihren Schooß. Sie nahm dieselbe lächelnd in die Hand, brach sie auf und fand darin zwei Kerne; sie aß dieselben und vergaß mit der Zeit die ganze Sache. Als aber neun Monate um waren, da gebar die Frau ein Haselnuß und einen kleinen Wurm. Da schämte sich die Frau, dies ihrem Manne mitzuteilen und ging daher in den Wald, wo sie die Haselnuß und den Wurm in die Erde vergrub. Kaum war sie nach Hause ge-

gangen, da wuchs aus der Haselnuß ein schöner Haselnußstrauch hervor, an welchem nur eine einzige Haselnuß sich befand und auch diese hatte ein kleines Loch, so daß sie Niemand abpflückte, denn Jeder dachte sich, sie sei von einem Wurm angefressen.

Jahre vergingen; der Mann und die Frau waren längst gestorben, aber der Haselstrauch stand noch immer im Walde. Da geschah es einmal, daß der junge König des Landes in den Wald kam und sich verirrte. Es war im Sommer und die Sonne schien gar heiß. Der junge König war sehr ermüdet und legte sich in den Schatten des Haselstrauches nieder. Er konnte aber nicht einschlafen, sondern schlummerte nur und da war ihm, als hörte er im Strauche rufen:

„Haselnuß, Haselnuß du mein Haus,
Laß' mich ins Freie hinaus!“

Er blickte empor und bemerkte über sich die löcherige Haselnuß. Da hörte er abermals rufen:

„Haselnuß, Haselnuß, ich komm' bald zurück;
Will ja nur sehen, ob naht sich mein Glück!“

Ei! dachte sich der junge König, das ist sonderbar! ich muß doch sehen, was sich in der Haselnuß befindet! Und schon wollte er sich erheben und die Haselnuß abpflücken, da rief es abermals:

„Haselnuß, Haselnuß, das Brüderchen mein
Besorg' es, besorg' es du fein!“

Da öffnete sich die Haselnuß, es bewegte sich der ganze Strauch und eine wunderschöne Jungfrau stand vor dem König. Sie wollte schon davonlaufen, aber der junge König war schon aufgesprungen und hatte ihre Hand ergriffen. „Sprich!“ sagte er, „woher kommst du, wer bist du?“ Da antwortete ihm die Jungfrau:

„Eine böse Urme[1]) hat meiner Mutter, als sich diese ein Kind wünschte, eine Haselnuß in den Schooß geworfen und als meine Mutter sie aß, gebar sie eine Haselnuß, die sie dann hier im Walde vergrub. Dieser Strauch wuchs dann hervor und die Haselnuß ist meine und meines Bruders Wohnung. Mein Bruder ist ein kleiner Wurm, der mit mir zugleich auf die Welt kam. Einmal am Tage darf ich mein Häuschen verlassen und dann nehme ich eine menschliche Gestalt an, sonst aber bin ich ein Haselnußkern!“ Der junge König betrachtete indessen die schöne Jungfrau und verliebte sich so sehr in sie, daß er beschloß, sich nie mehr von ihr zu trennen. Er herzte und küßte die schöne Jungfrau und kurz, sie unterhielten sich auf die allerbeste Art und Weise. Gegen Abend schlief der junge König vor Müdigkeit ein und da sprang die schöne Maid auf und rief:

„Haselnuß, Haselnuß laß' mich hinein,
Laß' mich zum Brüderchen mein!“

Aber der Strauch schüttelte seine Blätter und verwelkte so plötzlich, als hätte man ihn mit siedendem Wasser begossen. Da krachte und blitzte es in der Luft; der Strauch verschwand und an seiner Stelle lag ein todter Jüngling. Der junge König erwachte auf das Donnern und Krachen und sah die schöne Maid weinend vor dem todten Jüngling stehen. „O wehe!“ rief sie, „was habe ich getan! Meine Haselnuß ist verschwunden und todt liegt mein Bruder vor meinen Füßen!“ Da tröstete sie der junge König und als wieder Tag wurde, luden sie den todten Jüngling auf das Pferd des Königs und kamen nach langem Herumirren endlich in die Stadt des Königs, wo die Leute sie freudig em-

---

[1]) S. Anmerkung 2 zum 35. Märchen.

pfingen und wo die schöne Maid seine Frau wurde. Sie lebten nun in großer Herrlichkeit, aber die junge Königin war stets traurig und mißmutig, denn sie konnte ihren todten Bruder nicht vergessen. Der König hatte ihn in einen gläsernen Sarg legen und in eine Kirche begraben lassen. Dahin ging nun jeden Tag die schöne Königin und weinte stets gar bitterlich am Sarge ihres todten Bruders. Da geschah es einmal, daß die junge Königin von ihrem todten Bruder kam und auf dem Wege eine todte Schlange liegen sah. Sie dachte eben nach, was wohl der armen Schlange gefehlt haben mag, daß sie gestorben, — da sah sie eine zweite Schlange herankommen, die zwei grüne Blätter im Munde brachte. Sie ließ das eine Blatt fallen, mit dem andern aber bestrich sie die todte Schlange, worauf diese lebendig wurde. Die beiden Schlangen waren schon längst davongekrochen und die junge Königin stand noch immer an der Stelle. Endlich bückte sie sich, hob das grüne Blatt auf und eilte damit in die Kirche, wo sie mit demselben ihren todten Bruder bestrich. Da wurde der todte Jüngling lebendig, sprang aus dem Sarge hervor und küßte seine Schwester, die schöne Königin. Jubelnd und lachend gingen sie dann zum König, dem sie das glückliche Ereigniß erzählten. Da freuten sich Alle und der König ließ sein Volk eine Woche lang bewirten; der Wein floß in Strömen und siebentausend Musikanten spielten auf zum Tanze; auch ich war dabei und spielte die erste Geige und dort hörte ich diese wunderliche Geschichte.

62.

Der Schlangenkönig.[1])

Es war einmal eine gar arme Maid, die hieß man Lolerme. Ihre Mutter lag seit vielen Jahren krank im Bette und die arme Maid mußte gar angestrengt arbeiten, um sich und der kranken Mutter die Nahrung zu verschaffen. Da traf es sich einmal, daß Lolerme zur Winterszeit hinausging in den Wald, um Reisig zu sammeln. Als sie schon genug Reisig beisammen hatte und eben heimkehren wollte, fand sie ein Goldstück. Sie hob es auf und steckte es in den Sack. Als sie weiter ging, fand sie ein zweites Goldstück, bald ein drittes, viertes. Sie ging immer tiefer in den Wald hinein und fand auf Schritt und Tritt ein Goldstück. Sie konnte ihren Sack mit Gold kaum mehr tragen und setzte sich vor einer Höhle nieder. Als Lolerme nun da saß und nachdachte, was sie sich Alles für das viele Geld kaufen werde, da kroch aus der Höhle eine große Schlange hervor. Ihr Kopf glänzte wie lauteres Gold und sie hatte einen langen roten Bart. Lolerme erschrack sehr und wollte davonlaufen, aber die Schlange sprach zu ihr: „Schöne Lolerme! fürchte dich nicht! Ich bin der Schlangenkönig und habe dich sehr lieb! Ich sage dir etwas. Du bist ein gar armes Mädchen und hast ein alte, kranke Mutter. Ich will in's Haus deiner Mutter so viel Gold bringen, daß sie so herrlich leben kann, wie die Kaiserin; auch will ich ihr ein

[1]) Vgl. hiezu Liebrecht, Zur Volkskunde S. 239 ff.: „Amor und Psyche — Zeus und Semele — Pururavas und Urvaçi"; vgl. auch Benfey, Pantschatantra I, 255. Vergleiche meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfey's Pantschatantra" (in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" Bd. XLII. S. 113 ff.)

Wasser geben, damit sie wieder gesund werde. Nun aber sag' mir, schöne Lolerme, was willst du mir dafür geben?“ Freudig versetzte die Maid: „Alles, was du wünschest! — „Gut!“ erwiderte der Schlangenkönig, „gehe nach Hause und erzähle deiner Mutter den Vorfall; dann aber komme zu mir zurück; du sollst mein Weib werden und herrlich und in Freuden leben!“

Lolerme ging nach Hause und fand daselbst ihre Mutter ganz gesund vor, die ihr erzählte, daß ein schöner junger Herr dagewesen sei und ihr ein Wasser zu trinken gegeben habe. Sie sei nun gesund geworden. Der junge Herr habe ihr auch einen Beutel mit Gold gegeben, der nie leer werde. Lolerme erzählte nun ihrer Mutter, daß sie das Weib des Schlangenkönigs werden müsse. Am nächsten Tage ging auch Lolerme zum Schlangenkönig, der sie in die Höhle hineinführte. Dort war ein goldenes Haus, dort war Alles aus Gold und Lolerme aß und trank die besten Speisen und die besten Weine. Sie lebte nun herrlich und liebte auch den Schlangenkönig, der in der Nacht stets ein schöner Jüngling wurde; aber in der Höhle wohnte auch ein altes, häßliches Weib, vor dem sich Lolerme gar sehr fürchtete. Einmal fragte sie ihren Mann: „Sag' mir, Lieber, wer ist diese alte Frau?“ — „Das ist ein böses Weib,“ versetzte der Schlangenkönig, „die mich überallhin verfolgt. Fürchte dich aber nicht vor der alten Frau; dir darf sie kein Leid zufügen!“

Lolerme hatte also beim Schlangenkönig ein gutes Leben. Am Tage ging sie im Walde spazieren, aß und trank, in der Nacht aber schlief sie im weichen Bette bis in den Tag hinein. Einmal saß sie wieder vor der Höhle, als eine große, schwarze Katze zu ihr kam und also sprach: „Lolerme, du bist ein gutes Weib! In meinem linken Hinterfuß steckt ein Dorn; ziehe ihn mir

heraus und wenn du einmal unglücklich bist, so werde ich dir helfen!“ Lolerme zog den Dorn aus dem Fuße der Katze, worauf diese verschwand. Die alte Frau aber hatte es gesehen und sprach zu Lolerme: „Liebe, es ist nicht gut für gesegnete Frauen mit Katzen zu spielen! Du wirst bald Mutter, und weißt nicht einmal, wer der Vater deines Kindes ist! Du solltest den Jüngling, bei dem du wohnst, fragen, wer es eigentlich ist?“ Lolerme versetzte: „Weißt du, wer er ist!“ — „Ich weiß es auch nicht!“ entgegnete die alte Frau und ging weg; Lolerme aber fragte in der nächsten Nacht den Jüngling: wer er sei? Dieser erschrack und sprach: „Weil du darnach fragst, so muß ich es dir auch sagen! Ich bin ein Königssohn, den die alte Frau in einen Schlangenkönig verwandelt hat! Nun weißt du es, wer ich bin. Ich verlasse dich und du wirst mich nicht mehr wiedersehen noch wirst du das Kind, das sich unter deinem Herzen befindet, je zur Welt bringen können!“ Hierauf donnerte es und die Erde erzitterte. Der Jüngling verschwand und mit ihm die ganze Höhle. Lolerme befand sich nun allein im Walde und weinte bitterlich. Da kam die große schwarze Katze heran und sprach zu ihr also: „Weine nicht! ich will dir helfen. Hier hast du ein Ei vom Vogel Tscharana [2]). Trage es stets bei dir und nach sieben Tagen wirst du einen Tscharana-Vogel gebären, der die alte Hexe tödten und deinen Mann befreien wird!“

Lolerme tat so, wie ihr die Katze gesagt hatte und gebar nach sieben Tagen einen Tscharana-Vogel, der gleich davonflog und bald darauf mit der todten Hexe im Schnabel zurückkehrte. Er sprach: „Dein Mann ist befreit und wird bald zu dir kommen! Nun, behüt dich

[2]) S. Anmerkung 3 zum 25. Märchen.

Gott!“ Der Tscharana-Vogel flog hinaus in die Welt und der schöne Königssohn kam zu seinem Weibe und blieb von nun an stets ein Mensch. Sie führten ein herrliches und glückliches Leben; ein besseres, als das unsere ist.

63.

*Die Hexe und die Eierschalen.

Zum Stamm der Renilla [1]) kam vor vielen Jahren einmal eine schöne, junge Zigeunerin, von der Niemand wußte, wer sie sei, noch welchem Stamme sie angehöre. Wenn man sie darnach fragte, so sagte sie stets: „Mein Stamm lebte fern von hier, im Türkenreich und da ließ einmal der Türkenkaiser alle Zigeuner umbringen! Ich allein konnte mich retten und bin nun zu euch gekommen, damit ihr mich in euren Stamm aufnehmen sollt!“ Dies erzählte sie auch dem Häuptling und dieser fragte die Männer, ob er die fremde Zigeunerin in den Stamm aufnehmen solle oder nicht? Die Männer hatten dagegen nichts einzuwenden und sagten: „Ja, Häuptling! Nimm sie in unseren Stamm auf! Wir haben ohnehin mehr Jünglinge als Mädchen! Es wird sich vielleicht einer finden, der sie heiratet!“ Der Häuptling aß nun mit der fremden Zigeunerin zusammen ein Stückchen gesalzenes Brot, worauf er ihr in einem gläsernen Becher Branntwein zu trinken gab. Sie leerte den Becher und warf ihn dann so geschickt an einen Felsen, daß er in tausend Splitter zerschellte. Hierauf küßte sie alle Männer, Burschen, Frauen, Mädchen und Kinder und war somit in den Stamm der Renilla aufgenommen.

---

[1]) Ein Zigeunerstamm in Südungarn.

Anfangs lebte sie sehr zurückgezogen und hielt sich im Zelte einer Frau auf. Sie flocht den ganzen Tag über sehr feine, weiße Schnüre [2]), die sie den Bauern im Dorfe verkaufte. Als die alte Frau starb, da hatte sich die fremde Zigeunerin schon ein Zelt, einen Wagen und ein Pferd angeschafft. Was Wunder also, wenn sich auch bald die Freier einstellten und um sie warben. Jeden Morgen fand sie ein rotes Tuch an ihrem Zelte angebunden, aber sie warf die Tücher alle auf den Boden und nahm kein einziges zu sich [3]). Da war aber auch ein junger Wittwer im Stamme, der band auch einmal ein rotes Tüchlein an das Zelt der Zigeunerin, die dasselbe in der Frühe, als sie es erblickte, zu sich nahm. Als dies der Wittwer, den man Stephan hieß, sah, da wußte er, daß sie ihm geneigt sei und machte der Sache ein schnelles Ende, indem er die fremde Zigeunerin heiratete.

Zwei Jahre waren seither verflossen, ohne daß Stephan gewußt hätte, wer seine Frau eigentlich sei. Da traf es sich einmal, daß er mit seiner alten Mutter allein im Zelte war und diese sprach nun also zu ihm: „Weißt du mein Sohn, wer deine Frau ist?“ Stephan entgegnete: „Meine Frau ist meine Frau! Was soll sie denn anders sein?“ Die alte Mutter versetzte hierauf:

---

[2]) In der Verfertigung dünner, weißer Schnüre besitzen die Zigeunerinen eine große Fertigkeit. Diese Schnüre, dem ungarischen Bauern unter dem Namen „Prém“ bekannt, sind ein vom Landvolk sehr gesuchter Handelsartikel der Zigeunerinen in Ungarn und Siebenbürgen.

[3]) Will ein Zigeuner heiraten, so hängt er ein rotes Tuch an das Zelt seiner Auserwählten; wird das Tuch angenommen, so steht seiner Werbung nichts im Wege. Vgl. meinen Artikel: „Hochzeitsgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner“ (in den: Originalberichten der königl. Museen zu Berlin, 1886. I. Jahrg. 1., 2. Heft.)

„Mein Sohn, deine Frau ist eine Hexe! Ich habe sie auch heute gesehen, wie sie Eierschalen sammelte, aus denen die Hexen Töpfe verfertigen. Denn du mußt wissen, mein Sohn, daß die Hexen jede Nacht auf eine Stunde zusammenkommen, essen und trinken und dann die Töpfe und Näpfe zerschlagen, die sie aus Eierschalen verfertigt haben. Deßhalb müssen sie sich jeden Tag Eierschalen sammeln, damit sie sich aus denselben neue Töpfe verfertigen!“ — „Was soll ich also mit ihr anfangen?“ fragte Stephan. Hierauf versetzte die Mutter: „Wenn du einschläfst, kommt deine Frau mit dem Zauberhalfter zu dir, wirft ihn dir über den Kopf und du verwandelst dich sogleich in ein Pferd und dann reitet sie auf dir fort an den Ort, wo die Hexen sich jede Nacht zu versammeln pflegen. Kommt sie heute Nacht zu dir, so reiß' ihr den Zauberhalfter aus der Hand und dann wirf ihn ihr über den Kopf!“

In der nächsten Nacht also stellte sich der Mann als schliefe er und als seine Frau mit dem Zauberhalfter an ihn herantrat, da riß er ihr denselben aus der Hand und warf ihn ihr über den Kopf. Sie verwandelte sich sogleich in ein Pferd. Stephan setzte sich nun auf dasselbe und jagte davon. Das Pferd brachte ihn an den Ort, wo viele tausend Hexen versammelt waren. Doch er getraute sich nicht näher heran zu reiten, sondern machte Kehrt und ritt hinein ins Dorf, wo er den Pfarrer aufweckte und ihm die ganze Sache mitteilte. Der Pope nahm Weihwasser und begoß damit das Pferd, worauf dasselbe verbrannte. So wurde Stephan von seiner Frau, der Hexe befreit.

64.

*Die Kröte als Ehefrau.

In einem kleinen Dorfe lebte vor vielen Jahren ein reicher Bauer, der hatte drei wunderschöne Söhne, auf die er sehr stolz war. Die Söhne hätten gerne geheiratet, doch der stolze Vater erlaubte es ihnen nicht, indem er sagte: „Im ganzen Dorf gibt es kein Mädchen, das euerer würdig wäre!“ So vergingen einige Jahre. Da sprachen einmal die drei Söhne also zu ihrem Vater: „Wenn du uns nicht erlaubst zu heiraten, dann gehen wir in die Welt und du wirst uns nie wiedersehen und nie sollst du von uns etwas hören!“ Als der Bauer sah, daß die drei Burschen in der Tat sich entfernen wollten, da sprach er also zu ihnen: „Nun, wenn ihr heiraten wollt, so habe ich nichts dagegen! Ich werde alle Mädchen des Dorfes hinaus auf die Wiese rufen und dort aufstellen. Jeder von euch erhält ein Ei und stellt sich am Ende der Wiese auf. Welche Jungfrau ihr mit dem Ei trefft, die soll euer Weib werden!“ Die Söhne willigten ein und der Vater führte die Jungfrauen des Dorfes hinaus auf die Wiese. Hierauf gab er jedem seiner Söhne ein Ei und hieß sie auf die Mädchen zu werfen [1]). Zuerst warf der Aelteste und traf die Maid, die ihm gefiel. Der Zweite traf auch eine, die er liebte; aber der Jüngste warf sein Ei hoch in die Luft und als dasselbe herabfiel, traf er eine Kröte, auf deren Rücken es kleben blieb. Da sprach sein Vater: „Du hast diese Kröte getroffen und diese wird auch deine Frau werden!“

---

[1]) Der durch seinen Reichtum bekannte und berühmte Zigeunerhäuptling Avram Kalekо ließ seinen auch jetzt noch in der Bukovina lebenden Sohn Petru auf gleiche Weise eine Wahl unter den Mädchen seines Stammes treffen.

Was sollte der arme Junge machen! Er heiratete also die Kröte, während seine beiden ältern Brüder schöne Mädchen zu Frauen erhielten. Jeder von den drei Brüdern bezog nun mit seinem Weibe ein Haus und lebte in Glück und Frieden, nur der Jüngste war mit seiner Kröte nicht zufrieden und dachte nach, wie er derselben los werden könne. Einmal sprach er also zu ihr: „Sieh, du bist eine Kröte und ich bin ein Mann! Wir passen also nicht zu einander. Ich werde dir drei Arbeiten auftragen und wenn du dieselben besser ausführst, als meine Schwägerinen, dann werde ich dich meinetwegen hinter dem Ofen auch fernerhin dulden; doch wenn du nur eine der drei Arbeiten schlechter ausführst, so werfe ich dich aus dem Hause hinaus auf die Wiese, wohin du ja auch eigentlich gehörst! Also die erste Arbeit: Du und meine Schwägerinen sollt jede von euch an einem Tage und in einer Nacht mir ein Hemd weben und nähen! Heute schon könnt ihr damit anfangen!" Die Kröte erwiderte nichts (denn sie konnte wie ein Mensch sprechen), sondern blieb ruhig im Winkel hinter dem Ofen sitzen und schlummerte, während die beiden Schwägerinen fleißig am Hemde arbeiteten. Gegen Abend ging sie, wie gewöhnlich, hinaus ins Freie und brachte draußen die Nacht zu. Im Freien trank sie den Tau von den Blumen und Gräsern [2]) und verwandelte sich in eine wunderschöne Maid und als es Morgen wurde, hüpfte wieder die Kröte ins Haus ihres Mannes und rief: „Steh' auf! draußen im Hofe hängt am Apfelbaum dein Hemd!" Als dies der Mann und

[2]) Dem Tau, der sich auf gewissen Pflanzen befindet, schreiben die Zigeuner geheimnißvolle Kräfte zu. Mit dem Tau, der sich auf einer Nelke befindet, heilt man wehe Augen, der Tau von den Blättern des Stechapfels ist gut gegen Bauchgrimmen, Durchfall u. s. w.

die beiden Schwägerinen hörten, lachten sie laut auf und riefen: „Was? du häßliche Kröte hättest das Hemd schon fertig gemacht, während wir mit der Arbeit nicht einmal zur Hälfte fertig sind!“ Hierauf gingen sie hinaus in den Hof und siehe da! am Apfelbaume hing richtig ein Hemd und was für ein Hemd! Aus lauter Goldfäden war es gesponnen und mit schönen Perlen besetzt. Da sprachen die beiden Schwägerinen: „Nun, das Hemd ist sehr schön! Solches können wir nicht machen!“ Der Mann aber nahm das goldene Hemd vom Aste herab und sprach also zur Kröte: „Die erste Arbeit ist dir gelungen! Nun also die zweite: Jede von euch soll mir bis Morgen solch' eine Speise kochen, die ich noch nie gegessen und welche mir am besten schmeckt, die hat gewonnen!“ Die beiden Schwägerinen begannen sogleich zu kochen und zu braten, die Kröte aber hüpfte hinter den Ofen und schlief. Gegen Abend ging sie wieder hinaus ins Freie und brachte draußen die Nacht zu. Im Freien verwandelte sie sich wieder in ein schönes Mädchen und als es Tag zu werden begann, hüpfte die Kröte ins Haus ihres Mannes und rief: „Steh' auf! im Hofe steht die Speise, die du gewünscht hast!“ Der Mann und die beiden Schwägerinen liefen hinaus und fanden im Hofe einen großen, langen Tisch, auf dem die köstlichsten und besten Speisen und Getränke der Welt aufgehäuft waren. Da sprachen die beiden Schwägerinen: „Ja, solche Speisen können wir nicht anfertigen!“ Und sie aßen und tranken mit dem Manne, der dann also sprach: „Auch die zweite Arbeit ist dir gelungen! Nun also die dritte: Morgen ist der erste Ostertag und morgen tanzen alle Leute des Dorfes dort draußen auf der Wiese. Welche von euch dreien am besten tanzen wird, die hat gewonnen!“ Da freuten sich die beiden Schwägerinen, denn sie waren

beide sehr gute Tänzerinen; die Kröte aber hüpfte in den Winkel hinter den Ofen und schlief.

Am nächsten Tage zogen die beiden Schwägerinen ihre schönsten Kleider an und gingen mit ihren Männern zum Tanze. Die Kröte aber sprach also zu ihrem Manne: „Gehe du nur auf den Tanzplatz; ich werde gleich nachkommen, denn du wirst dich schämen mit der Kröte zusammen durch's Dorf zu gehen!“ Der Mann ging also hinaus auf die Wiese und die Kröte verwandelte sich in eine wunderschöne Maid und ging ebenfalls hin. Als sie auf die Wiese kam, da fragten alle Leute: „Wer ist diese wunderschöne Maid? wer kennt sie?“ Doch Niemand kannte sie, aber alle Männer wollten nur mit ihr tanzen. Die beiden Schwägerinen tanzten ohne Unterlaß, eine besser als die andere und während der Mann der Kröte grade mit der wunderschönen Maid tanzte, da sprachen die Schwägerinen also zu ihm: „Deine Kröte hat die dritte Arbeit verloren! Sie hat sich erschreckt und ist gar nicht gekommen!“ Da entgegnete die Maid: „O nein, sie hat sich nicht erschreckt! Sie ist hier! Ich bin die Kröte!“ Hierauf erschracken ihre beiden Schwägerinen und riefen den Mann bei Seite und sprachen also zu ihm: „Laufe schnell nach Hause, dort wird deine Frau ihr Krötenkleid gelassen haben. Wenn du es findest, so verbrenne es: dann kann sie keine Kröte mehr werden.“ Der Mann lief also nach Hause und fand das Krötenkleid im Winkel hinter dem Ofen. Er zündete im Ofen schnell ein Feuer an und verbrannte die Krötenhaut; drauf ging er zurück auf die Wiese, wo er zu seiner Frau also sprach: „Du hast auch die dritte Arbeit gewonnen und nie im Leben soll es mir je wieder einfallen, dich aus meinem Hause vertreiben zu wollen!“

Als sie abends nach Hause kamen, suchte die schöne Maid ihr Krötenkleid, fand es aber nicht und als sie hörte, daß ihr Mann dasselbe verbrannt habe, da freute sie sich sehr und sprach also zu ihm: „Nun kann ich keine Kröte mehr werden und bleibe so, wie ich jetzt bin. Aber wo hast die Haut verbrannt?" Der Mann versetzte: „Im Ofen!" und als er im Ofen nachsehen wollte, ob auch die Haut verbrannt sei, da fand er denselben mit lauterm Gold angefüllt. Sieben große Säcke voll Gold hob er aus dem Ofen heraus. Nun lebten sie Alle in Glück und Freude und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie auch noch heute.

65.

*Die Frau eine Wölfin. [1]

Es stand einmal an einem großen Flusse eine schöne Mühle, in welcher aber Niemand wohnte, denn allnächtlich kam eine Wölfin in die Mühle und fraß jeden auf, den sie dort antraf. Die Mühle stand schon seit vielen, vielen Jahren da und Niemand wußte, wem sie eigentlich gehöre. Da kam eines Tages ein armer Bursche des Weges einher und sah die verlassene Mühle am Flusse stehen. Er fragte einen Bauersmann, dem er gerade begegnete: „Freund, sag' mir doch, warum geht nicht diese schöne Mühle?" — „Nun," antwortete der Bauersmann, „freilich geht sie nicht, denn sie hat keinen Müller und einen Müller hat sie deßhalb nicht, weil jede Nacht eine große Wölfin in die Mühle einkehrt und jeden Menschen auffrißt, den sie dort antrifft."

---

[1] Vgl. F. Fr. Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven. Bd. II, S. 81. Denselben Stoff behandelt auch ein inedirtes rumänisches und ungarisches Märchen.

Drauf zog der Bauersmann seines Weges weiter, der arme Bursche aber ging in die verlassene Mühle hinein, zündete ein Feuer an und als er sich gewärmt, kroch er hinter den Ofen und wartete auf die Ankunft der Wölfin. Gegen Mitternacht kam nun die Wölfin und als sie Niemanden fand, trat sie ans Feuer und spie dreimal in dasselbe hinein; da fiel der Pelz von ihrem Leibe und sie verwandelte sich in eine wunderschöne Maid. Sie setzte sich drauf neben das Feuer und weinte. Ihre Tränen flossen in die Flammen und der arme Bursche sah aus seinem Versteck, wie sich dieselben daselbst in lauteres Gold verwandelten. Bald schlummerte die Maid ein und da kroch der arme Bursche hinter dem Ofen hervor, nahm das Wolfsfell und stieg damit auf den Aufboden, wo er es mit neun Nägeln an einen Balken nagelte. Als er vom Aufboden herabstieg, wachte die schöne Maid auf und suchte überall ihren Wolfspelz. Doch sie fand ihn nicht und da weinte sie gar bitterlich und bat den Burschen, er möge ihr den Pelz zurückgeben. Der Bursche entgegnete darauf: „Es ist Schade, daß eine so wunderschöne Maid sich wieder in eine Wölfin verwandele. Schau, in dieser schönen Mühle wohnt Niemand; bleiben wir hier und werden wir ein Paar!“ Nach langem Zaudern willigte die Maid ein und sie wurden also Mann und Frau, die über ein Jahr in Glück und Frieden mit einander lebten. Da geschah es einmal, daß der Müller sein Weib und sein neugebornes Kind verließ und auf zwei Tage in die Stadt fuhr, um dort Mehl zu verkaufen. Seine Frau stieg während dieser Zeit auf den Aufboden hinauf und fand daselbst zufällig ihren Wolfspelz, den sie sofort anzog und sich in eine Wölfin verwandelte; drauf lief sie hinaus ins Gebirge. Als der Müller nach Hause kam, fand er nur sein kleines Kind vor, seine Frau

aber war verschwunden. Da stieg er auf den Aufboden hinauf und als er den Pelz dort nicht mehr sah, da wußte er, daß sich seine Frau wieder in eine Wölfin verwandelt habe. Er ging also zum Wolfkönig und sprach zu ihm also: „Sei so gut und gieb mir meine Frau zurück!“ Da sagte der Wolfskönig: „Ich will sie dir zurückgeben, wenn du sie aus der Menge der Wölfe herausfindest; kannst du es aber nicht, so werden dich meine Wölfe fressen. Morgen werde ich alle Wölfe hieher zusammenrufen und dann komm' und suche dir deine Frau heraus!“ Der arme Müller ging nun traurig nach Hause und dachte nach, wie er seine Frau aus der großen Wolfsheerde herausfinden könne. Da weinte gerade sein Kind und als er demselben in einem Napfe Milch zu trinken gab, da dachte er bei sich: Morgen nehme ich mein Kind unter dem Mantel mit; wenn mich die Wölfe fressen, sollen sie auch mein Kind aufzehren; denn nach meinem Tode muß es ohnehin vaterlos und mutterlos zu Grunde gehen! So dachte der arme Müller. Am andern Tage ging er also hin zum Wolfskönig und fand daselbst schon alle Wölfe versammelt. Da frug ihn der Wolfskönig: „Welches ist deine Frau?“ Der arme Müller stand nun trostlos da und wußte nicht, welcher von den Wölfen seine Frau sei. Da begann auf einmal sein Kind unter dem Mantel zu weinen, worauf eine Wölfin aus der Menge der Wölfe herbeilief und vor dem Müller stehen blieb. Dieser rief nun freudig aus: „Diese ist meine Frau!“ Da nahm der Wolfkönig der Wölfin den Pelz herab und warf ihn in das Feuer, worauf er den Müller und dessen Frau sammt ihrem Kinde reich beschenkt entließ. Nun lebten sie noch viele Jahre in Glück und Zufriedenheit und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie auch noch heute.

66.

Der Mann mit dem hölzernen Vogel.[1])

In einem Lande, wo ewiger Sommer ist, lebte einmal ein schöner, junger Mann, der gerne allen Leuten Gutes erwies. Er war sehr reich und wenn ein Armer zu ihm kam, da beschenkte er denselben, gab ihm Trank und Speise, schenkte ihm Geld und schöne Kleider. Da traf es sich einmal, daß ein alter Bettler zu ihm kam und also sprach: „Herr, ich bin krank! Laß' mich bei dir wohnen, bis ich gesund werde. Ich bin arm und habe keine Hütte, wo ich mich niederlegen könnte!" Der reiche Mann sprach: „Gerne will ich dich hier bei mir halten, bis daß du wieder gesund wirst! Und Alles, was du wünschest und was ich dir geben kann, das Alles sollst du haben!" Und der alte Bettler blieb im schönen Hause des reichen Mannes, lag auf weichem Bette und aß die besten Speisen, die sein Wirt hatte. Nach einigen Tagen stand der alte Bettler auf und ging in die Stube zu seinem Gastgeber. Er sprach zu ihm also: „Du bist ein reicher Mann und bist ein guter Mensch. Ich verlasse dich jetzt und habe dir in meiner Stube einen hölzernen Vogel verfertigt. Wenn du dich auf diesen Vogel setzst, so kannst du dahin fliegen, wohin du willst. Wenn du einmal in Not gerätst, so werde ich dir helfen! Ich bin der heilige Nikolaus!" Der reiche Mann wollte nun vor dem Heiligen niederknieen und sich für seine Güte bedanken, aber dieser war bereits verschwunden. Nun ging er in die andere Stube und fand dort einen großen, aus Holz verfertigten Vogel.

---

1) Vgl. meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfey's Pantschatantra" (in der: „Zeitschrift d. deutsch. morgenl. Gesellschaft" Bd. XLII. S. 119.)

Der reiche Mann dachte bei sich: du bist ja reich genug und brauchst nicht immer zu Hause zu sitzen! du fliegst in die Welt! — Er füllte das Innere des großen Vogels mit Goldstücken an, setzte sich dann auf den Rücken desselben und flog in die Welt. Da gelangte er einmal in eine große Stadt, wo ein König lebte, den man prophezeit hatte, daß ein fremder, „gemeiner“ Mann ihm seine Tochter entführen werde. Da erschrack der König sehr und ließ ein großes Haus bauen, das von sieben hohen Mauern umgeben war. In dieses Haus sperrte er seine Tochter ein und Niemand durfte sie besuchen. Er selbst kam täglich dreimal zu seiner Tochter und brachte ihr Speisen und Getränke. Dies Alles hatte man in der Stadt dem reichen Manne erzählt, der seinen hölzernen Vogel draußen im Walde versteckt hatte und nun in der Stadt herumwandelte. Als er die Geschichte von der eingesperrten Königstochter vernommen hatte, ging er sogleich hinaus in den Wald und stieg auf seinen hölzernen Vogel. Er flog auf das Haus, wo die Königstochter eingesperrt war. Auf dem Dache ließ er seinen Vogel zurück und stieg zur schönen Königstochter hinab. Als ihn die Maid erblickte, da erschrack sie sehr, denn sie konnte sich nicht denken, wie ein Mensch in dies wohlverschlossene Haus habe kommen können. Der reiche Mann sprach nun zu ihr: „Ich bin der Mann vom Himmel und bin gekommen, um dich zur Frau zu nehmen!“ Es war schon Abend und an diesem Tage kam der König nicht mehr zu seiner Tochter. Der reiche Mann blieb bei der Königstochter und unterhielt sich mit ihr die ganze Nacht hindurch, so gut es eben ging.

Am nächsten Morgen kam der König zu seiner Tochter und als er bei ihr einen fremden Mann sah, da erschrack er fast zu Tod. Als seine Tochter ihm er-

zählte, daß der Mann der Sohn des lieben Gottes sei, da freute er sich und rief alle Herren zusammen und erzählte ihnen, daß seine Tochter der Sohn Gottes zur Frau nehmen wolle. Alle glaubten, daß der Fremde der Sohn Gottes sei; nur ein Herr sagte: „Wenn er der Sohn des lieben Gottes ist und herflog, so soll er uns zeigen, daß er auch wegfliegen kann! Tut er es, dann glauben wir, daß er Gottes Sohn ist und er möge wiederkehren und sich die Königstochter zur Frau nehmen.“ Der reiche Mann versetzte hierauf: „Gleich sollt ihr mich fliegen sehen!“ Und er stieg hinauf auf das Dach, um auf seinem hölzernen Vogel wegzufliegen; aber derselbe war vom Dache verschwunden. Nun stand der reiche Mann oben auf dem Dache und wußte nicht, was er beginnen solle. Er stieg also herab, da kamen aber die Leute über ihn, schalten ihn einen Betrüger und hätten ihn beinahe todtgeschlagen, wenn nicht der heilige Nikolaus erschienen wäre und also gesprochen hätte: „Ihr kennt mich und wißt, daß ich der heilige Nikolaus bin! Nun sage ich euch, daß es der Wunsch unseres lieben Gottes ist, daß dieser gute Mann die Tochter dieses Königs zur Frau nehme! Sie sollen Beide in Glück und Frieden lange leben!“ Hierauf verschwand der heilige Nikolaus. Der reiche Mann heiratete die schöne Königstochter und sie lebten bis an ihr seliges Ende in Glück und Frieden.

67.

*Der Mann mit dem Vogelschnabel.

Ferne von hier lebte einmal in einem großen Walde ein Mann, der hatte keine Nase, auch keinen Mund, sondern an Stelle dieser einen Vogelschnabel. Er lebte allein in einer kleinen Hütte und kam nie ins Dorf zu

den Menschen. Da geschah es einmal, daß ein armer Mann in den Wald kam, um Holz zu fällen. Er begegnete den Mann mit dem Vogelschnabel, der ihn also ansprach: „Was macht ihr hier, Alter? Wißt ihr nicht, daß alle Bäume, alle Blumen und Tiere hier im Walde mir gehören?“ Der arme Mann antwortete: „Das hobe ich nicht gewußt! Herr ich bin sehr arm und kann mir kein Holz kaufen. Ich muß es also nehmen, wo ich es eben finde.“ Als er nun weiter erzählte und dem Mann mit dem Vogelschnabel mitteilte, daß er drei Töchter habe, die aber Niemand heiraten wolle, da sagte der Mann mit dem Vogelschnabel: „Bringet morgen euere älteste Tochter zu mir; ich will sehen, ob sie für mich zum Weib taugt!“ Drauf ging er tiefer in den Wald hinein, der Alte aber kehrte heim.

Am nächsten Tage führte der arme Mann seine älteste Tochter hin zum Mann mit dem Vogelschnabel, welcher das Mädchen zu sich in die Hütte nahm und den Alten reichlich beschenkt entließ. Der Mann mit dem Vogelschnabel gab hierauf dem Mädchen eine Vogelzunge zum Essen und legte sich dann nieder. Das Mädchen aber aß nicht die Vogelzunge, sondern warf dieselbe unter den Herd. Am andern Morgen zeitig in der Frühe fragte der Mann mit dem Vogelschnabel das Mädchen: „Hast du die Vogelzunge gegessen?“ — „Ja!“ antwortete das Mädchen. Da rief der Mann mit dem Vogelschnabel: „Zunge, meine Zunge, wo bist du?“ Die Zunge antwortete: „Hier, unter dem Herde!“ Da sagte der Mann mit dem Vogelschnabel: „Geh' nach Hause, du taugst nicht zu meinem Weibe. Sag' deinem Vater, er solle mir seine zweite Tochter bringen.“ Drauf gab er dem Mädchen einen kleinen Sack voll Goldstücke und entließ es.

Am nächsten Tage brachte der alte Mann seine

zweite Tochter zum Manne mit dem Vogelschnabel. Dieser beschenkte ihn reichlich und führte dann die Maid in seine Hütte, wo er ihr eine Vogelzunge zum Essen gab und sich dann niederlegte. Die Maid aber warf die Zunge hinter die Türe. Am andern Morgen zeitig in der Frühe fragte der Mann mit dem Vogelschnabel die Maid: „Hast du die Zunge gegessen?“ — „Ja!“ antwortete die Maid. Da rief der Mann mit dem Vogelschnabel: „Zunge, meine Zunge, wo bist du?“ Da antwortete die Zunge: „Hier, hinter der Türe!“ Nun sprach der Mann mit dem Vogelschnabel also zur Maid: „Geh' nach Hause, du taugst nicht für mich. Sag' deinem Vater, er solle mir seine jüngste Tochter bringen.“ Drauf beschenkte er die Maid reichlich und entließ sie.

Am nächsten Tage brachte der alte Mann seine jüngste Tochter in den Wald und ließ sie beim Manne mit dem Vogelschnabel zurück. Auch diese bekam eine Vogelzunge zum Essen, welche sie aber nicht wegwarf, sondern beherzt verzehrte. Am andern Morgen zeitig in der Frühe fragte der Mann mit dem Vogelschnabel die Maid: „Hast du die Zunge gegessen?“ — „Ja!“ antwortete die Maid. Da rief er: „Zunge, meine Zunge, wo bist du?“ Drauf antwortete die Zunge: „Hier, im Bauche deiner Geliebten!“ Da freute sich der Mann mit dem Vogelschnabel gar sehr und sprach also zur Maid: „Du bist die Rechte und du allein sollst meine Frau sein!“ Nun begann für die Maid ein Leben voll Wonne und Herrlichkeit. Was sie sich nur wünschte, Alles verschaffte ihr der Mann mit dem Vogelschnabel. Sie hatte die besten Speisen, die köstlichsten Getränke und die schönsten Kleider; sie durfte ihren Vater und ihre Schwestern besuchen, wann sie wollte und ihren Reichtum mit ihnen teilen, aber ihr

Mann verbot es ihr strenge in seiner Gegenwart Feuer zu machen oder in der Nacht eine Kerze anzuzünden.

Da geschah es, daß in einer Nacht die junge Frau nicht schlafen konnte. Sie erhob sich von ihrem Lager und zündete eine Kerze an, worauf sie sich ihrem schlafenden Manne näherte. Da sah sie nicht den häßlichen Mann mit dem Vogelschnabel vor sich liegen, sondern einen schönen Jüngling, der ein kleines goldenes Schloß mit einem goldenen Schlüsselchen auf der Brust hatte. Sie nahm das Schlüsselchen in die Hand und öffnete das Schloß. Da erblickte sie darin einen Spiegel und in demselben sah sie ihren alten Vater, der eben die Straße im Dorfe entlang ging und im trüben Mondschein die Brücke über den Bach verfehlte. Da erschrack die junge Frau und dachte, ihr Vater falle ins Wasser und sie rief daher laut: „Vater, sorg'! du fällst in's Wasser!“ Auf diesen Ruf erwachte der Jüngling und sprach: „Was hast gemacht? hab' ich dir nicht verboten in meiner Gegenwart eine Kerze anzuzünden? Hättest du gewartet bis du einen Sohn mir geboren, dann wäre ich nie mehr der Mann mit dem Vogelschnabel geworden! Nun aber müssen wir von einander scheiden.“ Drauf verwandelte er sich in den Mann mit dem Vogelschnabel und als seine Frau zu weinen und zu jammern begann, da sprach er im Weggehen also zu ihr: „Ich gehe nun von dir, wenn du mich aber finden willst, so lasse dir neun Paar eiserne Schuhe machen und gehe so lange in der Welt herum, bis diese Schuhe zerrissen sind. Dann wirst du mich finden!“ Drauf verschwand der Mann mit dem Vogelschnabel.

Die Frau ließ sich also neun Paar eiserne Schuhe machen, zog das eine Paar davon an und ging in die Welt. Tag und Nacht zog sie von Ort zu Ort und nach einigen Monaten hatte sie noch das erste Paar

Schuhe nicht zerrissen. Da kam sie einmal in ein Land, wo die Sonne so heiß schien, daß selbst das Eisen in der großen Hitze weich wurde. Die Frau wollte nun gerne weiter ins Land hineinziehen, aber ein alter Mann, dem sie unterwegs begegnete sprach also zu ihr: „Geh' nicht weiter ins Land hinein, denn dort ist es so heiß, daß du verbrennst und dort wohnt auch Niemand nur der Sonnenkönig allein! Wenn du aber durchaus weiter willst, so nimm diese Salbe und bestreiche damit deinen Körper; das wird dich vor dem Verbrennen schützen!" Die Frau bedankte sich, nahm die Salbe und als der alte Mann sich entfernt hatte, bestrich sie ihren Körper mit derselben. Drauf ging sie weiter ins Land hinein. Je weiter sie vorwärts ging, desto heißer wurde es und in einigen Tagen hatte sie ihre neun Paar eiserne Schuhe zerrissen. Als das letzte Paar Schuhe von ihren Füßen fiel, da erschien ihr Mann, aber er war nicht mehr der Mann mit dem Vogelschnabel, sondern ein schöner Jüngling. Er küßte und herzte seine Frau und sprach also: „Du hast mich errettet! Ich bin ein reicher König und habe einst den Sonnenkönig beleidigt, der dafür mein Land hier verbrannte und mich in einen Mann mit einem Vogelschnabel verwandelte. Nun hat er mir verziehen und sieh' da, die Sonne scheint nicht mehr so heiß. Bald werden die Menschen her zurückkehren und wir werden glücklich mit einander leben!" Und so geschah's auch. Die Sonne schien nicht mehr so glühend heiß auf das Land, wohin die Menschen bald zurückkehrten und ihren König, den schönen Jüngling bewillkommten. Die junge Frau ließ nun auch ihren alten Vater und ihre Schwestern in ihr Land holen und sie lebten nun Alle in Glück und Zufriedenheit.

68.

Der arme Zigeuner und die Taube.[1])

Es war einmal ein armer Zigeuner, der hatte drei Söhne, die bei einem großen Herrn als Hirten dienten. Der Aelteste hütete die Pferde, der Zweite die Rinder und der Jüngste die Schweine. Eines Tages hatte sich dem Aeltesten ein Pferd verlaufen. Als er es im Walde überall suchte, kam er an einen Felsen in welchem sich ein hölzernes Tor befand. Er öffnete es und stand nun vor einem eisernen Tor. Er öffnete auch dieses und befand sich nun vor einem silbernen Tor. Er öffnete dasselbe und stand nun vor einer goldenen Tür. Er öffnete sie und befand sich nun in einem goldenen Zimmer, wo auf einem goldenen Tisch eine weiße Taube saß. Diese Taube sprach wie ein Mensch und fragte den Zigeuner: „Was suchst du hier?“ Der Bursche antwortete: „Ein Pferd ist mir verloren gegangen und ich suche dieses.“ Hierauf sagte die Taube: „Wenn du mein Mann werden willst, so sage ich es dir, wo du dein Pferd finden kannst.“ Der Bursche entgegnete: „Ich habe schon eine Geliebte, die ich heiraten werde.“ Drauf ging er hinaus.

Am folgenden Tage verlief sich dem Zweiten der drei Brüder ein Ochs und ihm geschah dasselbe wie seinem ältesten Bruder. Auch er sagte der Taube: „Ich habe schon eine Geliebte, die ich heiraten werde.“

Nach einigen Tagen verlief sich dem Jüngsten der drei Brüder ein Schwein und auch ihm geschah dasselbe wie seinen Brüdern. Als er ins goldene Zimmer

---

[1]) S. meinen Aufsatz: „Märchen des Siddhi-Kur in Siebenbürgen“ (in der „Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellschaft“, XLI. Bd. S. 455).

eintrat, wo auf dem goldenen Tisch die weiße Taube saß, so sprach diese also zu ihm: „Wenn du mein Mann werden willst, so sage ich es dir, wo du das Schwein findest.“ Der junge Zigeuner entgegnete drauf: „Dein Mann kann ich ja immerhin werden, nur sollst du für Speise und Trank sorgen!“ Drauf versetzte die Taube: „Alles, was du wünschst, sollst du haben!“ Und so geschah's denn auch. Der junge Zigeuner konnte den ganzen lieben Tag hindurch die besten Speisen essen und die besten Weine trinken und schlafen, wann und wie lange er wollte. Dies Leben gefiel ihm eine Zeit lang recht gut, aber gar bald begann er sich zu langweilen und wünschte sich wieder hinaus in die Welt. Da sprach einmal die Taube zu ihm: „Morgen wird der König ein großes Fest geben, das drei Tage lang dauern wird. Draußen auf der Wiese werden alle Leute der Stadt tanzen, essen und trinken. Wenn du willst, so gehe auch dahin. Morgen wirst du in deiner Tasche Geld finden. Kaufe dir dann schöne Kleider und gehe hin.“ So geschah's auch. Der junge Zigeuner fand am nächsten Tage in seiner Tasche viel Geld und ging damit in die Stadt, wo er sich schöne Kleider kaufte. Er zog dieselben an und ging dann hinaus auf die große Wiese, wo der König und die großen Herren mit schönen Frauen tanzten, aßen und tranken. Der junge Zigeuner war wie ein Herzog angezogen und tanzte auch mit den schönen Frauen. Da kam gegen Abend eine wunderschöne junge Frau in goldenen Kleidern auf die Wiese. Als der König sie sah, ging er hin zu ihr und tanzte von nun an nur mit ihr. Alle Leute sagten, das sei die schönste Frau auf der ganzen Erde.

Spät in der Nacht ging der junge Zigeuner heim zu seiner Taube. Da fragte ihn diese: „Waren viele

Leute auf der Wiese? und wer war die schönste Frau?" Der junge Zigeuner antwortete: „Die schönste Frau kam erst am Abend auf die Wiese und hatte goldene Kleider an. Der König tanzte mit ihr. Ich hätte auch gerne mit ihr getanzt, aber ich wagte es nicht?" — „Warum nicht?" fragte die Taube, „morgen tanze auch mit ihr!"

Am nächsten Tage ging der junge Zigeuner wieder auf die Wiese hinaus und als gegen Mittag die schöne junge Frau kam, da tanzte er mit ihr. Nach dem Tanze ging der junge Zigeuner an einen Bach und setzte sich auf einen Stein. Sein Herz war sehr traurig und er sprach laut vor sich hin: „Wie glücklich wäre ich, wenn ich auch solch' ein Weib hätte, wie diese Frau in den goldenen Kleidern!" Da hörte er Jemanden also sprechen: „Kannst es haben!" Er blickte um sich und sah auf der Erde eine häßliche Kröte, die also fortfuhr zu sprechen: „Diese schöne Frau ist ja dein Weib, die weiße Taube im goldenen Zimmer. Ein böser Zauberer hat sie in eine Taube verwandelt. Am Tage ist sie eine Taube, in der Nacht aber muß sie im Reiche der Todten [1]) Wasser tragen für die Todten, deren Verwandte sie ungewaschen begraben haben. Morgen wird deine Frau schon zeitig in der Frühe ihr goldenes Haus verlassen. Sie wird vor der hölzernen Tür ihr Federgewand abstreifen und sich in ein schönes Weib verwandeln und auf die Wiese gehen. Dann gehe hin und verbrenne ihr Federkleid; dann wird sie sich nimmer in eine Taube verwandeln können und stets das schöne, junge Weib bleiben." Dies merkte sich der junge Zigeuner und als er abends nach Hause kam, fragte ihn die weiße Taube: „Hast du mit der schönen Frau ge-

[1]) S. Anmerk. 1 zum 41. Märchen.

tanzt?“ — „Ja,“ entgegnete der junge Zigeuner, „sie ist die schönste aller Frauen gewesen.“

Am nächsten Morgen zeitig in der Frühe ging der Zigeuner weg und versteckte sich hinter einem großen Felsen. Als er die schöne Frau auf die Wiese gehen sah, da schlich er zurück an die hölzerne Türe, öffnete dieselbe und fand dort das Federgewand der weißen Taube, welches er verbrannte. Da krachte und donnerte es und unser Zigeuner befand sich auf einmal in einem großen, goldenen Hause, wo die schöne junge Frau ihm entgegensprang, ihn herzte und küßte. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, wie und warum ein Zauberer sie in eine Taube verwandelt habe, aber ich habe sie nicht gehört und kann euch daher diese Geschichte nicht erzählen. Sie lebten in Glück und Zufriedenheit bis an ihr seliges Ende.

69.

Die arme Spinnerin.

In einem Dorfe lebte einmal eine arme Maid, die keinen Vater, keine Mutter hatte und sich durch das Spinnen erhalten mußte. Tag für Tag spann sie ein Stück Leinwand, das sie dann den Leuten im Dorfe verkaufte. Einmal traf es sich, daß sie in der Nacht nicht schlafen konnte. Der Mond schien hell in ihr kleines Zimmer und da sah sie zwei große Spinnen eintreten, die sich an ihre Leinwand machten und dieselbe von allen Seiten besahen. Da sprach wie ein Mensch die weiße Spinne zu ihrer schwarzen Schwester[1]): „Wenn diese arme Maid mich weben ließe, so möchte

[1]) Die Abend- und Morgen-Aurora. Vgl. Gubernatis a. a. O. im Kapitel: Spinne.

ich ihr bald eine goldene Leinwand verfertigen!“ Hierauf sagte die schwarze Spinne: „Und wenn sie mich weben ließe, so möchte ich ihr bald eine silberne Leinwand verfertigen!“ Die weiße Spinne entgegnete drauf: „Was nützte es ihr, wenn wir auch goldene und silberne Leinwand webten! Sie würde dieselbe doch nur verkaufen, und wenn sie unser Bruder, der Phuvusch[2]) sähe, so würde er die arme Maid verbrennen.“ Die Maid hörte dies Gespräch mit an und rief dann den beiden Spinnen zu: „Webt mir nur, wenn ihr wollt. goldene und silberne Leinwand! Euer Bruder wird mich nicht sehen, wenn ich sie verkaufe.“ — „Gut!“ entgegnete die schwarze Spinne, „wenn du willst, so weben wir dir jede Nacht ein Stück goldene und silberne Leinwand!“ Drauf setzte sie sich an den Webstuhl und begann fleißig zu weben. Sie zog aus ihrem Bauch die silbernen Fäden hervor und bald lag eine lange, silberne Leinwand vor ihr auf der Erde. Als sie müde ward, trat die weiße Spinne hervor und zog aus ihrem Bauch goldene Fäden und webte und webte fleißig, bis daß eine lange, goldene Leinwand vor ihr auf der Erde lag. Drauf stand sie auf und sprach also zur armen Maid: „Wenn du diese silberne und goldene Leinwand verkaufst, so sage es keinem Menschen, wer dieselbe gemacht hat! Die nächste Nacht kommen wir wieder her und werden dir Leinwand weben!“ Hierauf gingen sie weg.

Am nächsten Tage ging die arme Maid in die Stadt, wo sie die goldene und silberne Leinwand den reichen Leuten verkaufte. Jeder Mensch, der die Leinwand sah, fragte sie: „Wer hat sie gemacht?“ Die Maid antwortete stets: „Ich habe sie gewebt!“ Sie bekam sehr

[2]) S. Anmerk. 1 zum 14. Märchen.

viel Geld dafür und freute sich sehr, als sie beladen mit guten Speisen und schönen Kleidern nach Hause kam. In der Nacht erschienen die beiden Spinnen wieder und webten abermals eine lange silberne und goldene Leinwand, welche die Maid in der Stadt verkaufte. Dies geschah nun jede Nacht und die Maid wurde so reich, daß die schönsten Jünglinge sie zur Frau begehrten. Doch sie blieb allein in ihrer Hütte, wo sie mit einem alten Hunde wohnte.

Da traf es sich einmal, daß die Maid wieder in die Stadt ging, wo sie die goldene und silberne Leinwand verkaufen wollte. Da begegnete sie einem alten Manne, der sie also fragte: „Wohin gehst du?" — „In die Stadt!" versetzte die Maid, „ich verkaufe dort goldene und silberne Leinwand!" Da sagte der alte Mann: „Komm' mit mir in mein Haus; ich will die Leinwand kaufen!" Drauf ging er mit der Maid dem Walde zu, wo er sie in eine Höhle führte. Dort band er die Maid mit Stricken und zündete ein Feuer an. Drauf sprach er also zur Maid: „Ich bin der Phuvusch und werde dich jetzt verbrennen!" Da weinte und jammerte die Maid. Ihr Hund lief drauf aus der Höhle hinaus und kam auf eine Wiese, wo die Leute mähten. Dort bellte und heulte er laut, so daß die Leute ihm nachliefen. Er führte dieselben zur Höhle, wo eben der Phuvusch die Maid verbrennen wollte. Als er die Leute kommen sah, lief er davon und die Maid wurde gerettet. Von nun an kamen die beiden Spinnen nicht mehr zu ihr; aber sie war schon so reich, daß sie sich viele schöne Häuser kaufte. Als sie ein schöner Jüngling heiratete, lebte sie stets in Glück und Zufriedenheit und wenn sie noch nicht gestorben ist, so lebt sie auch noch heute.

70.

*Die Ente mit den goldenen und silbernen Eiern.

In einem Dorfe lebte einmal eine arme alte Frau, die hatte drei Söhne, von denen ein Jeder sein eigener Wirt war und sich um seine alte Mutter gar nicht bekümmerte. Einmal traf es sich, daß die arme, alte Frau in das Haus ihres ältesten Sohnes kam und zu diesem also sprach: „Gib mir ein Stückchen Brot. Ich bin sehr hungrig!" Da sagte der älteste Sohn: „Ich habe kein Brot. Geh' zu meinem Bruder, der wird dir geben!" Drauf ging die alte Mutter zu ihrem zweiten Sohne und sprach zu diesem also: „Ich war bei deinem ältern Bruder und bat ihn um Brot. Er schickte mich zu dir. Gib du mir also ein Stückchen Brot; ich bin sehr hungrig!" Da sagte der zweite Sohn zu seiner Mutter also: „Das hat mein Bruder schlecht getan, daß er dich hergeschickt hat. Er ist reicher denn ich, und ich kann dir wahrlich kein Brot geben. Geh' du zu meinem jüngern Bruder, der wird dir Brot geben." Drauf ging die arme Mutter zu ihrem jüngsten Sohne und sprach zu diesem also: „Ich war bei deinen Brüdern und bat sie um ein Stückchen Brot. Sie schickten mich zu dir. Gib du mir ein Stückchen Brot. Ich bin sehr hungrig." Da sagte der jüngste Sohn zu seiner Mutter also: „Meine Brüder haben schlecht getan, daß sie dich zu mir geschickt haben. Sie sind reich, ich aber bin arm und kann dir kein Brot geben." Nun ging die arme alte Frau weinend an einen Fluß und setzte sich auf einen Stein. Sie sah am Wasser eine schöne weiße Ente schwimmen und sie sprach also vor sich hin: „Hätte ich lieber Enten als Söhne geboren! Die hätten mich vielleicht nicht verlassen!" Da schwamm die Ente zu ihr heran und sprach also: „Du hast kein Brot und deine

Söhne geben dir nichts! Nun, du sollst reich werden. Ich will dir jeden Morgen ein goldenes und jeden Abend ein silbernes Ei legen." Es war gerade Abend und da legte die Ente gleich ein silbernes Ei. Die Alte nahm es und ging damit ins Dorf, wo sie es verkaufte und sich dafür Speisen und Getränke verschaffte. Am Morgen kam die alte Mutter wieder ans Wasser und die schöne weiße Ente legte jetzt ein goldenes Ei. So ging es Tag für Tag; jeden Morgen bekam die Alte von der Ente ein goldenes und jeden Abend ein silbernes Ei. Sie wurde nun reich und hatte Alles, was sie brauchte. Darüber wunderten sich die Söhne gar sehr und fragten einmal ihre Mutter: „Woher hast du das viele Geld?" Da sagte die Alte: „Eine schöne weiße Ente legt mir am Flusse jeden Morgen ein goldenes und jeden Abend ein silbernes Ei!" Als dies die Söhne hörten, da beschloß Jeder von ihnen zur Ente hinzugehen. Zuerst schlich der älteste Sohn seiner Mutter nach und sah, wie die weiße Ente seiner Mutter eben ein silbernes Ei legte. Als seine Mutter wegging, da trat er ans Wasser heran und sprach zur Ente also: „Liebe Ente, komm' und lege mir ein silbernes Ei!" Die Ente erwiderte drauf: „Ja, ich will dir ein Ei legen! Komm' aber her zu mir ins Wasser!" Da stieg der älteste Sohn in das Wasser und schritt auf die Ente los. Aber die Ente schwamm immer weiter, so daß der Mann endlich im Wasser stecken blieb und nicht weiter gehen konnte. Er ertrank und nur seine Haare konnte man über dem Wasser sehen. Auf seinem Kopf baute sich die Ente ein Nest und lebte nun dort. Nach einer Zeit schlich der zweite Sohn seiner Mutter nach und auch ihm erging es so, wie seinem Bruder; auch er ertrank im Wasser und auch auf seinen Kopf baute sich die Ente ein Nest. Nun schlich nach einer Zeit auch der

dritte Sohn seiner alten Mutter nach und auch ihm erging es so wie seinen Brüdern.

Da kam einmal abends die alte Mutter an das Wasser und weinte. Da fragte sie die Ente: „Warum weinst du?“ Die Alte antwortete: „Meine Söhne sind verschwunden und kein Mensch weiß, wo sie sind.“ Da sagte die Ente: „Und du weinst um deine Söhne? Sie waren schlecht und haben dir kein Brot gegeben. Ich weiß, wo sie sind!“ Da bat die alte Mutter die Ente gar schön um ihre Söhne. Die Ente sprach: „Gut, ich will dir deine Söhne geben und wieder lebendig machen, aber dann gehe ich weg und lege dir keine goldenen und silbernen Eier mehr!“ Drauf sagte die Mutter: „Gut, gib mir meine Söhne und ich will keine goldenen und silbernen Eier mehr!“ Da flog die Ente weg und die drei Söhne kamen lebendig aus dem Wasser hervor und lebten nun mit ihrer alten Mutter in Glück und Frieden.

71.

Der König und die Mäuse.[1])

Vor vielen tausend Jahren lebte einmal ein König, der sehr stolz und übermütig. Er wollte ewig leben und rief daher einmal dem Teufel: „Komm' und hilf mir, o Teufel! und ich werde dir Alles geben, was du willst!“ Und wahrlich der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?“ Der König versetzte: „Ich will lange, lange leben! Was soll ich dir dafür geben, wenn du es bewirkst, daß ich lange lebe?“ Der Teufel erwiederte: „Schlachte deinen Sohn ab und gib mir seinen Leichnam!“ Der König versprach es zu tun und nach

---

[1]) S. meinen Aufsatz: „Die Mäuseturmsage in Siebenbürgen“ (in „Germania“ N. Reihe XX. S. 432—442).

einigen Tagen ließ er seinen Sohn abschlachten. Als der Teufel kam und den Leichnam abholte, da fragte ihn der König: „Also, wie viele Jahre werde ich noch leben?“ Der Teufel versetzte: „Zehn Jahre sollst du noch leben!“ Drauf ging der Teufel fort und trug den abgeschlachteten Sohn des Königs mit sich.

Als die zehn Jahre um waren, rief der König abermals den Teufel: „Komm' und hilf mir, o Teufel!“ Und der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?“ Der König versetzte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich lange lebe?“ Der Teufel erwiederte: „Schlachte deinen zweiten Sohn ab und gib mir seinen Leichnam!“ Der König versprach es zu tun und bald darauf ließ er seinen zweiten Sohn abschlachten und als er den Leichnam dem Teufel gab, fragte er ihn: „Wie lange werde ich also noch leben?“ Der Teufel antwortete: „Noch zehn Jahre sollst du leben!“ Hierauf nahm er den Leichnam des zweiten Sohnes und ging fort.

Auch diese zehn Jahre vergingen und da rief der König abermals den Teufel: „Komm' und hilf mir, o Teufel!“ Und der Teufel kam und fragte: „Was willst du?“ Der König sagte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich noch lange lebe?“ Der Teufel versetzte: „Du weißt es! Schlachte deinen dritten Sohn ab und gib mir seinen Leichnam!“ Der König ließ also auch seinen dritten Sohn abschlachten und gab seinen Leichnam dem Teufel. Hierauf sagte dieser: „Nun sollst du abermals zehn Jahre leben!“ [2])

Als auch diese zehn Jahre um waren, da ließ der König seinen vierten Sohn abschlachten und nach aber-

---

[2]) Vgl. diesen Eingang mit der nordischen Sage von König Ön und seinen Söhnen in der Heimskringla I. Kap. 29.

mals zehn Jahren seinen fünften. Als er endlich auch seinen siebenten Sohn abschlachten ließ, da erzürnte Gott und strafte nicht nur den bösen König, sondern auch alle seine Leute, die es geduldet hatten, daß er seine Söhne ums Leben bringe. Ein ganzes Jahr lang fiel kein Regen und die Sonne schien so heiß, daß alle Kräuter, Gräser und Bäume verdorrten. Da hatten die armen Leute nichts zu essen, denn kein Getreide wuchs auf dem Felde; die Tiere bekamen kein Gras zu essen und krepirten; auf den Bäumen wuchs kein Obst. Selbst die Mäuse kamen vom Feld herein und viele tausende liefen in das goldene Haus des Königs und begannen seinen Leib zu fressen. Der König floh vor ihnen aus einer Stube in die andere, aber überallhin liefen ihm die Mäuse nach und benagten seinen Körper. Da stieg der König auf einen hohen Berg hinauf, aber auch dahin folgten ihm die Mäuse nach und nagten so lange an seinem Körper, bis sie ihn ganz aufzehrten. Als kein Haar, kein Knochen mehr vom bösen König zu finden war, da begann es zu regnen und bald wurden die Felder und Wälder wieder grün und bald hatten die Leute wieder Obst und Getreide und die Tiere Gras und Kräuter.

72.

Der große Wurm.[1]

Es war einmal ein König, der lebte lange Zeit hindurch als Witwer. Seine Frau war im neunten

[1]) Vgl. die Sage von Ardschir aus dem Schach Nameh (bei Görres, Heldenbuch von Iran 2, 406—411) und die nordische Sage von Ragnar Lodhbrock; s. Liebrecht, Zur Volkskunde („Die Ragnar Lodhbrokssage in Persien") und meinen Aufsatz: „Die Ragnar Lodhbrokssage in Siebenbürgen" (in der

Jahre ihrer Ehe gestorben und hatte ihrem Gatten keine Kinder zur Welt gebracht. Der König wollte auch nicht zum zweitenmal heiraten, aber seine erste Magd, die die Tochter einer bösen Urme[2]) war, drängte in ihn, sich zu verehelichen. Sie hoffte nämlich, daß der König sie zum Weibe erwählen werde. Der König, erzürnt durch die Neckereien seiner Magd, sprang eines Tages auf sein Roß und ritt zu seinem Nachbarn, einem reichen Fürsten, dessen Tochter er zur Gattin verlangte. Die Maid willigte ein und gar bald wurde die Hochzeit mit großem Pompe gefeiert. Als die junge Königin in's Land ihres Gatten zog, da verschwand dessen erste Magd und wurde von keinem Menschen mehr gesehen, denn sie war auch eine böse Urme, die nur Unheil anstiften wollte. Die junge Königin schenkte gar bald einem Mädchen das Leben, das herangewachsen eine wunderschöne Jungfrau wurde. Ihre Eltern gaben ihr den Namen „Kleinhand“, weil ihre linke Hand viel kleiner war als die rechte, so daß sie die Linke fast zu keiner Arbeit gebrauchen konnte. Den ganzen Tag über spann Kleinhand Flachs und auch beim Spinnen war ihr die linke Hand sehr hinderlich.

Eines Tages saß Kleinhand vor der Türe und spann. Es war im Sommer und sie wurde sehr durstig und dachte sich: Wie gut wäre es, wenn ich schnell einen Apfel bekäme! Da fiel ihr ein schöner Apfel in den Schooß. Kleinhand nahm ihn lächelnd in die Hand und begann zu essen. Sie dachte sich, es hätte ihr den Apfel die Mutter geworfen, aber es war die böse Urme, die einmal bei ihrem Vater, dem Könige,

---

Germania XX. Bd. S. 362 ff. Jahrg. 1887), wo auch ein verwandtes ungarisches Märchen mitgeteilt ist.

[2]) S. Anmerk. 2 zum 35. Märchen.

gedient hatte. Als Kleinhand den Apfel beinahe ganz verzehrt hatte, bemerkte sie einen Wurm [3]) in der Mitte desselben. Sie wollte ihn schon wegwerfen, als der Wurm also zu sprechen begann: „Laß' mich leben und ich will dir beim Spinnen helfen. Steck' mich an die Spindel unter den Flachs und du wirst an einem Tage so viel spinnen, als tausend Weiber nicht im Stande sind in einer Woche zu verfertigen!“ Kleinhand überlegte sich nicht lange, nahm den Wurm in die Hand, steckte ihn unter den Flachs und begann zu spinnen. Und siehe da! Am Abend konnten kaum zehn Pferde den gesponnenen Flachs weiterschaffen. Kleinhand freute sich nun sehr und legte den Wurm jeden Abend in eine kleine Schachtel, gab ihm gute Speisen zu essen und sorgte für ihn, wie eine Mutter für ihr Kind. Bald wuchs der Wurm so sehr heran, daß ihm die Schachtel zu enge wurde und wenn Kleinhand ihn am Tage mit Flachs zudecken wollte, so mußte sie dazu große Wagen voll Flachs hernehmen. Bald aber wuchs der Wurm so sehr heran, daß er im großen Hause des Königs keinen Platz mehr fand und man mußte für ihn und Kleinhand ein noch größeres Haus bauen. Aber nach einiger Zeit ward ihm auch dies Haus zu enge und er lagerte sich daher draußen rings um das Haus, das er wie ein großer Ring mit seinem Körper umgab und keinen Menschen hinein- oder herausließ, den er eben nicht wollte. Kamen junge Leute zur Königstochter und wollten sie freien, so schloß er sich fest um das Haus und ließ keinen Menschen hinein. Die Leute

---

[3]) Kirmo heißt der Wurm im Zigeunerischen (s. meine: „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“, Leipzig 1884, S. 97) vgl. damit das K e r m a n (Wurmhaus) in der betreffenden persischen Sage.

wollten den großen Wurm tödten, aber Niemand konnte sich ihm nähern, da er aus seinem Rachen Gift spie, das die Menschen sofort verbrannte. Viele zogen sich eiserne Kleider an, aber das Gift, welches der böse Wurm auf sie spie, schmolz das Eisen.

So vergingen einige Jahre und Kleinhand mußte in ihrem großen Hause einsam und allein leben, denn der große Wurm ließ sie nicht aus dem Hause treten, noch gestattete er, daß sich Jemand dem Hause nähere, außer der Mann, der täglich ihm und Kleinhand die Nahrung brachte. Da kam einmal ein schöner Wanderer in die Stadt und hörte die Leute vom großen Wurm und der schönen Königstochter erzählen. Er ging sogleich zum Könige und bot sich an, den Wurm zu tödten, wenn er Kleinhand zur Frau erhalte. Der König willigte gerne ein und der Wanderer ließ sich aus Lammfell Hosen, einen weiten Rock und eine große Kappe machen, die er anzog und da es gerade mitten im Winter war, sprang er so angezogen ins Wasser. Als er aus dem Flusse herauskroch, gefror sein Anzug so sehr, daß er dick mit Eis bedeckt war[4]), das vom heißen Gifte nicht so leicht schmelzen konnte. Dann nahm er einen langen Spieß und tödtete den Wurm, da ihm das Gift durch das Eis hindurch nicht bis auf die Haut dringen konnte. Da begann das rechte Leben im Lande. Alle Leute liebten Kleinhand und freuten sich gar sehr, daß sie endlich aus der Gefangenschaft befreit, die Gattin des schönen Wanderers wurde.

---

[4]) Vgl. Saxos Erzählung.

73.

Die bösen Schwiegermütter.

Es waren einmal drei alte Frauen, die lebten in großer Freundschaft mit einander. Jede von ihnen hatte einen Sohn und diese Söhne waren auch miteinander gute Freunde und sie beschlossen daher, daß sie nur drei Schwestern heiraten, damit ihre Freundschaft dadurch noch fester und inniger werde. Sie zogen nun eines Tages in die Welt, um drei Schwestern zu suchen, die sie dann heiraten wollten. Als sie an einen Kreuzweg kamen, beschlossen sie sich zu trennen und der Aelteste der drei Brüder zog gen Süden, der Mittlere gen Norden, der Jüngste gen Morgen. Bevor sie schieden, versprachen sie einander nach einem Jahre bei ihren Müttern zu Hause einzutreffen und gegenseitig mitzuteilen, was sie auf ihrer Reise gefunden und gesehen haben.

Der Aelteste kam in eine Stadt, wo er drei schöne Schwestern fand, die ihm sehr gefielen. Er dachte bei sich: die werden auch meinen Freunden gefallen. Ich will sie gleich mit mir nach Hause führen! Er hielt sogleich um sie an und als die Mädchen einwilligten, zog er mit ihnen nach Hause zu seiner Mutter und wartete auf die Rückkehr seiner Freunde. Das Jahr war noch lange nicht verflossen, und so beschloß unser Mann, seine Freunde aufzusuchen, damit sie nicht noch länger in der Welt herumziehen sollten. Er hatte ja drei Schwestern gefunden, die seinen Freunden gewiß auch gefallen werden. Er zog also von dannen und ließ die drei Schwestern bei seiner Mutter zurück. Dies war der alten Frau eben recht! Sie lief zu ihren Freundinen und sie beschlossen, die drei Mädchen zu tödten, damit ihre Söhne ledig bleiben, denn sie fürchteten, daß sie durch ihre Schwiegertöchter aus dem Hause

verdrängt werden könnten. Die Alte, bei welcher die drei Mädchen wohnten, schickte dieselben einzeln um Wasser und während sie am Brunnen standen, stieß sie das jüngste und dann das mittlere Mädchen hinab in das Wasser, wo sie gar bald ertranken. Das älteste Mädchen aber hatte die Alte belauscht und als es sah, was mit den Schwestern vorging, floh es aus dem Hause und versteckte sich in einem Walde.

Der Mittlere der drei Freunde ging indessen gen Norden weiter seines Weges, bis er endlich auch drei Schwestern fand, die ihm sehr gefielen. Er dachte auch bei sich: die werden auch meinen Freunden gefallen. Ich werde sie gleich mit mir nach Hause führen! Er hielt sogleich um sie an und als die Mädchen einwilligten, zog er mit ihnen nach Hause zu seiner Mutter und wartete auf die Rückkehr seiner Freunde. Da aber das Jahr noch immer nicht um war, so beschloß er, seine Freunde aufzusuchen, damit sie nicht noch länger in der Welt herumziehen sollten. Er machte sich also auf den Weg und ließ die drei Schwestern bei seiner Mutter zurück. Das war nicht wolgetan! Denn seine Mutter ließ die Mädchen Brot backen und während die Mittlere gerade Holz herbeischaffte, warf die böse Frau die älteste und jüngste Maid in den feurigen Backofen, wo sie zu Staub verbrannten; die Mittlere aber lief noch bei Zeiten von dannen und verkroch sich in einer Höhle.

Inzwischen wanderte der Jüngste der drei Freunde gen Morgen und kam endlich auch in eine große Stadt, wo er drei Schwestern fand, die ihm sehr gefielen. Er dachte sich: die werden auch meinen Freunden gefallen. Ich will sie gleich mit mir nach Hause führen! Er hielt sogleich um sie an und als die drei Schwestern einwilligten, zog er mit ihnen nach Hause zu seiner alten Mutter und wartete auf seine Freunde. Da

wurde ihm das Warten zu lang und er beschloß, seine Freunde aufzusuchen, damit sie nicht noch länger in der Welt herumziehen sollten. Er ging also von dannen und ließ die drei Schwestern bei seiner Mutter zurück. Nun, seine Mutter machte es gar kurz! Sie nahm ein scharfes Messer und erstach die beiden ältern Schwestern, die jüngste aber sprang noch bei Zeiten aus dem Bette und lief in den Wald, wo sie sich in einem hohlen Baum versteckte.

Die drei Freunde suchten einander vergeblich und als das Jahr um war, so kam ein Jeder von ihnen nach Hause und suchte seine drei Schwestern. Als sie dieselben nicht fanden, so frug ein Jeder seine Mutter wohin sie gekommen seien? Die Mutter des Aeltesten der drei Freunde sagte: „Lieber Sohn, ärgere dich nicht! aber ich bin nicht Schuld daran! Die drei Schwestern sind mit drei Soldaten durchgegangen. Ich glaube, es wäre darum sehr gut, wenn du deinen Freunden von den drei Schwestern nichts erzählst, denn sie könnten dich nur auslachen!“ Dem Mittleren der drei Freunde ergieng es ebenso. Als er seine Mutter nach den drei Schwestern frug, sagte diese: „Lieber Sohn, ich bedaure dich, aber ich kann nicht dafür! Deine drei Mädchen sind, als ich eben einmal tief im Schlafe lag, mit drei Jägern durchgegangen. Ich rate dir daher deinen Freunden hievon gar nichts zu erwähnen, denn sie würden dich nur auslachen!“ Dem Jüngsten der drei Freunde erging es ebenso. Als er seine Mutter frug wo sich die drei Schwestern befinden, antwortete diese: „Ja, lieber Sohn, das weiß ich eben nicht! Ich sah sie zum letztenmal, als sie mit drei Herren auf und davongingen. Ich glaube, es wäre gut, wenn du deinen Freunden hievon nichts erzählst, denn sie würden dich nur auslachen!“

Als sich nun die drei Freunde trafen, fragte einer den andern: „Na, hast du drei Schwestern gefunden?“ Da kratzte sich Jeder von ihnen seinen Schädel und sagte: „Nein!“ Hiemit gaben sie sich zufrieden und Jeder von ihnen ging seiner Arbeit nach. Es geschah aber, daß die Mütter der drei Freunde eine nach der andern starben und kurz vor ihrem Tode eine jede ihrem Sohne gestand, daß sie die drei Schwestern aus dem Wege geschafft habe. Die Mutter des Aeltesten gestand, daß sie die mittlere und jüngste der drei Schwestern getödtet habe, die älteste ihr aber bei Zeiten davongelaufen sei; die Mutter des Mittleren gestand, daß sie die älteste und jüngste der drei Jungfrauen getödtet habe, aber die Mittlere sei ihr entsprungen; die Mutter des Jüngsten der drei Freunde gestand ihrem Sohne, daß sie die älteste und mittlere der Schwestern getödtet habe, die Jüngste aber sei dem Tode entgangen und davongelaufen. Die drei Freunde begruben ihre Mütter und Jeder von ihnen beschloß, unverheiratet zu bleiben. Sie bauten sich ein Haus und wohnten von nun an miteinander gemeinschaftlich in Frieden und Glück.

Es geschah nun, daß einmal der Jüngste der drei Freunde in den Wald ging, um Holz zu fällen. Als er mit seiner Arbeit beschäftigt war, erblickte er nicht weit von sich ein Vöglein, das sich kraftlos am Boden wälzte. Er hob es auf und blies ihm in den Schnabel um es zu beleben. Als dies nicht half, so spie er ihm dreimal in den Schnabel, worauf das Vöglein zu sich kam und mit menschlicher Stimme also sprach: „Du bist ein Glückskind! denn deine Mutter hat keine Mädchen zur Welt gebracht, wohl aber von einem Vater neun Söhne, von denen du der Neunte bist![1]) Ich habe ein

[1]) Der neunte Sohn in einer durch kein Mädchen unter-

großes Korn verschlungen, an dem ich beinahe erwürgt wäre, wenn du mir nicht geholfen hättest. Du hast mir dreimal in den Schlund gespien und mich dadurch deine menschliche Stimme gelehrt! Für deine Mühe will ich dich auch belohnen. Ich weiß, daß du und deine Freunde durch euere Mütter mit den drei Schwestern, die ihr heiraten wolltet, verunglückt seid. Ich weiß auch, wo jede der drei Schwestern, die nicht getödtet wurde, sich befindet!" Hierauf sagte ihm das Vöglein, wo sich die Mädchen aufhalten. Freilich, die drei Freunde hatten nichts eiligeres zu tun, als sich die Mädchen abzuholen und Hochzeit zu halten. Ich war auch zugegen und habe dort ihre Geschichte gehört.

74.

Die bestrafte Schwiegermutter.

Es war einmal im Stamme der Kukuya [1]) eine junge, schöne Frau, die mit ihrem Manne wohl in Frieden lebte, aber mit ihrer Schwiegermutter sich nicht recht vertragen konnte. Als ihr Mann sie heiratete, war sie ein gar armes Mädchen, das weder ein Zelt noch einen Karren oder ein Pferd mitbekam; die Mutter ihres Mannes aber war reich und besaß Alles, was man benötigte. Also mußte die junge Frau ihrer Schwiegermutter gegenüber schweigen und stets den Kürzern ziehen. Sie war kaum zwei Jahre verheiratet, als ihr Mann starb und sie Wittwe wurde. Vor seinem Tode hatte

---

brochenen Kinderreihe hat ganz besondere sympathische Kraft; vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 346.

[1]) Ein Zigeunerstamm Siebenbürgens, S. das 3. Stück. Vgl. meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfey's Pantschatantra" (in der „Zeitsch. d. deutschen morgenl. Gesellschaft" Bd. XLII. S. 113 ff.)

ihr Mann zu seiner Mutter gesagt: „Süße Mutter, wenn ich sterbe, so soll meine Frau bei dir wohnen; du sollst sie nicht vertreiben, so lange sie lebt; denn sonst komme ich aus dem Todtenreich zurück und erwürge dich!“ Als nun der Mann starb, getraute sich die alte Frau nicht, ihre Schwiegertochter aus dem Zelte zu treiben, denn sie fürchtete sich, daß ihr Sohn heimkehrend, sie erwürge. Sie ließ ihre Schwiegertochter im Zelte wohnen, aber sah sie stets an, wie der Wolf das Lamm. Die Frau aber war jung und schön und so geschah es, daß sie gar bald einen Liebhaber fand, der sie im nächsten Herbste heiraten wollte. Dies war nun der alten Frau gar nicht recht; denn sie dachte bei sich: Es ist mir schon zu viel, meine Schwiegertochter hier in meinem Zelte zu haben; jetzt soll auch ihr zweiter Mann bei mir wohnen, meinen Karren, mein Pferd benützen! das geht nicht! . . . . So dachte die alte Frau und sann auf ein Mittel, um ihrer Schwiegertochter los zu werden. Sie war aber eine „kluge“ [2]) Frau, die viele Mittel kannte, mit denen sie kranke Menschen und Tiere heilte. Da sprach sie denn einmal abends zu sich: Ich habe viele Menschen geheilt, warum sollte ich nicht auch einmal einen Menschen tödten! —

Als es Nacht war und ihre Schwiegertochter schlief, nahm die alte Frau ein langes, dünnes Rohr, füllte dasselbe mit Gift und schlich sich dann zu ihrer Schwiegertochter. Diese schlief fest und die Alte blies mit dem Rohr das Gift der jungen Frau ein und nahm das Ende in den Mund. Nun wollte sie das Gift in den

---

[2]) Ueber die „klugen“ Frauen der Zigeuner s. meinen Artikel: „Zauber- und Besprechungsformeln der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner“ in den „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn“ (I. Bd. Jahrg. 1887).

Leib ihrer Schwiegertochter blasen; diese aber schnarchte tief auf, wodurch das Gift in den Mund der alten Frau getrieben ward. Die Alte riß nun das Rohr aus dem Munde der jungen Frau heraus und spie, was sie nur konnte; aber das Gift floß ihr doch in den Magen hinab und sie starb auch bald daran. Nun konnte die junge Frau ihren Liebhaber heiraten und erbte das Zelt, das Pferd, den Karren und Alles, was ihre gestorbene Schwiegermutter besessen hatte. Ich war selbst auf ihrer Hochzeit und hörte dort diese wunderbare Geschichte. [3])

75.

*Die genarrte Schwiegermutter. [1])

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hätten mit einander in Frieden gelebt, wenn nicht die Mutter des Mannes ein böses Weib gewesen wäre und ihrem Sohne alles Schlechte über ihre Schwiegertochter zugeflüstert hätte. Die junge Frau sagte häufig zu ihrem Manne: „Hör' nicht auf deine Mutter! die ist alt, blind und taub, und sieht und hört solche Dinge, die nie auf Erden waren!“ Der Mann versetzte dann stets: „Beweise mir also, daß meine Mutter blind und taub ist, dann will ich dir glauben!“

---

[3]) Die verwandten Fassungen dieses Märchens s. bei Benfey, Pantschatantra I, § 50, 51 S. 147; vgl. besonders die arabische Bearbeitung bei Wolff, Das Buch des Weisen, in lust- und lehrreichen Erzählungen des indischen Philosophen Bidpai (Stuttgart, 1839) S. 30; das arabische Original bei Silvestre de Sacy, Dalila et Dimna, ou fables de Bidpai (Paris, 1816) S. 94.

[1]) S. meinen Aufsatz: „Von den drei Frauen“ (in „Germania“ XX. Bd. S. 442 ff.) und Liebrecht a. a. O. S. 124.

Von nun an dachte die junge Frau stets nach, wie sie ihre Schwiegertochter so recht zum Narren halten könne. Da traf es sich einmal, daß die Alte mit einem Knecht hinaus auf's Feld gehen wollte, um zu pflügen. Die junge Frau besprach sich nun schnell mit dem Knecht, der die Alte auch nicht leiden mochte, und lief dann auf Seitenwegen auf ihr Feld, wo sie in einige Löcher Fische warf, die sie von zu Hause heimlich mitgebracht hatte. Drauf kehrte sie heim. Als nun der Knecht mit der Alten auf das Feld kam und pflügte, da fand die Alte in einem Loche Fische und rief: „Na, ich bin alt geworden und habe noch nie Fische auf trockenem Felde gesehen!" Sie steckte die Fische in den Sack. Indem sie weiterging, fand sie wieder ein Loch voll Fische und bald hatte sie alle Löcher gefunden, in denen Fische waren. Als sie abends mit dem Knechte nach Hause kam, erzählte sie voll Freude ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter, wo sie die vielen Fische gefangen habe. Ihre Schwiegertochter versetzte hierauf: „Das hat noch kein Mensch je gehört, daß auf trockenem Felde Fische leben! Wer weiß, was du wieder gesehen hast!" Auch der Mann glaubte nicht den Worten seiner Mutter und als diese den Knecht herbeirief und zu ihm sprach: „Du hast es ja auch gesehen, wo ich die Fische fand!" Da versetzte der Knecht: „Das kann kein Mensch gesehen haben, daß man auf trockenem Felde Fische findet!" Die Alte verschwor sich, die Fische auf dem Felde gefunden zu haben, aber ihr Sohn glaubte es ihr nicht und wenn sie von nun an ihm etwas über ihre Schwiegertochter beibringen wollte, da sagte er stets: „Ah ja! du bist schon blind und siehst Alles anders, als andere Menschen es sehen!" Und die Alte mußte schweigen.

76.

Die drei klugen Frauen. [1]

Es waren einmal drei Frauen, die galten im ganzen Dorfe für sehr klug und man wußte nicht, welche von den dreien die Klügste sei. Jede von ihnen hielt sich für die Klügste und daher kam es, daß sie sich stets aus dem Wege gingen und mit einander gar nicht verkehrten. Einmal aber trafen sie sich alle drei auf dem Wege, als sie aus der Stadt vom Jahrmarkt heimkehrten. Sie gingen nun nebeneinander her und sprachen von diesem und jenem und endlich sprachen sie auch über ihre Klugheit. Jede von ihnen wollte die Klügste sein und schließlich wetteten sie auf ein Faß voll Schnaps, das diejenige von ihnen erhalten sollte, welche ihrem Manne den besten Streich spielen könne.

Als sie nach Hause kamen, war es bereits Abend geworden und die erste Frau sprach zu ihrem Manne: „Lieber, ich habe in der Stadt gehört, daß heute nachts Räuber in unser Dorf kommen werden. Was sollen wir tun? Die Räuber werden uns bestehlen und wir haben nicht einmal einen Hofhund, der durch Bellen sie vertreiben könnte! Darum ist es gut, wenn du in die leere Hundehütte kriechst und wenn du Lärm hörst, laut bellst!" — „Ja," versetzte der Mann, „das wird gut sein!" und er ging hinaus, legte sich in die Hundehütte und bellte, was er nur bellen konnte; seine Frau aber ging zu den beiden andern klugen Frauen und als sie dieselben vor ihr Haus geführt hatte, erzählte sie ihnen, was sie mit ihrem Manne vorhabe. Hierauf versetzte die zweite Frau: „Das ist wenig! Ich habe meinem Manne einen bessern Streich gespielt! Hört nur! Heute

[1]) S. Anmerk. 1 zum 76. Märchen.

habe ich in der Stadt Fische gekauft und habe einem derselben, der viele kleine, feine Zähnchen im Munde hatte, den Kopf abgeschnitten und zu mir gesteckt! Als mein Mann zu mir kam und mit mir gar schön tat, da sprach ich zu ihm: „Höre, Lieber! laß mich in Ruhe und küsse mich nicht, denn ich habe ein Fischmaul!" Er aber stürmte los und ich nahm den Fischkopf zur Hand, und er blutete, als ich es zusammenpreßte. Mein Mann schrie nun auf, denn die Fischzähnchen hatten ihn ordentlich hergerichtet! Er sprang auf und riß auch den Fischkopf mit sich; als er diesen sah, rief er: „Na, wenigstens habe ich den Fischkopf abgerissen!" Also wer hat einen bessern Streich gespielt?" Die beiden andern Frauen gestanden, daß sie bislang den besten Streich gespielt hätte [2]); die dritte Frau aber sprach: „Na, wartet nur bis Morgen, dann werdet ihr sehen, was ihr noch nie gesehen habt!" Hierauf gingen sie nach Hause.

Am nächsten Morgen sprach die dritte Frau zu ihrem Manne: „Steh' auf, du Faulpelz! du weißt nicht einmal, was dir bevorsteht! Der Gensdarm war soeben hier und hat gesagt, daß heute jeder Mann ein Weib wird, der nicht dreimal um die Kirche herum nackt läuft!" Der Mann sprang aus dem Bette hervor und rief: „Was soll ich tun! ich werde halt auch nackt dreimal um die Kirche herumlaufen!" Und er zog sich nackt aus, lief auf die Straße und als er dreimal um die Kirche herumgelaufen war, kam er nach Hause,

---

[2]) Im Original heißt es: „gráyen kerelás" = ein Pferd machte (sie) d. h. sie machte ein Pferd aus ihm (aus ihrem Manne). Diese Wendung wird auch im Ungarischen bei ähnlichen Fällen gebraucht (lová tette = er machte ihn zum Pferde, d. h. er ließ ihn aufsitzen).

wo ihn Alle auslachten. Die Leute meinten, alle drei Frauen hätten ihre Sache gar gut gemacht und deßhalb müsse eine jede von ihnen ein Faß voll Branntwein den Dorfbewohnern schenken. Als die drei vollen Fässer ankamen, da gab's ein lustiges Leben; ich war auch dabei und habe mir einen ordentlichen Rausch geholt . . . . .

77.

*Der Bettler mit den drei Töpfen. [1]

Es war einmal ein Bettler, der pflegte jeden Samstag von Haus zu Haus zu gehen und sich Almosen zu sammeln. Auch am Ostersamstag ging er also einmal das Dorf entlang und bekam von den Leuten sehr viele Gaben. Sein Brotsack war schon gefüllt mit Kuchen und Fleisch und obendrein bekam er noch an einem Orte einen Topf voll Milch, an einem andern Orte erhielt er einen Topf voll Honig und der Schenkwirt gab ihm einen Topf voll Wein. Nun also trabte der Bettler nach Hause. Er wohnte weit draußen auf dem Felde in einer kleinen Hütte. Auf dem Wege wurde er müde und setzte sich in einen Schanzen nieder, um zu rasten. Er stellte die drei Töpfe vor seine Füße hin und besah sich die Gaben, die sich in seinem Sacke befanden. Er aß ein Stück Fleisch und ein Stückchen Kuchen, dann trank er vom Wein und begann über seine Armut nachzudenken. Er sprach also vor sich hin: „Warum kann ich nicht jeden Tag Fleisch und Kuchen essen, und Wein trinken? Nun, das kann nicht so bleiben! ich muß

[1] S. meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfey's Pantschatantra" (in der: „Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft" XLII. Bd. S. 137).

trachten, irgendwie reich zu werden!“ Er hob den einen Topf auf und trank ein wenig Wein. Dann sprach er weiter: „Ja, ja! ich muß reich werden! Dieser Wein ist sehr gut; ich trinke nichts mehr davon; ich will ihn verkaufen und Geld dafür bekommen. Für das Geld kaufe ich mir eine Henne; die legt Eier; aus den Eiern werden Hühnchen! Ja, dann kann ich Hühnerfleisch essen! Ich verkaufe auch die Milch, auch den Honig verkaufe ich! Dann habe ich viel Geld und kaufe mir auch ein kleines Schweinchen; wenn das groß wird, bekommt es Junge und dann kann ich Schweinefleisch essen! Ja, so tue ich es! Na, noch ein Tröpflein Wein trinke ich aber doch noch!“ Und er trank abermals ein wenig Wein, der ihm nun in den Kopf stieg. Er sprach weiter: Jetzt trage ich die Töpfe in meine Hütte und erst nach den Feiertagen verkaufe ich den Wein, die Milch und den Honig. Ich werde schon sorgen, daß meine drei Jungen nicht davon naschen können! Ja, ich habe meine liebe Plage mit diesen Rangen! Aber meine Frau, die sorgt schlecht auf die Kinder; sie läßt ihnen alles zu; aber ich, — ich werde die Kerle jeden Tag prügeln; von nun an werde ich sie schlagen, schlagen und immer nur schlagen! So, so werde ich die Kerle hauen, so! so! haue ich sie!“ Dabei schlug er mit Händen und Füßen um sich und schrie ineinemfort: „So, ja so! so werde ich die Kerle prügeln, so!“ Da auf einmal: „Klingklangklirr!“ Er hatte mit seinem Fuße den Honigtopf zertrümmert; dieser fiel auf den Milchtopf, der den Weintopf umschlug. Nun begann der Bettler zu jammern: „O mein Wein, mein Honig, meine Milch! O meine Hühner, o meine Schweine!“ Alles hatte er mit einem Fußtritt verloren . . . .

78.

Der Lügenmann.

Es war einmal ein sehr armer Mann, der hatte drei Söhne und als er starb, hinterließ er seinen Söhnen nichts als ein Pferd, einen Zaum und einen Sattel. Die Söhne teilten mit einander diese Sachen und der Aelteste erhielt das Pferd, der Mittlere den Sattel und der Jüngste bekam den Zaum. Nun sagten die drei Brüder zu einander: „Was sollen wir mit diesen Dingen anfangen?“ Da sagte der Jüngste: „Ob wir diese Sachen haben oder nicht, das bleibt sich gleich und keinem von uns ist es damit geholfen! Ich kenne aber einen Mann, der sehr reich ist. Dieser gibt jedem Menschen, der ihn im Lügen übertrifft, zwei Säcke voll Gold! Gehen wir hin und wetten wir mit ihm; vielleicht haben wir Glück!“

Die drei Brüder gingen also zum Lügenmann. Zuerst ging der Aelteste hinein und bot ihm die Wette an, indem er sagte: „Wenn du besser lügen kannst, als ich, dann gebe ich dir mein Pferd; wenn ich dich aber im Lügen übertreffe, dann mußt du mir zwei Säcke voll Gold geben!“ — „Gut!“ versetzte der Lügenmann, „wenn du besser lügen kannst, als ich, so gebe ich dir vier Säcke voll Gold! Also fang' an!“ Der älteste Bruder log nun, was er lügen konnte und als er fertig war, sprach der Lügenmann: „Also höre, Freundchen! Ich aß einmal Kirschen und verschlang auch die Kerne. Dann schloß ich mit einem Stopfen meinen Leib ab, damit mir nichts entgehe und aus den Kirschkernen wuchs mir ein Kirschbaum zum Mund heraus. In zwei Stunden reichte seine Spitze schon in den Himmel hinein und ich stieg auf den Baum und kletterte an seinen Aesten in den Himmel hinein. Als ich aus dem Himmel

wieder an den Aesten herabkletterte, da war inzwischen die Wurzel des Kirschbaumes in meinem Magen verfault. Ich riß daher den ganzen Baum heraus und verbrannte ihn! Nun sage mir, wer hat von uns Beiden gewonnen?" Der Aelteste gab dem Lügenmann sein Pferd und sagte: „Du hast gewonnen!"

Darauf ging der mittlere Bruder mit seinem Sattel zum Lügenmann und sprach also zu ihm: „Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du meinen Sattel haben; wenn ich dich aber übertreffe, dann sollst du mir zwei Säcke voll Gold geben!" Der Lügenmann versetzte: „Gut! Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du sechs Säcke voll Gold haben! Also fange an!" Der mittlere Bruder log nun, was er lügen konnte und als er fertig war, erzählte ihm der Lügenmann seine Geschichte vom Kirschenbaum. Als er fertig war, sprach der mittlere Bruder: „Du hast gewonnen!" und gab ihm seinen Sattel.

Drauf ging der Jüngste mit seinem Zaum zum Lügenmann und sprach also zu ihm: „Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du meinen Zaum haben; aber wenn ich besser lüge, als du, dann sollst du mir zwei Säcke voll Gold geben!" Der Lügenmann versetzte: „Gut! Wenn du mich im Lügen übertriffst, so sollst du acht Säcke voll Gold haben! Also fange an!" Der Jüngste aber sagte: „Fange du an! Du bist ja der Meister im Lügen!" Der Lügenmann erzählte nun seine Geschichte vom Kirschbaum und als er damit fertig war, sprach der jüngste Bruder: „Das ist noch gar nichts! Aber höre nur, was mir passirt ist! Einmal verschlang ich ein Rasiermesser und als ich es von mir gab, da schnitt es mir meine beiden Beine ab. Ich — in größter Galle wollte das Rasiermesser zerschmettern, aber ein Vogel ergriff es und flog damit in

den blauen Himmel hinauf! Ich, nicht faul, sprang ohne Beine in die Luft hinauf, ergriff den Vogel und zerschmetterte das Rasiermesser an einem goldenen Sterne. Als ich auf die Erde herabkommen wollte, stieß ich an den Mond, strauchelte und fiel kopfüber auf die Erde herab! Und was das schönste dabei ist: ich fiel gerade auf meine beiden auf der Erde stehenden abgeschnittenen Beine, die mir sogleich an den Leib wuchsen. — Also wer hat gewonnen?" Der Lügenmann versetzte: „Du hast gewonnen!" Und er gab dem Jüngsten acht Säcke voll Gold und noch acht Pferde dazu, die es ihm nach Hause trugen. Er teilte nun sein Gold mit seinen Brüdern und sie lebten Alle in Glück und Frieden bis an ihr seliges Ende.

79.

*Der schlaue Dieb.

Es war einmal ein Bursche, der war sehr arm und was er immer begann, nichts wollte ihm gelingen. Da beschloß er in die Welt zu ziehen und sein Glück zu suchen. Eines Tages machte er sich also auf den Weg und zog lange ohne Erwerb, von Ort zu Ort bettelnd durch das Land, bis er endlich in einen großen Wald kam, wo drei Räuber wohnten. Er bat auch von ihnen ein Almosen, doch die Räuber lachten ihn aus und sprachen: „Wir verdienen gar schwer das Geld und können dir nichts geben!" Der Bursche versetzte: „Ich möchte ja gerne arbeiten, aber Niemand will mir Arbeit geben!" Da lachten die Räuber und sprachen: „Gut, wir wollen dir Arbeit geben! Dort, unten im Dorfe sind die Bauern gar kluge Leute und haben mit uns auf tausend Dukaten gewettet, die sie uns zahlen, wenn wir ihnen binnen einer Woche auch nur einen Ochsen

stehlen können! Morgen ist der letzte Tag der Woche: wenn du dir die tausend Dukaten verdienen willst, so geh und stiehl den Bauern einen Ochsen und treib' ihn her zu uns! Dann müssen die Bauern uns die tausend Dukaten geben, die wir dir schenken wollen!" Der Bursche versetzte: „Gut, ich will es versuchen!" und bald ging er hinab ins Dorf. Dort freuten sich schon die Leute, daß morgen der letzte Tag der Woche sei und die Räuber ihnen tausend Dukaten zahlen müssen. Da hörte der Bursche den Dorfrichter sagen: „Morgen in der Frühe gehe ich mit meinen zwei Ochsen hinaus auf das Feld pflügen und wenn die Räuber kommen, dann seid gleich bereit sie zu vertreiben!"

Am nächsten Morgen zeitig in der Frühe kaufte sich unser Bursche einen Hahn, ging dann hinaus auf das Feld des Richters, wo er ihn rupfte und dann lebendig in die Erde vergrub, so daß nur sein Kopf hervorstach. Hierauf versteckte er sich in einen Schanzen. Bald kam der Richter mit seinen zwei schönen Ochsen herangefahren und begann zu pflügen. Als er an die Stelle kam, wo der gerupfte Hahn vergraben lag, da sprang dieser aus der Erde hervor und wollte davon laufen. Der Richter lief ihm nach und als er ihn gefangen hatte, lief er zum Ende des Dorfes, wo die Bauern versteckt saßen und den Räubern auflauerten. Der Richter erzählte ihnen die sonderbare Begebenheit und alle waren dermaßen erstaunt, daß sie darüber die Ochsen und die Räuber vergaßen. Unser Bursche aber lief zu den Ochsen, hieb dem einen den Schwanz ab, den er dem andern tief ins Maul steckte und trieb dann den schwanzlosen Ochsen eilig zu den Räubern in den Wald. Als der Richter zurückkam, fand er nur einen Ochsen vor und als er sah, daß dieser einen Ochsenschwanz im Maule habe, dachte er sich, dieser habe seinen Kame-

raden verschlungen. Erschreckt und fürchtend, daß auch noch ihn der Ochse verschlinge lief er davon und erzählte den Bauern die sonderbare Begebenheit. Während sie nun darüber hin und her sprachen, trieb der Bursche auch den zweiten Ochsen zu den Räubern. Bald darauf waren die guten Leute erstaunt, als die drei Räuber des Richters Ochsen vor sich hertreibend ins Dorf kamen und die tausend Dukaten forderten. Was sollten die Leute tun? Sie mußten die tausend Dukaten zahlen, die dann von den Räubern dem Burschen geschenkt wurden, der nun als großer Herr irgendwo lebt, wenn er bis jetzt noch nicht gestorben ist. Ja, Schlauheit geht über Klugheit und Kraft!

80.

*Der kluge Dumme. [1]

Es war einmal ein armer Mann, den die Leute für sehr dumm hielten. Er hatte eine einzige Kuh, die er jeden Tag hinaus in den Wald trieb und dort grasen ließ. Nun traf es sich, daß einmal drei Räuber in den Wald kamen und daselbst in einer Höhle ihre Wohnung aufschlugen. Diese drei Räuber stahlen Alles, was sie nur erreichen konnten und die Leute im Dorfe konnten ihnen nichts anhaben, denn sie tödteten Jeden, der sich ihnen entgegenstellte. Es traf sich nun einmal, daß der arme Mann seine Kuh aus dem Walde heimtrieb und die drei Räuber begegnete. Als sie ihn von ferne sahen, sagte der älteste der drei Räuber: „Das ist der ärmste Mann im Dorfe; lassen wir ihn in Frieden weiterziehen!“ — „Gut!“ entgegnete der Jüngste, „ich kenne ihn; er ist ein gar dummer Kerl; darum

[1]) Aehnlich ein Märchen der transsilvanischen Rumänen.

wollen wir ihm einen Streich spielen!“ Als sie den armen Mann mit der Kuh vor sich hatten, rief der jüngste der drei Räuber: „Ah! das ist eine schöne Kuh! Wenn du ihr aber den Schwanz und ein Horn abschnittest, so wäre sie noch schöner!“ Da nahm der dumme Mann sein Beil hervor und schlug der Kuh den Schwanz und ein Horn ab. Als dies die drei Räuber sahen, lachten sie und zogen davon. Ein anderes Mal begegneten sie wieder dem armen Manne, als er eben seine schwanzlose Kuh heimtrieb. Da rief der jüngste der drei Räuber: „Ah, das ist eine schöne Kuh! wenn du ihr aber die Ohren und ein Bein abschnittest, so wäre sie noch schöner!“ Da nahm der dumme Mann sein Beil hervor und schlug der armen Kuh die beiden Ohren und ein Bein ab. Als dies die drei Räuber sahen, da lachten sie und zogen weiter; die Kuh aber verreckte bald darauf.

Der arme Mann hatte jetzt nur noch einen Gaul, der sich vor Alter kaum mehr auf den Füßen hielt. Da dachte der arme Mann: Nun, die Räuber haben mich um meine Kuh gebracht, aber einen Gaul habe ich noch und den sollen sie mir teuer bezahlen! — Er verkaufte nun Alles, was er hatte und was er verkaufen konnte; mit dem gelösten Gelde aber ritt er auf seinem Gaul in den Wald und wartete auf die Räuber. Als er sie begegnete, ließ er heimlich hinter seinen Gaul einige hundert Kreuzer fallen und rief dann den Räubern zu: „Seid so freundlich und hebt mir das Geld auf, das mein Gaul hat fallen lassen!“ Da fragten ihn die Räuber: „Was, dein Gaul gibt Geld von sich?“ — „Ja,“ antwortete der arme Mann, „jetzt gibt er zwar nur kupferne Kreuzer, aber wenn ich ihm ordentlich zu fressen gebe, dann gibt er jeden Tag einige hundert Goldstücke von sich.“ — „Willst du ihn uns nicht verkaufen?“

fragten die drei Räuber den armen Mann. „O ja!“ versetzte dieser, „ich verkaufe ihn euch für Zehntausend Gulden.“ Die drei Räuber bedachten sich nicht lange, sondern schafften das Geld herbei, das sie dem armen Manne für den Gaul gaben. Sie zogen mit dem Pferde in die Höhle und gaben demselben das beste Futter zu fressen. Als sie nach einigen Tagen einsahen, daß der Gaul keine Goldstücke fallen lasse, da ergrimmten sie gar sehr und lauerten dem armen Manne auf. Als sie ihn einmal draußen auf dem Felde begegneten, da nahmen sie ihn gefangen und sprachen also zu ihm: „Du hast uns betrogen! Nun wollen wir dich in eine Kiste sperren und ins Wasser werfen!“ Sie taten auch also und sperrten den armen Mann in eine Kiste, welche sie zu einem Flusse trugen. Unterwegs legten sie die Kiste bei Seite und gingen in ein Wirtshaus, wo sie aßen und tranken. Da kam ein Schäfer mit seiner Heerde des Weges gezogen und als er die Kiste sah, ging er hinzu und klopfte auf den Deckel derselben. Als dies der arme Mann hörte, so rief er: „Laßt mich los, ich will kein Richter werden!“ Der Schäfer hörte diese Worte und fragte ihn, was sie zu bedeuten haben. Und der arme Mann antwortete ihm: „Ach! sie wollen mich im Dorfe zum Richter machen und ich will es nicht werden!“ — „Weißt du was,“ sagte da der Schäfer, „ich sperre die Kiste auf und lasse dich heraus; ich steige dann hinein und du sperre die Kiste ab. Ich will schon Richter werden und du nimm dafür meine Schafe.“ Und so geschah's. Der arme Mann kroch aus der Kiste und der Schäfer legte sich hinein und als die Räuber kamen, schleppten sie die Kiste weiter und warfen sie sammt dem Schäfer in den Fluß. Als sie nun nach Hause gingen, begegneten sie dem armen Manne, welcher seine Heerde vor sich trieb. Da riefen sie: „Was ist

das? wo hast du die vielen Schafe her?" Der arme Mann antwortete: „Ich habe sie im Flusse gefangen." — „Und sind da noch Schafe?" fragten ihn die Räuber. „O ja!" antwortete der Mann, „aber ihr müßt vorher mit mir zum Pfarrer kommen und euch weihen lassen!" Die drei Räuber gingen nun zum Pfarrer, dem der Mann heimlich ihr Vorhaben mitteilte. Als der Pfarrer die Räuber geweiht hatte, sperrte sie der Mann in eine Kiste und rief dann das ganze Dorf herbei. Die Kiste wurde nun mit den drei Räubern in den Fluß geworfen, wo sie alle ertranken; die Leute aber wählten den Mann, weil er sie von den Räubern befreit hatte, zu ihrem Richter und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er auch noch heute.

81.

Das Dorf der klugen Leute.

Es stand einmal ein Dorf oben im Gebirge ganz allein, von der Welt abgeschieden. In diesem Dorfe lebten Leute, die sich für gar klug und schlau hielten und jeden Fremden, der ihnen Rat gab, auslachten und sagten: „Das wissen wir besser! unsere Väter haben es so getan und waren dabei glücklich; warum sollten wir es anders machen?" So lebten sie denn glücklich und zufrieden mit sich selbst und hielten sich für die klügsten Leute der Welt.

Einmal fuhren einige Männer aus diesem Dorfe in den Wald, um Holz zu fällen. Da bemerkte Einer von ihnen eine Elster, die hoch oben auf einer Tanne in ein Loch schlüpfte. Er rief seinen Kameraden freudig zu: „Hört! dort oben in das Loch ist eine Elster hineingeschlüpft! Meine Großmutter hat mir einmal erzählt, daß die Elstern Gold und Silber stehlen und in

ihr Nest tragen. Wir sollten oben im Loche nachsehen, ob darin nicht Gold und Silber versteckt ist.“ — „Aber wie sollen wir hinauf gelangen?“ fragte ein Anderer. Darüber zerbrachen sie sich die Köpfe, bis endlich Einer sagte: „Ich hab's, Kameraden! wir steigen einander auf den Rücken und so kann der oberste in das Loch hineingreifen!“ Gesagt, getan. Der Stärkste stellte sich unter den Baum, ein zweiter kroch ihm auf den Rücken, auf den zweiten stieg ein dritter und so fort bis der Höchste das Loch erreichte. Er griff nun hinein und fing die Elster und rief: „Ich hab' den Vogel gefangen!“ Da riefen die Anderen: „Laß sehen!“ Der Unterste, der gar nichts sehen konnte, sprang aus der Reihe heraus, worauf alle übrigen herabstürzten und sich die Köpfe einschlugen.

Als sie mit zerschlagenen Gliedern nach Hause kamen, war das ganze Dorf in Aufruhr, denn der Glöckner hatte gemeldet, daß oben im Kirchturme wo die Glocken hängen, Gras gewachsen sei. Da sie sonst sparsame und fleißige Leute waren, so dachten sie nach, wie sie vom Grase oben am Turme Nutzen haben könnten. Da beschlossen sie den Gemeindestier mit Stricken auf den Turm hinaufzuziehen und das Gras abweiden zu lassen, damit es nicht zu Grunde gehe. Gesagt, getan. Sie banden den Stier an lange Stricke und zogen ihn in den Turm hinauf, aber schon während der Fahrt verreckte der Stier und die klugen Leute konnten nun sein Fell in der nächsten Stadt verkaufen, sich damit tröstend, daß sie eigentlich keinen Schaden erlitten haben, nachdem sie ja für das Fell Geld bekommen hätten.

Einmal war ein recht strenger Winter und die Leute in der Stadt benötigten viel Holz. Da beschlossen die klugen Leute ihren ganzen Holzvorrat den Städtern zu verkaufen. Sie taten es auch und nun hatten sie selbst

kein Holz zum Heizen. In ihrer Not verfielen sie auf den Gedanken, ihre Zimmer mit dem Sonnenschein zu wärmen. Sie legten vor die Türen ins Freie große Säcke und ließen die Sonne hinein scheinen; dann banden sie die Säcke zu und trugen sie in die Stube, wo sie dieselben öffneten und die Wärme ins Zimmer strömen ließen. Doch die Wohnungen blieben kalt und die klugen Leute erfroren beinahe.

Im nächsten Frühjahr überschwemmte das Wasser die ganze Gemeinde und zerstörte alle Gebäude von Grund aus. Da beschlossen die klugen Leute auszuwandern und schickten zwölf Männer aus, die einen geeigneten Ort suchen sollten, wo sie sich Alle niederlassen könnten. Die zwölf Männer zogen nun aus, um einen Ort zu suchen und gelangten gegen Mittag an einen großen Fluß, wo sie sich ermüdet niedersetzten. Da blickte Einer von ihnen bestürzt auf die Andern und rief: „Wir sind doch zwölfe von zu Hause aufgebrochen und nun sind wir nur elfe hier!“ Er zählte und zählte seine Genossen und zählte immer nur elf, denn sich zählte er nicht mit. Da kam ein Wanderer des Weges, den baten sie, er solle sie doch abzählen, denn sie seien zwölfe von zu Hause fortgezogen, nun aber wären sie nur elf Männer da. Der Wanderer zählte: eins, zwei, drei — bis elf und berührte einen jeden mit seinem Stabe, beim Zwölften aber, der vordem die Genossen abgezählt hatte und nur elfe vorfand, dem versetzte er einen derben Schlag und sagte: „Zwölf!“ Nun freuten sie sich gar sehr, daß Keiner von ihnen fehlte. Der Wanderer ging weiter, sie aber setzten sich ans Ufer des Flusses nieder und warteten und warteten, bis daß das Wasser abfließe, damit sie hinüber könnten; und vielleicht warten sie auch noch heute darauf, wenn sie nicht zufällig Jemand zu einer Brücke geführt hat.

82.

*Der Stier.[1]

Es lebte einmal draußen in der Türkei eine alte Frau, die so arm war, daß sie nichts besaß als nur einen einzigen Stier. Einmal ging sie in den Stall, sah sich ihren Stier an und seufzte: „O wärest du eine Kuh! da hätte ich wenigstens Milch und Butter!“ Drauf wurde der Stier so wild, daß er Niemanden mehr in seine Nähe kommen ließ. Die alte Frau wußte nun nicht, was sie mit ihrem Stier anfangen solle. Da träumte ihr einmal in einer Nacht, daß eine rotgekleidete Frau zu ihr gekommen sei und ihr gesagt habe: „Laß ihn von einer Jungfrau pflegen und dann wird er dich ernähren!“ Als die Alte aufwachte, ging sie sofort ins Dorf und erzählte einer Frau ihren Traum und sagte ihr auch noch, daß sie mit ihr das viele Geld teilen wolle, welches sie vom Stiere erhalte, sobald er von ihrer Tochter gepflegt werde. Die Frau gab also der Alten ihre Tochter. Als nun die Maid zum Stier in den Stall trat, sagte sie: „Daß du krepirtest!“ Kaum hatte sie das gesagt, fiel sie um und starb. Drauf suchte die alte Frau ein anderes Mädchen für ihren Stier und als sie es in den Stall führte, da sagte auch diese Maid: „Daß du krepirtest!“ Sie fiel drauf um und starb. Als nun die alte Frau ein drittes Mädchen für ihren Stier suchte, fand sie eine arme Waise, die ihr gerne in den Stall zum Stiere folgte. Die Maid trat an ihn heran, streichelte ihn und sprach: „Ich werde dich hegen und pflegen!“ Da verwandelte sich der Stier in einen wunderschönen Jüngling, d e s s e n H a a r e

[1]) Dies Märchen enthält wohl Reminiscenzen an den Sonnenmythus.

wie die Sonne glänzten. Er umarmte sein Liebchen und als sie ein Paar wurden, lebten sie mit der alten Frau zusammen in Glück und Frieden und wurden gar reiche Leute, denn Alles, was der schöne Mann berührte, wuchs und gedieh.

83.

*Die schlaue Mutter.[1]

Es war einmal eine arme Zigeunerin, die ging zur Winterszeit in die Stadt, um Besen zu verkaufen. Sie hatte zwei kleine Kinder, die sie in der Erdhöhle[2]) nicht zurücklassen konnte; sie nahm sie also mit sich in die Stadt. Als sie dort ihre Besen verkauft hatte, kehrte sie heim in die Höhle; unterwegs aber begegnete sie auf dem schneebedeckten Felde einen großen Wolf, der stracks auf sie losrannte. Da sagte die Zigeunerin zu ihren Kindern: „Nun schreit so laut ihr nur könnt: ‚Wolfsfleisch! Wolfsfleisch‘!“ Die Kinder schrieen nun aus voller Kehle: „Wolfsfleisch! Wolfsfleisch!“ Als dies der Wolf hörte, blieb er stehen und fragte die Frau: „Was schreien deine Rangen?“ Die Zigeunerin versetzte: „Sie schreien ‚Wolfsfleisch! Wolfsfleisch!‘ Denn das Fleisch der Wölfe essen sie für ihr Leben gern! Siehst du nicht, wie fest ich sie halten muß! Laß' ich sie los, so zerreißen sie dich!“ Die Kinder schrieen inzwischen fortwährend: „Wolfsfleisch! Wolfsfleisch!“ Da erschrack der Wolf und rannte davon. Er begegnete einem müden Fuchs, der rief ihm zu: „Wohin, Herr Vetter? Wohin so eilig?“ Der Wolf blieb stehen und

---

[1]) S. meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfeys Pantschatantra“ a. a. O. S. 139.

[2]) S. Anmerk. 3 zum 63. Märchen.

erzählte seinem Vetter, er habe eine Zigeunerin mit zwei Kindern begegnet, die hätten fortwährend geschrieen: „Wolfsfleisch! Wolfsfleisch!“ Hätte die Frau die Kinder nicht zurückgehalten, so hätten sie ihn, den Wolf, zerrissen und gefressen. — Da lachte ihn der Fuchs aus und sprach: „Du bist doch ein dummer Kerl Vetter Wolf! dich können sogar kleine Kinder in die Flucht schlagen! Ich bin müde und kann also nicht mit dir zurückkehren! Aber, — weißt du was! mit diesem Strick binde mich an deinen Rücken, damit ich nicht herabfalle und laufe, so du nur laufen kannst, zurück. Wir werden die Frau mit den beiden Rangen noch einholen können und dann fressen wir sie auf!“ Der Wolf band also den Fuchs an seinen Rücken fest und lief der Frau nach. Als dieselbe sie ansichtig wurde, da rief sie: „Du bist ein fauler Kerl, du Fuchs! Du hast mir versprochen drei Wölfe zu bringen und nun bringst du mir nur einen! Was sollen meine beiden Kinder an einem Wolfe fressen?“ Als dies der Wolf hörte, da machte er Kehrt und lief nun, was er laufen konnte. Der Fuchs rutschte vom Rücken des Wolfes herab, konnte aber den Strick nicht schnell aufbinden und wurde an den Steinen zerschellt; der Wolf aber lief blindlings vorwärts, fiel in eine tiefe Grube und brach sich das Genick.

84.

*Die Zigeuner und der Wolf.

Es gingen einmal drei Zigeuner zur Winterszeit aus ihren Erdhöhlen [1]) hinein in die Stadt und kauften sich Brot und Fleisch, das sie ihren Weibern und Kin-

[1]) S. Anmerk. 3 zum 63. Märchen.

dern nach Hause bringen wollten. Auf dem Heimwege fanden sie einige Scheite Holz, die sie auch mitnahmen. Als sie weiter gingen, lief ein großer, großer Wolf herbei und verschlang die drei Zigeuner sammt dem Brot und Fleisch und dem Holz. Da saßen nun die armen Zigeuner im Bauche des großen Wolfes und wußten nicht, wie sie herauskommen sollten. Der Jüngste wurde hungrig und zündete das Holz an, um sich ein Stück Fleisch zu braten. Das aber gefiel dem Wolfe nicht und hast du 's gesehen! er drückte und drückte, bis daß Fleisch und Brot, Feuer und Holz sammt den drei Zigeunern zu seinem Leibe herausfielen. Das Fleisch war inzwischen gar gebraten und die Zigeuner aßen nun ganz wohlgemut als ich des Weges kam. Sie erzählten mir diese schaurige Geschichte, und wie ich sie gehört habe, so teilte ich sie euch mit.

85.

Der Fuchs und der dumme Pope. [1]

Es war einmal ein gar strenger Winter und der Meister Fuchs fand weit und breit keine Nahrung. Hungrig und traurig saß er in einem Graben und dachte nach, wie er zu einem Bissen Fleisch gelangen könne. Da sah er in der Ferne einen Walachen auf einem Wagen fahren. Er kannte den Mann und wußte, daß derselbe stets Fische zur Stadt führe. Schnell sprang er auf, lief hinaus auf die Straße, wo er sich niederlegte und alle vier Beine von sich streckte. Als nun der Walach heranfuhr, hielt er den Wagen an und indem er von demselben herabstieg, sprach er vor

[1] Pope = Pfarrer; so heißen die Rumänen ihre Dorfgeistlichen.

sich hin: „Dieser Fuchs ist todt; ich werde ihn mit zur Stadt nehmen und dort sein Fell verkaufen!“ Hierauf warf er den Fuchs hinauf auf den Wagen und fuhr weiter. Das wollte ja eben Meister Fuchs, der nun einen Fisch nach dem andern vom Wagen herabwarf und als er schon eine Menge Fische hinunter geworfen hatte, da sprang er selbst herab und sammelte die Fische vom Wege auf. Einen großen Teil derselben fraß er gleich auf, den Rest aber packte er zusammen und schleppte ihn heimwärts. Auf dem Wege begegnete er den Popen des nächsten Dorfes und grüßte ihn höflich, indem er sagte: „Gott segne Euch, hochkluger Herr! Gesegnet sei Euer Weg!“ Der Pope blieb stehen und sprach: „Du bist höflich geworden, Füchslein! Du bist also auch ein guter Christ und frißt in den Fasten auch nur Fische! Aber sag' an, woher hast du diese vielen Fische?“ Der Fuchs versetzte: „Ja, hochkluger Herr! Jetzt ist Fastenzeit und ich esse auch nur Fische, die ich auf leichte Weise mir verschaffe! Wenn Ihr wollt, so führe ich Euch auch an den Ort, wo Ihr in einer Stunde viele hundert Fische fangen könnt!“ — „Ja, Füchslein“, versetzte der Pope, „das kannst du tun! Ich will dafür den Bauern im Dorfe sagen, daß sie dir von nun an kein Leid zufügen sollen, denn du seiest ja auch ein guter Christenmensch!“ Hierauf führte er den Popen zu einem Fluß der zugefroren war und hieß ihn ein Loch ins Eis zu schlagen. Als der Pope ein Loch gemacht hatte, sprach zu ihm der Fuchs: „Nun also, hochkluger Herr! Ich fange die Fische mit meinem Schwanze, indem ich denselben durchs Loch ins Wasser hinablasse und eine Stunde lang ruhig sitze; dann zieh ich ihn heraus und mit ihm viele hundert Fische, die sich daran angebissen haben! Ihr habt zwar keinen Schwanz; aber das macht nichts! Steckt Euere linke

Hand ins Wasser und rührt Euch nicht! Es wird Euch das kalte Wasser ein wenig zwicken, aber haltet nur aus bis daß ich ins Dorf laufe und die Bauern herschicke, damit sie Euch die vielen Fische nach Hause schaffen; denn Ihr könnt sie allein nicht tragen!" Der Pope streckte seinen ganzen Arm ins Wasser hinein, denn er wollte recht viele Fische fangen; — während der Fuchs eilig durchs Dorf lief und den Bauern zurief: „Nehmt euch Stöcke und lauft schnell zum Fluß, denn in eueren Popen ist der Teufel gefahren, er will ihn in den Fluß hinabziehen!" Hierauf lief der Fuchs heimwärts, die Bauern aber rannten mit Knütteln und Stöcken versehen zum Flusse, wo sie ihren Popen ruhig auf dem Eise sitzen fanden. Sie schlugen nun tüchtig auf ihn los, um den Teufel aus ihm zu treiben und erst als sie sich gegenseitig verständigten, wußten sie, daß sie Alle der Fuchs zum Narren gehalten habe.

86.

*Das kluge Lämmchen.[1]

Ein Lämmchen verirrte sich einmal von der Heerde und begegnete einem Wolfe, der es sofort in seinen Sack steckte und nach Hause in seine Höhle trug. Seine Frau war nicht daheim und der Wolf sprach also zu seinem einzigen Söhnchen: „Gib Acht auf diesen Sack! Ich gehe nur deine Mutter zu holen, dann werden wir gut essen und trinken!" Hierauf ging der alte Wolf zurück in den Wald, um seine Frau zu suchen. Da beroch der kleine Wolf den Sack und das Lämmchen begann

[1]) Vgl. das norwegische Märchen vom kleinen Schmierbock und piemontesisch vom Piccolino bei Gubernatis a. a. O. S. 456.

zu stöhnen. Der junge Wolf rief: „Wer ist im Sack?“ „Ich, das Lämmchen!“ erhielt er zur Antwort. Hierauf fragte der kleine Wolf: „Und was machst du im Sack?“ Da sprach das Lämmchen also: „Dieser Sack ist ein solcher, daß wer drinnen sitzt und sich eine Stunde lang ruhig verhält, ohne ein Wort zu sprechen oder sich auch nur zu rühren, der findet dann so köstliche Speisen im Sack, wie er solche nie im Leben anderswo finden kann! Ich habe mich soeben satt gegessen! Wenn du hereinkriechen willst, so binde den Sack auf!“ — „Das will ich gerne tun,“ versetzte der kleine Wolf und band den Sack auf. Hierauf sprang das kluge Lämmchen heraus. Nun kroch der kleine Wolf in den Sack, welchen das Lämmchen zuband und sich rasch aus der Wolfshöhle entfernte. Glücklich erreichte es die Heerde und war nun sicher vor den Wölfen.

Nun kam der alte Wolf mit seiner Frau nach Hause und sprach: „Also mache nur Feuer und stelle den Kessel mit Wasser hin! damit wir es kochen!“ Die Wölfin tat also, wie ihr Mann es befohlen. Als das Wasser siedete, da sprach der Wolf: „Wenn jetzt nur unser Söhnchen nach Hause käme! Ich habe dem Kerl gesagt, daß er hier bleiben und den Sack bewachen soll! Na, er soll nur nach Hause kommen, ich werde ihm schon geben!“ Hierauf nahm er den Sack und schüttete denselben in das heiße Wasser aus. Da fiel der junge Wolf in den siedenden Kessel und konnte von seinen Eltern nur mit schwerer Mühe, doch nicht mit heiler Haut gerettet werden. Er blieb zwar am Leben, aber verlor die Hälfte seines Pelzes, die ihm nimmermehr nachwuchs. Da schworen die Wölfe ewige Feindschaft den Lämmern, die sie auch bis heutigen Tag noch halten.

87.

*Das schlaue Hühnchen.

Es war einmal ein Hühnchen, das wollte seiner Mutter nicht folgen und als dieselbe sich einmal im Hofe mit Scharren und Kratzen beschäftigte, da flog unser Hühnchen über den Zaun hinaus in das Feld, wo es Samen und Würmer in Hülle und Fülle fand. Nun lebte es in Freuden seine Tage, bis eben eines Abends ein Fuchs unser Hühnchen abfing und es fressen wollte. Da bat das Hühnchen den Fuchs also: „Laß mich leben bis der Herbst kommt. Im Sommer werde ich fett; dann lege ich Eier und werde Junge ausbrüten. Am St. Michaelistage komme her und ich werde dir dann alle meine Jungen zuführen, damit du sie auffrißt!" Der Fuchs war eben nicht hungrig und sprach also zum Huhn: „Gut, am bestimmten Tage werde ich herkommen; doch wenn du dich hier nicht einfindest, so werde ich dich schon suchen und unter den größten Martern sollst du und die Deinigen dann sterben!" Das Huhn versprach, sich pünktlich zu stellen, worauf der Fuchs es laufen ließ.

Der Sommer kam und das Huhn legte hundert Eier und brütete hundert Junge aus und als dieselben herangewachsen waren, kam auch der St. Michaelistag heran. Das Huhn machte sich also an diesem Tage mit seinen hundert Jungen auf den Weg, um dem Fuchs an Ort und Stelle zu begegnen. Die hundert Jungen kamen mit ihrer Mutter an einem Felde vorüber, wo der Weizen in dichten langen Aehren stand. Da sprach das Huhn zu seinen Jungen: „Nehme Jedes von euch eine Aehre in den Schnabel und wenn ich euch rufe, dann kommt langsam heran!" Hierauf ging das Huhn noch ein kurzes Stückchen Weges und kam an die Stelle,

wo sich der Fuchs bereits eingefunden hatte. Als dieser das Huhn allein kommen sah, rief er: „Also, wo sind deine Jungen? Es scheint mir, du willst mich betrügen!“ — „O nein!“ versetzte das Huhn, „meine Jungen werden gleich nachkommen!“ Hierauf rief das Huhn seine Jungen herbei. Diese kamen auch langsam heran und der Fuchs fragte das Huhn: „Was tragen deine Jungen im Schnabel?“ — „Fuchsschwänze“, entgegnete das Huhn, „sie reißen allen Füchsen zuerst die Schwänze aus, bevor sie dieselben verzehren!“ Da erschrack der Fuchs und hast es du gesehen! er lief davon und wollte nichts mehr mit Hühnern zu schaffen haben. [1])

88.

*Der Fuchs und der Krebs. [1])

Ein Fuchs lag im Grase am Ufer eines Bächleins, als ein Krebs aus dem Wasser hervorkroch und sich auf dem warmen Sande sonnen wollte. Da sprach zu ihm der Fuchs: „Du ungeschickter Kerl, wie getraust du dich das Wasser zu verlassen! Wenn Jemand kommt, so kannst du dich nicht einmal ins Wasser zurückziehen und mußt dein Leben lassen; so langsam und ungeschickt bist du!“ — „So!“ versetzte der Krebs, „mit deiner

---

[1]) Der Fuchsschwanz findet sich in Verbindung mit Kornähren auch in der Sage von Simson. Nicht nur der römische Schriftsteller Sextus Empiricus schreibt, daß ein Fuchsschwanz, einem schwachen Ehemann an den Arm gehängt, demselben von großem Nutzen sei, — auch die Zigeuner wissen aus dem Schwanzfleische des Fuchses eine Salbe von geheimnißvoller Kraft zu brauen, die sie zu recht hohen Preisen verkaufen. Vgl. Gubernatis a. a. O. S. 446.

[1]) Vgl. Strickers bîspel vom Fuchs und Krebs (Goedecke, Mittelalter S. 637).

Schnelligkeit kann ich es noch immer aufnehmen! Hör', ich will soeben von hier auswandern und in den Bach jenseits jenes Berges ziehen! Wetten wir also, daß ich den Bach früher als du erreiche!" — „Gut, es gilt!" sagte der Fuchs, „wenn ich gewinne, so fresse ich dich auf; gewinnst aber du, so will ich dir tagtäglich ein ganzes Jahr hindurch ein Stück Fleisch bringen!" Da lachte der Krebs und sprach: „Angenommen! Ich gebe dir noch drei Schritte vor und doch werde ich dich überholen! Nun also laufen wir!" Als der Fuchs zu laufen begann, hatte sich schon längst der Krebs an seinem buschigen Schwanz angebissen und als er den Bach jenseits des Berges erreichte, schwenkte er sich rasch mit seinem Schwanze um und wollte nach dem Krebse sehen. Da fiel der Krebs weithin nach vorwärts und rief dem Fuchse zu: „Na, kommst du denn endlich! Ich bin schon seit einer Viertelstunde hier!" Aergerlich entfernte sich der Fuchs und mußte von nun ein volles Jahr hindurch dem Krebse tagtäglich ein Stück Fleisch bringen.

89.

*Der Storch und die Krebse. [1]

In einem Walde befand sich ein großer Teich, in welchem viele Fische, Krebse und Frösche lebten; am Ufer stand ein Storch, der war alt und schwach geworden und konnte sich seine Nahrung nicht mehr erjagen. Wenn er nach einem Fische oder einem Frosche schnappte, so tat er dies so langsam und kraftlos, daß

---

[1]) Vgl. Benfey, Pantschatantra I, S. 174 § 60 ff.; II, S. 58 und meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfeys Pantschatantra" a. a. O. S. 122.

ihm die Beute stets entwischte. Er war daher dem Verhungern nahe und stand eines Tages wieder vor dem Teiche, indem er nachdachte, was er eigentlich beginnen solle, um nicht zu verhungern. Da fiel ihm ein kluger Gedanke ein und er begann mit seinem langen Schnabel vor Freude laut zu klappern. Die Fische, Krebse und Frösche erschracken darüber und wollten sich schon vor dem Storche verstecken, als dieser also zu ihnen sprach: „Fürchtet euch nicht mehr vor mir! Ich will euch kein Leid mehr zufügen, denn ihr werdet ja ohnehin bald zu Grunde gehen!“ Da fragten ihn die Tiere: „Warum sollen wir zu Grunde gehen?“ Der Storch versetzte: „Vor einigen Tagen stand ich wieder an diesem Orte, als zwei Fischer vorüber gingen und einander erzählten, daß sie in diesem Sommer das Wasser aus jedem Teiche des Landes ausschöpfen werden. Nur in einem Teiche, der mitten im Lande liege, werde das Wasser bleiben; so hätte es ihnen der König aufgetragen. Schöpfen sie nun das Wasser auch aus diesem Teiche, so müßt ihr zu Grunde gehen und ich will lieber vor Hunger sterben, als daß ich euer Unglück mit ansehe; darum will ich mich zu Tode fasten, damit ich euer Unglück nicht erlebe!“ Hierauf begann er zu seufzen und zu weinen. Die Fische, Krebse und Frösche erschracken über diese Nachricht und fragten den Storch: „Was sollen wir nun anfangen?“ Der Storch versetzte: „Ich weiß das nicht! Wenn ihr hier nicht sterben wollt, so müßt ihr in den Teich gehen, der mitten im Lande liegt und dessen Wasser die Fischer nicht ausschöpfen werden.“ Da riefen die Tiere: „O wehe! was sollen wir anfangen? wir können ja nicht so weit gehen!“ Der Storch versetzte hierauf: „Halt! da fällt mir was Kluges ein! Ich kann ja fliegen und will euch in den Teich tragen, der mitten im Lande

liegt. Doch ist es weit bis hin und ich bin schon alt und schwach und kann daher täglich nur dreimal zum Teiche und zurück fliegen. Dann will ich ja jedesmal gerne einige von euch auf meinen Rücken laden und in den andern Teich überführen!“ Da riefen die Tiere: „Gut ist es! du bist ein trefflicher Freund in der Not und wir werden uns dir dankbar erweisen!“ Der Storch machte sich sogleich an die Arbeit und lud sich zehn Fische und zehn Frösche auf den Rücken, worauf er von dannen flog. Mitten im Walde ließ er sich nieder und verzehrte gemütlich die Fische und Frösche. So machte er es von nun an jeden Tag dreimal. Da fragten ihn einmal die Krebse: „He, Vetter! du führst stets nur Fische und Kröten von dannen, uns aber willst du hier lassen, bis daß die Fischer kommen und das Wasser auch aus diesem Teiche ausschöpfen!“ Hierauf versetzte der schlaue Storch: „Fürchtet euch nicht! die Fischer haben noch aus drei großen Teichen das Wasser herauszuschöpfen, dann erst kommen sie her an diesen Teich! Bis dahin führe ich euch auch schon in den Teich, der mitten im Lande liegt!“ Bei sich aber dachte der Storch: Ich muß auch einmal Krebse essen! — und er lud sich zehn Fische und zehn Krebse auf den Rücken und flog von dannen. Als er sich mitten im Walde niederließ und die Fische verzehrte, da riefen die Krebse, die sich noch immer auf seinem Rücken befanden: „O wehe! wir sind betrogen! Na, warte du alter Bösewicht!“ Und ehe sich der Storch versah, packten ihn die Krebse mit ihren Scheeren an der Kehle und zwickten ihn so scharf und kräftig, daß er bald todt zu Boden fiel. Hierauf schnitten sie ihm den langen Hals ab und trugen denselben zu ihrem Teiche zurück, den anderen Tieren aber erzählten sie die Treulosigkeit des Storches und seit der Zeit glauben die Fische, Frösche

und Krebse keinem Storche mehr und gehen ihm aus dem Wege.

90.

*Die Schwalbe und der Frosch.[1])

Am Ufer eines kleinen Baches saß einmal ein Frosch und fing sich Fliegen und Mücken. Da kam eine Schwalbe herangeflogen und sprach also zum Frosch: „Das ist doch schlecht eingerichtet! Ich, der schnelle Vogel, habe heute nur einige Mücken erhascht, während du, langsamer Frosch, im Grase sitzst und eine Fliege nach der andern verschlingst!“ Hierauf versetzte der Frosch: „Mit deiner Schnelligkeit ist's nicht weit her! Ich schwimme im Wasser bedeutend schneller, als du in der Luft fliegen kannst!“ — „Gut!“ sagte hierauf die Schwalbe, „wir wollen es einmal versuchen! Schwimme du im Wasser und ich fliege den Bach entlang. Dann werden wir ja sehen, welcher von uns Beiden der Schnellere ist!“ Der Frosch versetzte: „Heute bin ich nicht dazu aufgelegt, aber morgen können wir es versuchen; doch auch dann nur unter der Bedingung, daß derjenige, welcher zuletzt an's Ziel gelangt, dem andern den ganzen Sommer hindurch täglich hundert Fliegen zu liefern hat!“ — „Gut,“ sagte die Schwalbe, „angenommen! Morgen zeitig in der Frühe werde ich herfliegen!“ Hierauf flog sie von dannen, der Frosch aber rief seine ganze Sippschaft zusammen und sprach also zu seinen Stammge-

---

[1]) Vgl. die siamesische Fabel vom Vogel Khruth und der Schildkröte, welche Prof. Dr. A. Bastian im „Orient und Occident“ veröffentlicht hat Die Schwalbe entspricht hier dem indischen Vogel Garuda (die Sonne), der Frosch der Schildkröte (der Mond), vgl. Gubernatis, a. a. O. S. 622.

nossen: „Ich habe mit der Schwalbe gewettet, daß ich schneller schwimmen kann, als sie fliegen. Nun, das ist einmal nicht wahr! aber daß es wahr werde, dazu müßt ihr mir behülflich sein. Morgen zeitig in der Frühe stelle ein Jeder von euch sich im Bache auf und zwar je zehn Klafter weit von einander entfernt. Kommt nun die Schwalbe über's Wasser geflogen, so schreie Jeder von euch: ‚Ich bin schon da!' Hört ihr!" Die Frösche versprachen es zu tun und gingen nun nach Hause.

Am nächsten Tage zeitig in der Frühe kam die Schwalbe herangeflogen und sprach also zum Frosch: „Bist du fertig?" — „Ja!" versetzte der Frosch, „ich bin fertig! Du wirst also bis zum Ende des Baches, dort wo er sich in den großen Fluß ergießt, fliegen und von da wieder her zurück; ich aber werde im Bache bis an sein Ende schwimmen und von da wieder her zurück!" Hierauf flog die Schwalbe den Bach entlang, während der Frosch ins Wasser sprang und ruhig an einer Stelle blieb. Die Schwalbe fand überall einen Frosch, der ihr entgegenrief: „Ich bin schon da!" Und als sie zurückflog, rief ihr der Frosch, mit dem sie gewettet hatte, zu: „Ich bin vor dir hier angelangt! Du mußt mir also den ganzen Sommer lang täglich hundert Fliegen bringen!" Und dies tat denn auch die arme betrogene Schwalbe und der Frosch lebte den ganzen Sommer hindurch ohne Sorgen.

91.

Das Eichhörnchen und der Fisch.[1])

An einem großen Flusse stand einmal ein großer Nußbaum; auf diesem wohnte ein Eichhörnchen, unten

[1]) Das „Eichhörnchen" ist im Zigeunerischen weiblichen

im Flusse aber lebte ein großer Fisch, der oft zum Nußbaum kam und das Eichhörnchen um Nüsse bat. Das Eichhörnchen warf dann Nüsse hinab in den Fluß und der Fisch trug dieselben hinab in das Wasser zu seiner Frau, die sie sehr gerne aß. Einmal sprach die Frau zu ihrem Mann: „Höre, das Fleisch des Eichhörnchens wird wie Nüsse schmecken! Geh' und bringe das Eichhörnchen, ich will es essen!" Der Fisch wollte nicht und sprach: „Das Eichhörnchen hab ich lieb und will nicht, daß es sterbe.' Da wurde seine Frau zornig und sprach: „Ich weiß, daß du das Eichhörnchen liebst, denn es ist ja auch ein Weib; ich weiß, daß du oft bei ihm schläfst! Darum will ich, daß du es mir bringst!" Da ging der Fisch zum Eichhörnchen und sprach: „Liebe, komm' zu mir in mein Haus! Ich trage dich auf meinen Rücken hin; du wirst dann im Wasser nicht ertrinken! Komm', wir haben gutes Essen!" Das Einhörnchen stieg also auf den Rücken des Fisches und als sie auf dem Wasser waren, sprach der Fisch: „O du Arme! du wirst sterben, denn meine Frau will dich essen!" Da erschrack das Eichhörnchen und sprach: „Mein Herz ist nicht bei mir, es ist oben am Nußbaum und ohne Herz kann ich nicht sterben; darum fürchte ich mich auch nicht!" Nun sprach der Fisch: „Ich trage dich wieder zum Nußbaum! Geh' und bringe dein Herz, denn meine Frau will, daß du stirbst!" Hierauf trug er das Eichhörnchen zurück; dies sprang auf die Erde, lief davon und sprach: „Warte, du dummer [2]) Fisch! warte, mich

Geschlechts. Vgl. Benfey, Pantschatantra I, 420 und meinen Artikel: „Eine mittelhochdeutsche Fabel" (in den „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn", Budapest 1877, I. Bd.)

[2]) Der Fisch ist bei den Zigeunern das Sinnbild der Dummheit, vgl. das zig. Sprichwort: „Dumm wie ein Fisch, klug wie ein Fuchs."

wirst du nicht wiedersehen!" Und der dumme Fisch kam ohne das Eichhörnchen zu seiner Frau, die ihn ordentlich durchprügelte . . . .

92.

***Der Kater und der Hund.**

Es war einmal ein armer Mann, der hatte nur einen Kater, mit dem er am Ende des Dorfes in einer verfallenen Hütte wohnte. Jeden Samstag ging er im Dorf von Haus zu Haus und bettelte. Da traf es sich einmal, daß er an einem Samstag Abend hungrig und ohne Gabe heimkehrte. Er hatte diesmal im ganzen Dorfe nicht ein Stückchen Brod erhalten. Als er also nach Hause kam und sich traurig und müde niedersetzte, da schlich sich sein Kater an ihn heran, schnurrte und sprach also: „Lieber Herr, du bist traurig! und wenn ich es errate, so bist du es deshalb, weil du heute kein Almosen erhalten hast. Nun, laß nur sein; ich will schon für uns Beide sorgen!" Drauf legten sich beide nieder und schliefen ein.

Am nächsten Morgen zeitig in der Frühe stand der Kater auf und schlich aus der Hütte hinaus. Er ging in den Nachbarhof, wo er seinen Freund, einen alten Hund besuchte. „Guten Morgen!" sagte der Hund, als er seinen Freund den Kater erblickte, „du bist schon zeitig aufgestanden!" Da antwortete der Kater: „Ja, ich bin heute zeitig aufgestanden, um dich ungestört besuchen zu können. Ich habe gestern abends einen Hund belauscht, der hatte ein Stück Fleisch im Maul und lief damit unter den Weidenbaum am Ende des Dorfes, wo er das Fleisch vergrub. Ich hätte es auch ausgegraben, aber ich muß bei meinem Herrn bleiben und kann mich nur schwer aus der Hütte entfernen." Da

bedankte sich der Hund und sagte: „Ich will das Fleisch holen und dir die Hälfte geben. Komme zu Mittag herüber und dann werden wir es teilen.“ Der Hund lief sogleich zum Weidenbaum und begann zu graben. Er scharrte und scharrte, er grub und grub, aber er fand kein Fleisch und schlich endlich müde und matt nach Hause; aber dort erwartete ihn schon sein Herr und schlug ihn gar jämmerlich, denn ein Kater hatte ihm eine Henne erwürgt und weggeschleppt. Dieser Kater war eben der des armen Mannes gewesen, welcher die erwürgte Henne seinem Herrn, dem armen Bettler brachte, damit sie Beide etwas zu beißen haben.

Als der Hund am nächsten Tage zum Kater kam, um ihm sein Leid zu klagen, da hörte er, wie derselbe seinem Herrn erzählte, daß er gestern den Hund zum Weidenbaum geschickt habe, damit er das Huhn stehlen könne. Dies hörte der Hund und ging sofort zurück in seinen Hof und dachte bei sich: „Na, wart' nur du falscher Kerl! das sollst du mir noch büßen.“

Nach einigen Tagen kam der Kater zum Hunde und wollte denselben abermals zum Narren halten. Dieser aber sprang auf den Kater los und biß ihn todt. Der Bettler hörte das Geschrei seines Katers und wollte demselben zu Hülfe eilen, aber er stolperte über einen Stein und fiel zu Boden, wo er todt liegen blieb.

Hier ist des Märchens Ende,
Gott Alles zum Guten wende!

93.

*Der Hund und das Schwein.

Ein Hund und ein Schwein lebten auf einem Hofe. Das Schwein bekam jeden Tag vollauf zu fressen, während der Hund hin und wieder einen kahlen Knochen

zum Benagen bekam. Während das Schwein einmal am vollen Troge stand, seufzte der Hund und sprach: „Du bist ein glückliches Tier! Den ganzen Tag arbeitest du nichts, schläfst nur ineinemfort und bekommst doch jeden Tag so viel Essen, daß du es kaum verzehren kannst; während ich, armer Geselle, Tag und Nacht, in Sonnenschein und Regen den Hof bewachen muß und nicht einmal schlafen darf, damit die Diebe nicht etwas stehlen! und was bekomme ich dafür? hin und wieder einen kahlen Knochen!" Da grunzte das Schwein und sprach: „Und doch möchte ich mit dir gerne tauschen! Du lebst auch noch zwanzig Jahre lang und selbst wenn du krepirst, braucht dich Niemand. Aber ich, armer Geselle, muß tagtäglich schlafen und fressen, soviel mir nur ins Leder geht, damit ich recht fett werde! Friß ich nicht, so werde ich erst recht geschlachtet; friß ich, so werde ich fett und werde dann auch geschlachtet. Also mein Freund, Fressen und Schlafen ist für mich auch eine Arbeit, so wie für dich das Wachen. Beneide mich dann, wenn du einmal meine Knochen zum Benagen bekommst!"

94.

Der kranke Wolf.

Es ging einmal ein Wolf ins Dorf und fing sich eine Gans. Er schleppte sie hinaus in den Wald, wo er sie in Ruhe verzehrte. Da blieb ihm ein Bein im Schlund stecken. Nun schrie und jammerte er, aber Niemand hörte ihn. Mit großer Mühe schleppte er sich zu seiner Höhle hin und gedachte, dort sein Leben zu beenden; aber er konnte weder leben noch sterben, sondern quälte sich zwischen Leben und Tod. Da traf es sich, daß gerade ein Fuchs und ein Schäferhund Freund-

schaft geschlossen hatten und an der Höhle des kranken Wolfes vorüber kamen. Als der Wolf den Fuchs hörte, rief er also: „Lieber Vetter, komm' herein! ich bin sehr krank und werde sterben, wenn du mir nicht hilfst!“ Als der Fuchs diese Worte hörte, sprach er zu seinem Freunde dem Schäferhund also: „Bleib' hier! ich komme sogleich zurück!“ Der Fuchs trat hierauf in die Höhle des Wolfes und fragte ihn: „Bist du krank, lieber Vetter?“ — „Ja,“ röchelte der Wolf, „ich bin sehr krank. Ein Gänsebein ist mir im Schlunde stecken geblieben. Du bist ein kluger Mann, darum bitte ich dich, zieh' mir das verfluchte Bein aus dem Schlunde!“ Grollend erwiderte darauf der Fuchs: „Das täte ich gerne, wenn ich nicht wüßte, daß ihr Wölfe geschworen habt, nie ein Fleisch, das euch einmal im Rachen steckt, fahren zu lassen! Dann hast du noch obendrein in meinem Revier gejagt. Du hast ja mir, als wir Freundschaft schlossen, den Schwur geleistet, nie eine Gans zu fressen; ich hingegen hielt meinen Schwur und habe seit der Zeit kein Lammfleisch verzehrt!“ Da begann der Wolf zu weinen und zu lamentiren und sprach endlich zum Fuchs: „Du bist ein kluger Mann und hilfst Jedem, nur mir willst du nicht helfen! Hilf mir und nie in meinem Leben will ich eine Gans anrühren!“ Drauf entgegnete der Fuchs: „Wahrlich, ich möchte dir gerne helfen, aber ich kann nicht, denn ich habe eine Wunde an meiner Hand, die mich sehr schmerzt! Aber draußen steht mein Freund, den werde ich dir hereinschicken; er ist für euch Wölfe der klügste Mann!“ Drauf lief der Fuchs lachend aus der Höhle hinaus und schickte seinen Freund, den Schäferhund hinein. Als dieser in die Höhle eintrat und seinen alten Feind, den Wolf vor sich sah, da packte er ihn mit den Zähnen und tödtete ihn.

95.

Der stolze Wolf.

Es war einmal ein Wolf, der war auf seine Klugheit und Stärke sehr stolz, denn er hatte in seinem Leben noch nie ein listigeres oder stärkeres Tier begegnet und dachte sich nun, daß ihm wohl Niemand auf Erden widerstehen könne. Er machte sich also einmal auf den Weg, um sich die große Welt anzusehen, denn daheim in seinem Gebirge war es ihm schon zu langweilig; er glaubte, dort unten im Tale, da gäbe es ein besseres Leben, das seiner Klugheit und Stärke würdiger sei. Er hatte von seinem Onkel, einem alten Fuchs, erzählen gehört, daß es unten im Tale viele Pferde, Schweine, ja sogar Menschen gäbe, die ein köstliches Mahl für einen verwöhnten Magen seien. Also, dachte sich der Wolf, auf! und hinab ins Tal!

Als der Wolf das Gebirge verlassen hatte, begegnete er auf einer Wiese ein altes Pferd. Ha! dachte er sich, das wird wohl ein Pferd sein, von dessen Fleisch mir der Onkel so viel Gutes berichtet hat! Will gleich kosten! Er trat vor das Pferd und sprach: „Ich will dich fressen, denn ich bin stärker und klüger als du!“ — „Ich bin schon alt“, entgegnete das Pferd, „und mache mir aus dem Leben gar nicht viel. Ich habe auch schon von Euerer Klugheit gehört und bin bereit zu sterben, doch wollet mir vorerst eine Bitte gewähren! Mein Herr hat mir auf den Huf an meinem rechten Hinterfuß etwas geschrieben, das ich nicht lesen kann. Habt die Güte und lest es mir vor, dann will ich ja gerne sterben!“ — „Nun also, laß sehen!“ sagte der Wolf und das Pferd hob seinen rechten Hinterhuf in die Höhe. Als der Wolf die Nägel betrachtete, schlug das Pferd aus und traf den Wolf mitten auf die Stirne,

so daß er heulend und jammernd davonlief und sagte: „Nimmer will ich ein Schreiber sein!“

Nach einigen Tagen kam er auf ein Feld, wo er drei Schweine antraf. Er lief auf sie zu und rief: „Ah, ihr seid Schweine, nicht wahr? nun, ich werde euch fressen, denn ich bin stärker und klüger als ihr!“ Da sagte ein Schwein: „Herr, wir haben von Euerer Klugheit schon gehört und lassen uns gerne von Euch verzehren, doch hört nur einmal unser Lied an, das wir singen werden; so ein Lied habt Ihr noch nicht gehört, und für einen klugen Herrn schickt es sich, Alles zu wissen!“ Hierauf begannen die drei Schweine so laut zu quicken, daß die Leute aus dem Dorfe herbeieilten und den Wolf vertrieben. Dieser dachte sich nun: „Ich will nimmer ein Cantor sein!“

Da geschah es einmal, daß der stolze Wolf einen Knaben antraf, der einen Baumstamm zerspalten wollte. Er hatte denselben schon zur Hälfte gespalten und einen Keil in die Spalte getrieben, um seine Arbeit zu erleichtern. Der Wolf dachte bei sich: Nun, das ist nur ein kleiner Mensch; mit dem werde ich schon fertig; denn die, die mich von den Schweinen vertrieben haben, das waren ja große Menschen! Nun also, drauf los! — Er trat vor den Knaben hin und sprach: „Ich will dich fressen, denn ich bin stärker und klüger als du!“ — „Nun, wenn es sein muß,“ entgegnete der Knabe, „so will ich ja sterben, aber schade ist es um die Kappe in diesem Baume!“ — „Was für eine Kappe?“ fragte der Wolf. — „Nun in diesem Baume“, entgegnete der Knabe, „ist eine Kappe verborgen; wer sie besitzt, der wird der Klügste auf der Welt. Ihr verdient eine solche Kappe zu besitzen; so helft mir diesen Stamm zu zerspalten; steckt Eueren Schweif in diese Spalte, dann könnt Ihr leicht die Kappe erhalten!“ Der Wolf

tat auch also; der Knabe aber schlug den Keil heraus und der Schweif des Wolfes war in die Spalte eingezwängt, so daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte. Hierauf lief der Knabe ins Dorf, um Leute zu holen. Als der Wolf die Menschen kommen sah, riß er sich von seinem Schweife los und rannte mit einem Stummelschwanz heim ins Gebirge, wo er sich in seiner Höhle niederlegte und seine Wunde pflegte. Wenn ihn späterhin seine Genossen riefen, mit ihnen hinab ins Tal zu gehen, da sagte er stets: „Ich will kein Schreiber sein; ich will kein Kantor sein; ich will kein Kappenmacher sein! Gehe, wer da Lust hat!"

96.

*Der Fuchs, der Bär, der Wolf und der Hase.

Einmal schlossen der Wolf, der Bär, der Hase und der Fuchs Freundschaft und gingen stets mit einander auf die Jagd; hatten sie etwas erbeutet, dann war es stets der Fuchs, der bei der Teilung seine Freunde übervorteilte. Da traf es sich einmal, daß sie bei regnerischem Wetter nach Hause eilten. Es war spät in der Nacht und sie sahen im Dunkeln weder Steg noch Weg. Voran ging der Fuchs und auf einmal verschwand er; ihm folgten die Andern nach. Sie waren Alle in eine tiefe Grube gefallen, woher sie nicht mehr herauskriechen konnten. Zwei Tage lang saßen sie nun in der Grube und wußten noch immer nicht, wie und auf welche Art sie herauskriechen könnten. Obendrein plagte sie Hunger und Durst. Da sprach am dritten Tage der Fuchs also zu seinen Gefährten: „Wir werden Hungers sterben! Ich schlage daher vor, daß wir alle nach einander schreien sollen und dessen Stimme am schwächsten ist, den tödten und verzehren wir!" Die Gefährten nahmen

den Vorschlag des Fuchses an und schrien aus Leibeskräften. Die Stimme des Hasen war am schwächsten und er wurde also von seinen Gefährten getödtet und verzehrt. Als es Nacht wurde, kroch der Fuchs zu dem Wolf und flüsterte ihm zu: „Vetter, ich bedauere dich! Heute hat der Bär stärker geschrieen als du! Morgen werden wir dich verzehren! Doch, wenn du mir folgst, so will ich dich retten! Morgen, wenn wir schreien sollen, nimm einen großen Stein in dein Maul und schreie, so wirst du uns alle übertreffen!“ Der Wolf bedankte sich für den guten Rat und als sie am nächsten Morgen schreien sollten, da steckte er sich heimlich einen großen Stein in den Rachen und schrie; doch seine Stimme wurde kaum gehört und er ward daher von seinen Gefährten getödtet und verzehrt. Als der Bär den Leib des todten Wolfes aufschlitzte, fand er im Rachen desselben den großen Stein und verwundert sprach er also zum Fuchs: „Schau her! da find' ich diesen großen Stein im Rachen des Wolfes!“ Hierauf versetzte der Fuchs: „Ja, das ist ein Stein, den man essen kann. Ich habe hier schon solche Steine entdeckt und wollte es dir soeben sagen!“ — „Wo sind die Steine?“ fragte der Bär. — „Hier!“ versetzte der Fuchs und überreichte seinem Gefährten einen Stein. Der Bär verschlang ihn und suchte sich noch einige Steine hervor, die er verzehrte. Nach einer Weile fühlte er heftige Schmerzen im Leib und hast du's gesehen! der Bär berstete und starb. Er hatte Kalksteine gefressen, die in seinem Magen zu brodeln und zu brennen begannen und seinen Leib auseinander trieben. Da sagte der Fuchs zu sich selbst: „Da hätten wir nun Speise und Trank auf zwei, drei Tage! Bis dahin werde ich ja etwas ersinnen, um aus diesem verfluchten Loche herauszukommen!“ Er aß nun das Fleisch seines

todten Kameraden und trank dazu das Blut desselben. Nach drei Tagen ging ihm der Vorrat aus und er wußte nun nicht, was anfangen. Da erblickte er hoch über sich am Rande der Grube einen Strauch, in dessen Zweigen ein Vogelnest sich befand. Im Neste waren einige junge Vögel. „Da gibts einen Rat!“ meinte der Fuchs und als die alten Vögel heimkehrten, rief er ihnen zu: „Hört da droben! Wenn ihr mir nicht sofort etwas zum Essen bringt, so springe ich hinauf und fresse euere Jungen!“ Da erschracken die beiden Vögel und riefen: „Wir werden dir gleich Speise bringen!“ Sie flogen hierauf fort und brachten dem Fuchs eine Taube. Der Fuchs verzehrte sie und rief dann hinauf: „Jetzt helft mir aus der Grube heraus, sonst fresse ich euere Jungen!“ Die beiden Vögel erschracken und riefen: „Wir werden dir gleich helfen!“ Sie flogen hierauf fort und berieten sich mit ihrer Sippschaft, was sie tun sollten! Da beschlossen sie Zweige herbeizuschaffen und die Grube auszufüllen, damit der Fuchs herauskriechen könne. Und so machten sie es auch. Viele hundert Vögel brachten in ihrem Schnabel Zweige herbei, die sie in die Grube warfen. Gar bald war dieselbe so hoch mit Zweigen angefüllt, daß der Fuchs bequem herauskriechen konnte. Er lief stracks nach Hause und sprach zu sich selbst: „Du bist doch ein kluger Kerl!“

97.

Reinecke rächt sich an Isegrim.

Es war einmal ein gar strenger Winter. Weit und breit lag der Schnee und Herr Isegrim konnte schon seit drei Tagen sich keine Beute erjagen. Er war sehr hungrig und dachte bei sich: Ich will zu meinem Vetter den Fuchs gehen! Der ist ein kluger Mann und hat

stets etwas zum Beißen. Ich will zu ihm hingehen und ihn um ein Stück Fleisch ansprechen! — Herr Isegrim ging also stracks zur Höhle des Fuchses. Meister Reineke war nicht zu Hause. Er war mit seiner Frau auf Beute ausgegangen; in der Höhle aber befanden sich die drei Jungen des Fuchses. Da dachte sich der Wolf: „Wer weiß, wo mein Vetter weilt! Ich fresse seine Rangen auf; er wird es ja nie erfahren, wer es getan hat!“ — Er zerriß drauf das erste Junge und fraß es auf; schon wollte er auch das Zweite zerreißen, als plötzlich der Fuchs nach Hause kam. Er merkte sogleich, daß der Wolf ihm ein Junges aufgefressen habe, er sprach aber nichts. Der Wolf rief: „Gott beschütz' dich, lieber Vetter! Ich bin zu dir gekommen, um mir ein Stück Fleisch von dir auszuleihen; denn ich habe schon meine Füße wund gelaufen und kann jetzt keine Beute machen!“ — „So!“ entgegnete der Fuchs, „nun Fleisch habe ich nicht! Es sind jetzt gar schlechte Zeiten! Ich muß auch Tag und Nacht auf der Lauer liegen, um etwas zu erbeuten! Aber wenn du deine Füße wund gelaufen hast, so ziehe dir Schuhe an. Ich weiß einen Ort, woher du dir Schuhe holen kannst!“ Da dachte bei sich Isegrimm: Nun, die Schuhe sind aus Leder, und im Nothfall frißt man auch Leder! Er sprach also zum Fuchs: „Vetter, du bist ein braver Mann! führ' mich also hin zu dem Ort, wo die Schuhe sind; ich will mir also Schuhe holen und dieselben anziehen! Vielleicht kann ich dann leichter ein Tier erjagen!“ Nun führte der Fuchs seinen Vetter, den Wolf zu einer aufgestellten Falle und sprach dort also zu ihm: „Hier ist auch Fleisch! Greife hinein und dort findest du auch Schuhe!“ — „Du bist der beste Mann der Welt!“ rief der Wolf und griff in die Falle. Klaps! er war gefangen! Da lief der Fuchs von dannen und rief dem

gefangenen Wolfe zu: „Nun, Vetter Isegrim! Du hast meinen Sohn gefressen; jetzt werden dich die Hunde fressen!“ — Bald kam der Jäger und erschoß den Wolf. Er zog ihm die Haut ab und gab sein Fleisch den Hunden.

98.

*Der Fuchs und der Igel.

Es lebten einmal ein Fuchs und ein Igel in guter Freundschaft mit einander. Sie gingen eines Tages an einem Weinberge vorüber und da sprach der Fuchs zu seinem Kameraden: „Komm, gehen wir in den Weinberg und stehlen wir Trauben!“ Der Igel versetzte hierauf: „Ich fürchte mich, denn dort sind Fallen aufgestellt und wir könnten uns fangen!“ Der Fuchs aber sprach: „Fürchte dich nicht; komm' nur mit! Du weißt ja, daß ich einen Sack voll Klugheit besitze.“ Und sie gingen nun in den Weinberg und fraßen von den Trauben, als sie aber wegkamen, da fing sich der Fuchs in einer Falle. „Hilf mir Kamerade!“ rief nun der Fuchs dem Igel zu. Dieser aber entgegnete: „Ja, Freundchen, ich kann dir nicht helfen! Du hast ja einen Sack voll Klugheit und wirst dich irgendwie heraushauen können!“ Der Fuchs aber sprach: „Ich habe meinen Sack zu Hause vergessen; jetzt also rate mir, was ich tun soll!“ Der Igel entgegnete: „Ich rate dir dies: stelle dich todt und wenn du den Jäger kommen siehst, so f . . . . recht tüchtig. Wenn der Jäger den Gestank riecht, so wird er denken, du seiest in Fäulniß übergegangen und er wird dich wegwerfen.“ Der Fuchs tat auch also und als der Jäger kam und den Gestank roch, da warf er den Fuchs vor den Weinberg. So rettete der Fuchs diesmal sein Leben.

Ein anderes Mal gingen der Fuchs und der Igel in einen Hof und wollten Honig stehlen. Da war der Igel so unglücklich und fing sich in einer Falle. Da rief er: „Bruderherz, hilf mir! Du besitzt ja einen Sack voll Klugheit!" Der Fuchs aber erwiderte: „Lieber Freund, meinen Sack voll Klugheit habe ich unlängst verloren und wahrlich ich kann dir auch nichts raten!" Da sagte der Igel: „Also wird mich der Bauer hier finden und todtschlagen! Lebe wohl, teurer Freund! doch ehe wir scheiden, komm' her umarme und küsse mich zum letzten Mal!" Der Fuchs umarmte und küßte den Igel; dieser aber packte mit seinen Zähnen die Zunge des Fuchses so fest, daß er sich nicht mehr losmachen konnte. Da kam der Bauer heran und als er sah, wie der Igel den Fuchs gepackt hatte, da lachte er laut auf und schlug den Fuchs todt, den Igel aber ließ er laufen.

99.

Der Hase und der Wolf. [1]

Es war einmal ein gar strenger Winter. Da schlich ein Wolf durch's schneeige Feld und suchte nach Beute. Aber weit und breit fand er kein Tier, das seinen Hunger stillen wollte. Da begegnete er einen kleinen Hasen, der halberfroren über's Feld lief. Der Wolf setzte ihm nach und als er ihn abgefangen hatte, da schrie er: „Ich bin hungrig und du mußt mit deinem

[1]) Vgl. die Fabel vom Löwen und Fuchs, welche Landsberg aus einem hebräischen Werke des 10. Jahrhunderts in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" (XII, 1, 152) mitgetheilt hat. Vgl. auch Benfey, Pantschatantra I, 184 ff. und meinen Aufsatz: „Beiträge zu Benfey's Pantschatantra" a. a. O. S. 124.

Leibe herhalten!" Da versetzte der Hase: „Wie du siehst, so bin ich klein und obendrein auch noch mager! Also laß mich leben und ich will dich zu einem feisten Menschen hinführen, an dem du dich für drei Tage satt essen kannst!" Als dies der Wolf hörte, ließ er den Hasen los, ergriff aber sein Ohr, damit er ihm nicht durchgehe und sprach dann also: „Gut, ich will dich leben lassen! Komm' also und führe mich zum feisten Menschen!" Und das Häschen ging an einen Ort, wo es wußte, daß ein Jäger zu sitzen pflegte. Als dieser den Hasen mit dem Wolf kommen sah, nahm er seine Flinte zur Hand und zielte. Da sagte der Wolf zum Hasen: „Was macht der Mensch dort?" Der Hase versetzte: „Der Mann ist alt und schwach und guckt nach dem Tode aus. Er hat ein Rohr durch das man Alles auf Erden sehen kann, ich rate dir daher an, auf ihn loszuspringen, ehe er dich bemerkt, denn sonst könnte er kurz vor seinem Tode noch ein Gebet sprechen und du könntest sein Fleisch nicht recht verzehren!" [2]) Das nun ließ sich der Wolf nicht zweimal sagen. Er ließ das Ohr des Hasen fahren und rannte auf den Jäger los. Dieser aber schoß auf den Wolf, der blutend auf die Erde sank und starb; der kleine Hase aber lief nach Hause, in seine Höhle und lachte über seine Klugheit.

100.

*Das kurze Märchen.

Mein Vater hatte einen Vater, der hatte auch einen Vater und dieser hatte ebenfalls einen und dieser Vater

---

[2]) Die Zigeuner glauben, daß das Fleisch der Tiere resp. Menschen sehr schlecht zu genießen sei, die kurz vor ihrem Tode an Gott gedacht haben; daher sagen sie beim Essen eines zähen Fleisches: „Dachte an Gott" (gindinelás upro pro del).

meines Vaters seines Vaters Vater sein Vater hatte einen weißen Hund und dieser Hund fiel einmal in ein tiefes Wasser und nur sein Schwanz blieb draußen über dem Wasser und meines Vaters seines Vaters Vater sein Vater ergriff den Schwanz des Hundes und wollte das Tier aus dem Wasser herausziehen, aber der Schwanz riß ab und blieb ihm in der Hand, der Hund aber ertrank. Der Schwanz war kurz, daher ist auch dies Märchen so kurz. [1])

---

[1]) Vgl. das 57. gälische Märchen bei Campbell (erwähnt bei Köhler im „Orient und Occident"), wo ein Priester ein ertrinkendes Schaf aus dem Wasser herauszuziehen sucht, doch nur der Schwanz kommt heraus und der Erzähler fügt hinzu: „Wenn der Schwanz nicht herausgekommen wäre, so würde die Geschichte länger sein."